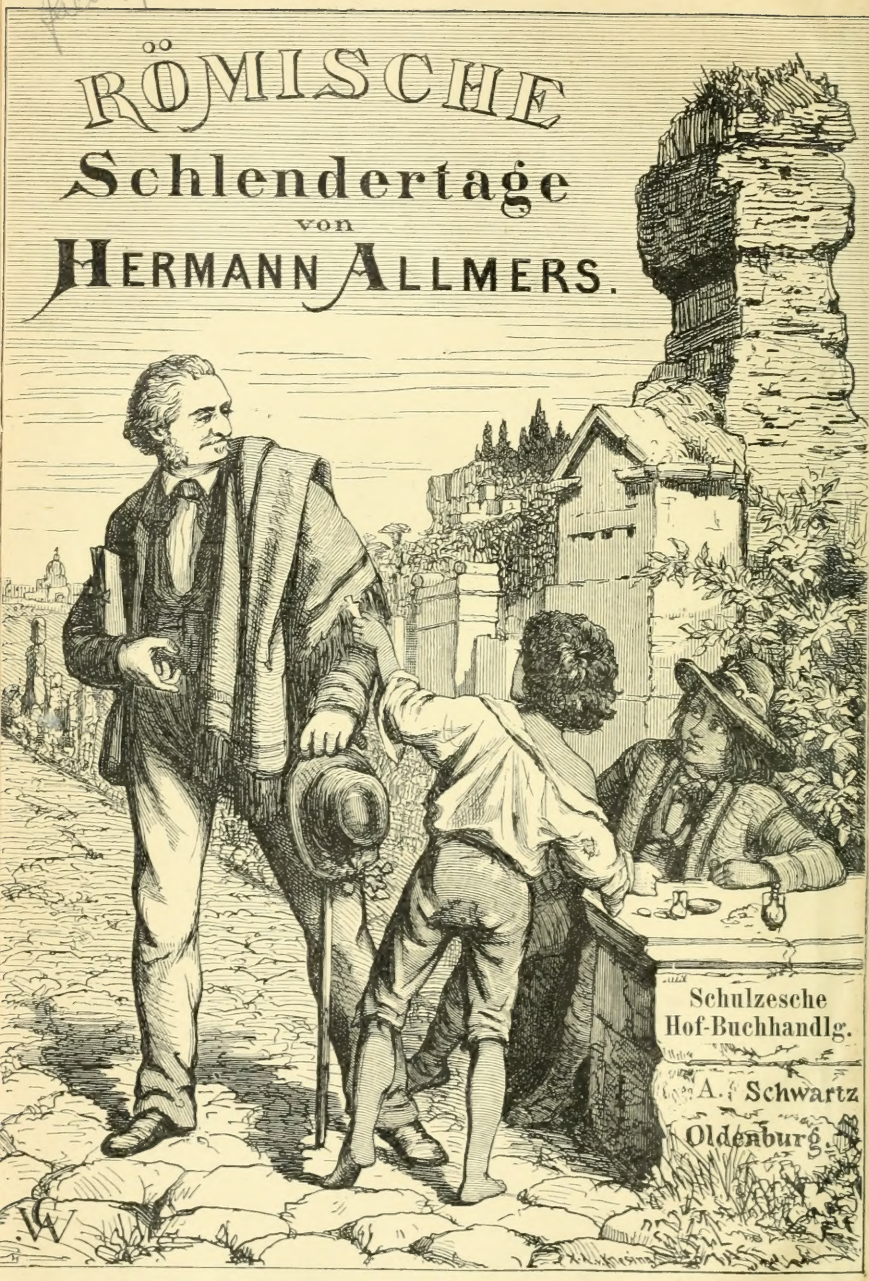
UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

June 1914

RÖMISCHE
Schlendertage
von
HERMANN ALLMERS.



Schulzesche
Hof-Buchhandlg.
A. Schwartz
Oldenburg

X. A. v. TH. KNESING. Gez. v. CÆSAR WILLICH.

A4397r

Römiſche Schlendertage

von

Hermann Allmers.

Zehnte illuſtrierte Auflage mit zwanzig Vollbildern.

134225-
30/9/14

Oldenburg und Leipzig.
Schulzeſche Hof-Buchhandlung und Hof-Buchdruckerei.
(A. Schwartz.)

Alle Rechte vorbehalten.

Meister sendet Ihnen den Sohn des [illegible]

der Hörer [illegible] im
[illegible] auf einsamem Pfad ~~[illegible]~~

[illegible]
Meister darf es nicht sein, daß sie im

Träume und begleite
[illegible], das herrliche Bild erkennend zu

[illegible] mir [illegible];
lebend erstrahlt sein Bild uns wohl geord[net]

[illegible]
[illegible] beschirmt Dir das Klare

einzigen Schauens u. Formen!

Herrn Prof. W. J. van der Smissen

in freundschaftlicher Hochachtung [illegible]

Prof. Otto Schaefer

München März 1902.

Seinen lieben Freunden

von der

Römiſchen Colonnageſellſchaft

weiht zum

Andenken an eine ſchöne Vergangenheit

dieſe Blätter

mit herzlichem Gruß und Händedruck

Hermann Allmers.

Von alten Wunderbildern
Ein großer Trümmerhauf,
In reizendem Verwildern
Ein blüh'nder Garten d'rauf.

Versunk'nes Reich zu Füßen
Vom Himmel fern und nah
Aus ander'm Reich ein Grüßen —
Das ist Italia! —

Eichendorff.

Inhalt.

	Seite
Italia. Gedicht.	
Einfahrt	1
Ein Tag in Rom. (Brief in die Heimath)	13
Weihnachtsbilder	23
Römisches Straßenleben	39
Volkscharacter	55
Aus dem Tagebuch	79
Dichtungen	147
Schutt und Scherben	189
Aus der Pflanzenwelt	203
Festleben in Rom	213
Zwischen den Mauern	233
Unter der Erde	245
Die vier Jahreszeiten der Kunst	279
Campagnawanderungen	291
Zum heutigen Kunstleben	321
Eine vergessene Stadt	335
Die Basilika	357
Pantheonsphantasien	393
Aus fernen Augenblicken	407
Aus dem Tagebuch. Zweite Folge	417
Abschied von Rom. Gedicht	441
Nachblicke und Nachklänge	443
Seinem lieben Mitschlenderer Detlefsen. Gedicht	463
Colonnalied	466
Erinnerungsbilder aus der Zeit der Römischen Schlendertage	469

Italia.

„Italia, Land der Herrlichkeit! Wie schön wär's da zu wohnen!"
So riefen schon in grauer Zeit die Cimbern und Teutonen.

„Italia, du Sonnenland! da wird das Glück uns strahlen!" —
So riefen wanderlustentbrannt die Goten und Vandalen.

„Italia sei der Fahrten Ziel! Auf, steuert denn von dannen!
Der Nord beflügelt unsern Kiel!" — So riefen die Normannen.

„Italia! Dort am Tiberstrom winkt uns die heil'ge Krone!
Folgt eurem König! Auf nach Rom!" — Klang's oft vom deutschen Throne.

„Italia!" tönt es tausendfach, „Heil dem, der dich betreten!"
So rufen bis zum jüngsten Tag die Künstler und Poeten.

Die Künstler und Poeten nur, die wußten's anzufangen.
Die Andern sind auf fremder Flur traurig zu Grund gegangen.

Die Künstler- und Poetenschaar, die kehrte glücklich wieder,
Bracht manches hohe Werk uns dar und manche hohen Lieder.

Der Künstler und Poeten Sinn stand nicht nach goldnen Kronen,
Des Lorbeer's edlerer Gewinn sollt' ihre Werke lohnen.

Die Reiche und die Kronen dort — — zertrümmert und zertreten,
Doch grünt der Lorbeer fort und fort den Künstlern und Poeten.

Einfahrt.

Nach Rom zu reisen, das ist heutzutage gar kein Wagniß mehr zu nennen, aber über Rom zu schreiben, über das bis in die neuesten Tage hinein so viel tausend Herzen und Federn sich ergossen haben, dazu gehört allerdings einiger Muth. Und doch wage ich es getrost. Ich bin weit davon entfernt zu glauben, daß ich in diesen Blättern viel Neues brächte, oder nie vorher eingenommene Gesichtspunkte darböte. Wenn Du, lieber Leser, mein Buch in solcher Hoffnung in die Hand nehmen solltest, so bitte ich Dich, es nur sofort wieder bei Seite zu legen. Du würdest es doch über kurz oder lang unwillig fortschieben und hättest vergebene Mühe und verlorene Zeit dadurch gehabt. Aber sind wohl in stillem, tiefem Sehnen Deine Phantasieen und Träume hinübergeeilt über die schneestrahlenden Alpenhäupter in das sonnige, schönheiterfüllte Land des Südens Italia, jenes wundersame uralte Ziel der Sehnsucht, das wie mit geheimer Zaubermacht seit grauen Jahrhunderten den Sohn des Nordens trieb, den

Wanderstab zu ergreifen, um dort einzukehren und einmal zu schlürfen den Vollgenuß irdischer Glückseligkeit; oder, lieber Leser, war es Dir vielleicht selbst vergönnt, in glücklichen Tagen zu wandeln auf dem geweihten Boden der ewigen Stadt, und Du erfreust Dich gern wieder in der Erinnerung daran, dann wirf mein kleines armes Büchlein nicht sofort wieder aus den Händen, es könnte doch immer sein, daß einige Strahlen aus dem hehren Lichtglanz jener Tage sich wieder in Dein Herz senkten, es auf einige Stunden erfreuend und beglückend.

Auch mir verlieh ein gütiges Schicksal, daß ich einen ganzen Winter, ein wonniges Stück vom Frühlinge und später noch ein paar schöne Herbstwochen in der alten hochherrlichen Roma weilen und schwelgen konnte. Dankbar und offen muß ich's gestehen, es vereinte sich Alles und Jedes, um jene Tage mit dem Glanze höchster innerer Glückseligkeit zu umgeben. Und wer könnte und sollte in Rom unter gleichen Umständen auch nicht glücklich sich preisen dürfen? Die schöne vollendete Freiheit, in der man sich bewegte, das gänzliche Fernliegen und Zurücksinken aller und jeder kleinlichen und peinlichen Sorgen und Erbärmlichkeiten unseres bürgerlichen Daseins, das milde wonnige Klima, eine landschaftliche Umgebung, in ihrer ruhigen Schönheit so ideal und stylvoll, wie sie zuvor nur auf Bildern eines Poussin oder Claude Lorrain, nie aber in der Wirklichkeit mein Auge geschaut hatte, der stete Verkehr mit lieben, hochgebildeten Menschen, die von gleichen Interessen getrieben, von gleicher Freude gehoben waren, flotte poesie-

erfüllte Zecherkreise, wie stilltrauliche Hausfamilien, dann der große welthistorische Hintergrund, der, wo man geht und steht, vor dem geistigen Auge schwebt, und nun das tägliche ruhige Genießen der höchsten und herrlichsten Kunstdenkmale, die je aus großen gottgeweihten Menschenherzen aufgingen; zu allem Diesem noch, wenn auch nicht übermäßig, doch leidlich Geld im Beutel und endlich, was doch das Beste war, ein trotz seiner vierzig Jahre noch echt junges Herz in der Brust, frisch und empfänglich allzeit; genug, dieses Alles in seiner ganzen zusammenklingenden Harmonie mußte wohl im Stande sein, jene wahrhaft olympische Seligkeit zu schaffen, in deren reinem Aether meine glückliche Seele sich aufschwingen und entfalten durfte in jenen unvergeßlichen Tagen.

Das ist nun vorüber, — verschwunden wie ein goldenes Traumbild, und ich sitze wieder fern in meinem stillen entlegenen Marschdorfe am schilfumrauschten Weserstrande. Um mich her aber liegen oder stehen hundert heimgebrachte liebe und werthe Andenken an den Süden: Kupferstiche und eigne Zeichnungen, antike Gemmen, Münzen, Vasen, Terracotten und andere Reste der Kunst und Kultur, nicht minder Pflanzen und Gesteine und selbst die dreiarmige römische Lampe, die mir dort manchen Abend leuchtete, hat mich begleitet bis in meine, Dir vielleicht durch mein Buch bekannte Marschenheimath*). Das Alles sagt mir genugsam, daß es kein Traum

*) Marschenbuch von Hermann Allmers. 3. Aufl. Oldenburg. Schulzesche Hof Buchhandlung (A. Schwartz).

war; und betrachte ich diese Gegenstände, mich zurückversenkend in jene Tage, da ich sie sammelte, so wird mein Herz voll seliger Erinnerung. Aber, weß das Herz voll ist, davon fließt einmal der Mund über, der Mund, oder nach Umständen die Feder.

Und wenn auch Dir, lieber Leser, ein Hauch meiner Freude aus diesen Blättern entgegenwehen sollte, oder wenn Dir gar beim Lesen derselben das Herz aufginge, sei's in Sehnsucht, sei's in Vorfreude oder Nachgenuß, dann wäre der Zweck meines Büchleins erfüllt, mein Vorhaben gerechtfertigt, mein kleines Werk reich belohnt.

Darum wird denn auch mein Buch ein echt subjectives bleiben, keine umständlichen Beschreibungen, keine langen Kunstkritiken, vor Allem aber keine kalten und weitläufigen Abhandlungen sollen seine Blätter füllen, diese namentlich will ich ganz den Historikern, Archäologen und andern schrecklich gelehrten Menschen überlassen. Nein, mein altes liebes hochherrliches Rom, von mir sollst du nicht abgehandelt werden.

Italien könnte man das Land der stillen*) Städte nennen; doch wenn ich das wundersame, einzige Venedig und allenfalls noch ein paar halbverödete und schweigende Städte, wie etwa das träumende Pisa, das alterthümliche Siena oder das weltabgeschiedene Ravenna ausnehme, so wüßte ich kaum eine größere Stadt in der Welt und vor Allem in Italien, die mehr geschaffen wäre zu stillbeschaulichem Leben, zu friedevollem und herzerquickendem Genießen und zu ungestörtem

*) Anmerk. Hier wie stets in diesem Buche ist dabei nur an das Italien vor seiner Wiedergeburt zu denken.

Herumschlendern als Rom. Eine großartige ernste und klassische Ruhe umfängt noch immer mit ihrem Zauber die ewige Stadt und wir werden mit davon ergriffen und erfüllt bis in das tiefste Herz hinein, ehe wir's selber ahnen. Aber diese Ruhe ist erfüllt von ganz eigner Stimmung. In ihr liegt nicht das wehmüthige Träumen der Romantik oder das Trauern um verlornes Glück, wie in Venetias still hinbröckelnder Herrlichkeit, und noch weniger ist sie ein dumpfes ausdrucksloses Hinbrüten oder jene bleierne Schwere der Langenweile, wie sie uns in Städten und Residenzen ergreift, die sich weder einer großen Vergangenheit noch einer frischen, lebenskräftigen Gegenwart zu erfreuen haben.

Die alte Roma ruht da voll ernster Majestät in dem Selbstgenügen des stolzen Bewußtseins, zweimal die Welt beherrscht zu haben, im Hochgefühl, daß vor ihrer Bedeutsamkeit die Gebildetsten aller Nationen sich verehrend neigen, und daß zu ihr fort und fort die Schaaren von Tausenden wallen, zu beten an geweihter Stätte, zu trinken ewige Herrlichkeit und darzubringen den Zoll staunender Bewunderung. Sei's der stolze Lord, der schönheitsselige Künstler, der ernste Forscher der Vorzeit, der einfältige Pilger, für sie Alle ist und bleibt die heilige Roma die Kaiserin, die Hohepriesterin unter den Städten.

Ich kann es nicht beschreiben, wie sie meinem Herzen wohlthat, diese Alles umfangende Ruhe. Und gewiß jedem Reisenden wird sie das, gleichviel, ob er von den lebensvollen Seeplätzen Marseille und Genua, oder zu Lande vom rührigen Florenz komme; vor allem aber beim Gegensatz zum ewig brausenden, großen Neapel.

Es sind keineswegs bloß die einsamen und verlassenen, ruinenvollen Orte der alten Roma, wo sie herrscht; nein, sie breitet sich aus über das ganze moderne Rom. Nirgends erblickt man wildes Rennen, nirgends die fieberhafte Hast des Geschäftstreibens. Man wandelt, schaut, genießt, redet mit einander, so ganz, wie's immer gefällt, in echter Gemüthlichkeit und Gemächlichkeit. — Der Yankee Amerika's hat das „Time is money" erfunden. „Zeit ist Geld!" ruft er und rennt lieber ein halb Dutzend seiner andern Zeitconcurrenten über den Haufen, als daß er eine Viertelstunde einbüßt.

In Rom müßte man sagen: „Zeit ist Genuß und Wohlgefühl," indeß wer sie erjagen will, betrügt sich selbst darum.

In Rom muß man nur schlendern in stiller Freude, betrachten, empfangen und genießen, und vergessen das ferne Weltgetümmel draußen, das Gezänk der Parteien und alle kleinlichen Sorgen des Alltagslebens, die Seele nur geöffnet großer Vergangenheit und ewiger Schönheit, das ist die wahre Weise in der ewigen Stadt zu leben. In Rom schlendert Alles, der Mensch und der Esel, der Heimische und der Ausländer, Hoch und Niedrich, Weltlich und Geistlich, Handel und Wandel, ja die Weltgeschichte selber schlendert hier seit Jahren ihren Gang ruhig weiter und nur dann und wann wird ihr von außen her ein Ruck oder Stoß versetzt, wenn sie gar zu sehr in ihrem Schlendrian hintenan geblieben ist.

Und auch ich habe Rom ehrlich durchschlendert zu allen Stunden, in der Sonnenpracht und Lichtfülle des heiteren Tages, wie im Mondenglanze der brunnendurchrauschten Nacht, einsam versunken in ruhigem Träumen und Schauen, oder

fröhlich vereint mit lieben Menschen. Jetzt durchwandle ich sie wieder im Geiste, die alten wohlbekannten Gassen und Plätze, und Du, lieber Leser, sollst mit mir wandeln hierhin und dorthin und mit mir genießen: **Römische Schlendertage.** —

„Eccola Roma“! rufen Vetturin und Reisende, wenn der Wagen die letzte Höhe von Ponte Molle erreicht hat, denn auf einmal liegt die ewige Stadt vor ihren Blicken ausgebreitet, ein Meer von Dächern und Ziegeln, Mauern und Bogen, Thürmen und Kuppeln, und in demselben Augenblick tritt auch hinter dem Monte Mario hervor St. Peter in seiner Alles beherrschenden Majestät.

Am Mittag des 13. November 1858 brachen auch wir dort in einen Jubelruf aus, der Doctor Detleffen, mein junger archäologischer Reisefreund aus Glückstadt und ich, die wir das Vordercoupé des Wagens einnahmen. „Eccola Roma!“ das ist Rom! riefen wir freudig aufjauchzend, wie wenn der Schiffer nach langer Meerfahrt endlich sein „Land, Land!“ jubelt, und reichten und drückten uns einander vor Freude die Hände, als wir das herrliche Ziel unserer Sehnsucht so plötzlich vor uns liegen sahen.

Und doch konnte man das Bild, das sich darbot, keineswegs ein glänzendes nennen. Eintönig und grau bedeckte der Regenhimmel die Landschaft, soweit er dem Auge erlaubte, ringsumher sie zu schauen, und zu Oefterem rieselte der Regen selbst in feinen Schauern herab, auch das, was seine Wolken noch übrig ließen, in graue Schleier hüllend, Farben wie Formen vernichtend.

So rollten wir über den Ponte Molle, die schnurgerade Straße der Vorstadt entlang, dann durch die Porta del Popolo und hielten jetzt unter fortwährendem Regen auf dem Platze gerade vor jenem Obelisken, der mit seinen vier wasserspeienden Löwen zu Füßen die Mitte desselben schmückt.

Die Porta del Popolo ist jenes Thor, durch das schon Tausende und Tausende der nordischen Fremdlinge eingezogen sind in das Reich der Herrlichkeit, in das ewige Rom, von Winkelmann und Goethe an bis auf die heutigen Tage. —

Wieder einige Minuten und wir durchschritten zur Seite des Fachino Rom's Gassen und Gäßchen, Plätze und einen Theil des Corso, stets unter rieselndem Regen. Kein Palast, kein Straßenprospect, kein Kunstdenkmal, Nichts machte jetzt Eindruck auf uns, Alles kam uns noch unglaublich nüchtern vor. Bei solchem grauen Wetter wäre uns selbst ein Blick in's Paradies langweilig erschienen. Das auch unsere anfängliche Begeisterung bedeutend abgekühlt ward, war nur natürlich.

Aber der Himmel meinte es gut mit mir. Es sollte mir das Glück zu Theil werden, an der Seite meines Freundes eine Wohnung zu finden, deren herrliche Lage ich nicht im Traume geahnt hatte. Nichts Geringeres war es, als der uralt heilige Boden des Capitolinischen Hügels selber, wo sich das Haus erhob, unter dessen Dache ich nun ein schönes Stück Leben genießen sollte. Warst Du je in Rom, Leser, so kennst Du auch wohl das hohe Haus, dessen weißes Gemäuer aus dem Grün seines Gartens so hell und freundlich über die spelunkenhaften Nachbarbauten weit hinaus-

leuchtet, jene Stätte deutſcher Forſchung und Wiſſenſchaft, das ſchöne Denkmal vom edelſten Sinne eines deutſchen Fürſten gegründet auf dem klaſſiſchen Boden des tarpejiſchen Felſen, ein Stück Vaterland mitten in Rom. Dort in der „Caſa Tarpea“ durfte ich raſten und war glückſelig darüber. Aber erſt am nächſten Morgen ſollte ich zu meiner hohen Freude gewahr werden, welch ein Bild mir geſtern die grauen Regenwolken verhüllt hatten. In ſtummes Staunen verſank ich, als ich an mein hochgelegenes Fenſter trat und über das Gärtchen voll ſüdlicher Gewächſe hinausſchaute, das mir zu Füßen lag. Zur Rechten breitete ſich die ganze Häuſermaſſe des heutigen Roms aus, zur Linken die weite Trümmerſtätte des antiken. Ich ſah vor mir eine maleriſche Tiberwindung, den Aventin mit ſeinen braunen Mauerreſten, ſeinen Kirchen und Klöſtern, ſah die rothe Steinmaſſe der Caracallathermen, den buſch- und cypreſſenbegrünten gewaltigen Trümmerberg der Kaiſerpaläſte, ſah einen Theil des Forums mit ragenden Säulen, Bogen und Mauerreſten. Im Grunde desſelben erhob ſich die Arkadenmaſſe des Coloſſeums und über Alles das und weiter noch über die mächtige trümmerbeſäete Campagna, die draußen vor den Mauern ſich ausbreitete, ſchweifte der Blick ungehemmt bis zu den blauduftigen fernen Sabiner- und Albanerbergen, welche in unſäglich reizvoller Linienſchönheit das herrliche Bild würdig umrahmten und nur nach Weſten hin in der Tiberniederung den Horizont freiließen. —

Tagelang hätte man ſtehen und ſchauen mögen und wäre nicht ſatt geworden des großen Anblicks. Wir aber

konnten uns nicht begnügen, es zog uns zu mächtig in die neuerschlossene Welt und so machten wir uns frisch auf und wanderten hinein in den goldenen Tag. Das war eine wonnige Wanderung voll Sonnenglanz und Glockenklang nah und fern; es war Sonntag. Der Morgen galt ganz der Trümmerstätte des alten Forums, der Nachmittag dem menschendurchwogten Corso, dem spanischen Platze und den Gärten des Monte Pincio, überhaupt dem modernen Rom. Und andern Tags sah ich die Herrlichkeit der Peterskirche und des Vaticans und auch den dritten Tag ward gewandert und alle übrigen Tage der Woche, hierhin und dorthin, drinnen und draußen vor den Mauern. Nach allen bedeutenden Kirchen ward gepilgert, alle nahe gelegenen Villen wurden besucht, Museen und Gallerien; dann endlich, als wir von Allem den ersten Eindruck empfangen hatten, als die Ah's und Oh's der Ueberraschung und des Staunens vorüber waren, als man sich nach und nach nicht nur allein nach Baudenkmalen und Kunstwerken umsah, sondern auch wieder Menschen suchte und sich ruhigem Gespräch hingab, war Einem erst so grundherzlich wohl, denn nun begannen die ruhigen und eigentlich erquickenden Tage, nun erst ward uns Rom lieb, traut und bekannt, tiefer das Schauen und Verstehen, leichter das Sondern des Bedeutsamen von dem Geringeren in der ungeheuern Masse des Schönen, und an die Stelle jenes betäubenden Staunens der ersten Zeit trat nun die schöne Freude ruhigen Besitzens und Genießens.

Ein Tag in Rom.

Brief in die Heimath.

Daß ich nun am Ziel meiner Sehnsucht, daß ich seit Wochen in der ewigen Stadt bin, wisset Ihr Lieben aus meinem ersten Schreiben; Ihr wisset auch, daß es mir Beneidenswerthem zu Theil geworden, an der herrlichsten und bedeutsamsten Stelle Roms eine Wohnung zu finden, auf dem heiligen Berge des Capitols selber, im Gebäude des deutschen archäologischen Instituts, welches ein wahres Stück Heimath, ein echter Theil deutschen Lebens und Strebens mitten in der Fremde genannt werden darf. Aber wie glückselig ich bin, das wisset Ihr nicht, das kann ich nimmer mit dürren geschriebenen Worten ausdrücken. Glücklich, wie ich's nur einmal in meinem Leben war, in den sonnigen Tagen der schönen sorgenfreien Knabenzeit im liebewarmen Elternhause. So will ich versuchen zu schildern, wie und auf welche Weise ich hier meine Tage zu verbringen pflege, Euch zur Kunde, Andern zur Anleitung und Nachahmung, denn ich glaube wirklich, daß ich schon die Kunst inne habe, zu leben und zu genießen, wie man in Rom leben und genießen muß. —

Morgens also, nach dem Aufstehen und Ankleiden zuerst ein Blick zum Fenster hinaus auf das wundervolle morgenumstrahlte Stück Welt, das sich in seiner entzückenden Herrlichkeit vor mir ausdehnt; hierhin auf die kuppelreiche Häusermasse der modernen Stadt, die ich überschauen kann bis zum Alles beherrschenden St. Petersdom, dorthin über die südlichen Pflanzengruppen meines Hausgartens auf die Trümmerwelt des antiken Roms, auf das weite Hügelmeer der Campagna bis zu der morgenduftigen Kette der Albaner- und Sabinergebirge. Dann eine kurze Unterredung mit meinem lieben archäologischen Freunde und Stubennachbar Detlefsen und nun mit ihm vereint oder allein zum ersten Frühstück in ein Kaffeehaus.

Meistens wird eines jener kleineren aufgesucht von niederem Range, wo man das Volk beobachten kann, namentlich eines, welches ganz in unserer Nähe liegt, unmittelbar am Forum, dicht hinter den Granitsäulen des Saturntempels, zu deren Füßen noch die Trümmer der alten Rednerbühne (rostra) zu schauen sind. Weil es bis dahin ohne Namen war, haben wir es „Café Cicero" getauft, denn uns gelang es, einem wißbegierigen Sohne Berlins als neuestes Resultat der Archäologie aufzubinden, selbiges habe wirklich schon zur Zeit Ciceros existirt und es sei nachgewiesen, daß dieser nur hier, ehe er seinen catilinarischen Donner losbrechen ließ, seine morgenliche Schale Mocca geschlürft habe.

Oft aber auch wird das feinere Café Colonna gewählt, gelegen am Corso und dem Platze, auf dem die riesenhafte Antoniussäule sich erhebt. Hier liegen die besten italieni-

schen Journale aus, das Journal des Débats und die alte gute Augsburger Allgemeine, und wo die ist, findet sich stets ein Kreis von Landsleuten.

Im Café Colonna nun sind es meistens Freunde und nähere Bekannte, mit denen wir zusammentreffen, und täglich werden die Stunden traulicher, die Räume anheimelnder und die kleine Zahl von Freunden und Heimathsgenossen größer, so daß hier nach und nach ein echt deutscher Sammelpunkt geworden ist, namentlich von Solchen, die auf dem Capitole oder in dessen Nähe wohnen, denn das Café Greco, der altherkömmliche Versammlungsort der deutschen Künstler an der Via Condotti, liegt zu fern und ist unbehaglich.

Nach einiger Zeit sitze ich dann wieder ein paar Stunden allein auf meinem Zimmer, in Mommsen's römischer Geschichte oder im Winkelmann oder Vasari lesend, schreibend oder an der großen Rundschau meines Fensters zeichnend, während Detlessen meistens im Vatican oder auf irgend einer andern Bibliothek, an seiner Plinausausgabe arbeitet.

Drüben auf den Zinnen der Engelsburg weht jetzt die Tricolore und jeden Mittag erinnert ein von dort her gerade auf die Stadt gerichteter Kanonenschuß mit dröhnender Mahnung die Römer daran, was die Glocke geschlagen und nach wem man sich zu richten hat, worauf sofort von allen Thürmen eine Viertelstunde lang Geläute ertönt. Für mich indeß ist jener Schuß das Signal, Bücher, Schreibsachen und Zeichenbrett wegzulegen, mein Plaid umzuschlagen und vom tarpejischen Felsen herabzusteigen. Schnell wird noch in einem passend gelegenen Café ein „Mischio" (eine Tasse

halb Chokolade, halb Kaffee) nebst einem Imbiß genommen und dann geht es in irgend eine der Gemäldegallerien oder Antikensammlungen, die meistens bis 3 Uhr Nachmittags geöffnet sind, und jeder Tag hat darin seine besonderen Genüsse. So ist Montags der Vatican offen, dessen Besuch natürlich wie eine heilige Pflicht angesehen wird, Dienstags und Freitags öffnet der glanzvolle Palast Doria seine herrlichen Bilderräume; Mittwochs hat man in den Palästen Barbarini und Colonna freien Zutritt; Donnerstags erschließt das capitolinische Museum seine Schätze; Sonnabends thut sich die zwar kleine, aber perlenvolle Gallerie des Palastes Sciarra auf, während die des liberalen Fürsten Borghese alle Wochentage mit Ausnahme des letzten zum Schauen einladet. Ebenso sind an jedem Tage auch noch die Sammlungen der antiken und altchristlichen Skulpturen des Lateranpalastes zu sehen, dann an gewissen Tagen vor den Thoren die verschiedenen Villen mit ihrer Marmorpracht und Gartenherrlichkeit und endlich noch die 365 größeren und kleineren Kirchen, von denen manche auch wieder wahre Museen von Kunstwerken sind; — genug Ihr seht, man hat sein Stück Arbeit, wenn man das Alles in einem kurzen Winter gewissenhaft bewältigen will, und man muß eine gute Natur haben, um von so vielem Großen und Herrlichen nicht erdrückt zu werden, sondern seine volle Frische zu behalten.

Doch weiter. Der noch übrige Theil des Nachmittags wird dann mit Besuchen der Bildhauer- und Malerwerkstätten hingebracht, oder mit einer kleinen Wanderung außerhalb der Mauern, oder mit Zeichnen in freier Natur, wenn

die Luft recht mild und lieblich und alle Gegenstände schön in der Spätnachmittagssonne leuchten und glühen. — Diese Tageszeit ist mir vor Allem lieb und erquickend. Mit jeder Minute werden dann die Farben prächtiger, die Schatten blauer, violetter, purpurner, die Lichter feuriger und goldner, namentlich an den röthlichen Ruinen. Der Himmel im Zenith ist mild blau, tiefer nach dem Horizont zu aber hat er meistens jenes leuchtende Goldgrün, das auch bei uns zuweilen bei schönen Sonnenuntergängen am Herbsthimmel, wenn auch nur sehr schwach, sich zeigt, und endlich am Horizonte selbst stehen Wolken und Berge in ruhigem Purpur, von dem aber ein unsäglicher Glanz aufgeht. Vor Allem schön sind an solchen Abenden die fernen Schneehäupter der Abruzzen, deren Spitzen wie feuriges Gold über die blauvioletten Sabiner- und Albanerberge herüberschimmern.

Dieser ganze Farben- und Lichtzauber aber hat im Nu sein Ende erreicht, so wie die Sonne unter dem Horizonte ist. Die leise ausklingende Dämmerung des Nordens, die den Tropen gänzlich fehlt, kennt auch der europäische Süden nur noch in unbedeutender Erscheinung. In weniger als zehn Minuten ist es fast völlig Nacht geworden, aber auch jetzt noch ist der Himmel wundervoll azurblau, und die Sterne funkeln so zauberhaft und golden, wie nur bei uns in frostklirrender Januarnacht.

Und nun erst schlägt die Stunde, wo man, wie nach antiker Weise, seine Hauptmahlzeit hält. Gegen sechs Uhr Abends findet man mich in einer echt römischen Trattoria, die in einem Nebengäßchen des Corso liegt und den inter-

essanten Namen „Tre Ladroni“ (Zu den drei Straßenräubern) führt, und wieder um die Zeit meinen wohlbekannten Kreis lieber Menschen an einem ihrer schlichten Brettertische hinter den dampfenden Maccaronischüsseln versammelt sieht, während die prasselnden Küchenfeuer, die brodelnden Schmalzkesseln, die bunt durcheinander liegenden Eßwaaren, Wild und Meerfische, südliche Früchte und Gemüsearten aller Formen und Farben und das ganze charakteristische Volksgetreibe ringsum die fesselndsten und wechselreichsten Bilder bietet. Maccaroni sind denn auch bei mir die tägliche Vorspeise geworden. Andere vortreffliche Landesgerichte sind hier das Fritto misto (allerlei gehackte Fleisch-, Fisch- und Gemüsearten in Schmalz oder Olivenöl gar gebacken), Broccoli (jene Kohlart, die unserem Blumenkohl an Geschmack sehr nahe kommt), Cappone in umido (Kapaun in Brühe), Cignale (Wildschweinsbraten), Risotto (gebackener Reis, kräftig gemacht durch Käse, Fleisch- und Schinkenstückchen), Crostata di frutti (ein feiner krustenartiger Butterteig mit Früchtchen darin) u. s. w. Dazu ist der übliche Tischwein äußerst mild, lieblich und wohlfeil.

Mit der italienischen Küche befreundete ich mich immer mehr, denn sie ist ebenso kräftig und saftreich, als fein und würzig und ich finde es ganz natürlich, daß Friedrich der Große, so sehr er alles französische liebte, doch fast nur Italiener zu Köchen hatte.

Eine lebendige Unterhaltung würzt uns vollends das Mahl, denn eine bessere Tischgesellschaft kann's kaum geben. Junge Archäologen und Philologen, bauende und bildende

Künstler und ein halbes Dutzend anderer herzenswarmer und hochgebildeter Menschen machen den Kern desselben aus, an den sich dann oft noch bald dies bald jenes Menschenkind anzuhängen sucht. Und das in Rom der Stoff der Rede nicht leicht ausgeht, kann man denken. Die Archäologen tischen ihre Vermuthungen auf, die Künstler ihre Entwürfe und Skizzenbücher, die Touristen ihre „beispiellosen" Erlebnisse. Da werden Pläne gemacht und Vorschläge gethan, wohin morgen gewandert und wo heut Abend gekneipt werden soll, und manchen treffenden Witz belohnt schallendes Gelächter. — Schon jetzt denke ich mit Wehmuth daran, wie dieser frohe Kreis lieber Menschen, der jetzt so voll innern Glücks und echter Seelenharmonie fest aneinander hält, einst in alle Winde zerstoben und zerflogen sein wird.

Nach Tische geht es wieder auf eine Stunde in's Café Colonna, wo sich unser Kreis noch vergrößert. Es wird Kaffee getrunken, in die Zeitungen geschaut und, namentlich von den Ankömmlingen, so entsetzlich viel politisirt, daß wir diese abendlichen Zusammenkünfte bereits die Conferenz zur Aufrechterhaltung des europäischen Gleichgewichts genannt haben. Von 8—10 Uhr endlich sitze ich im Saale einer sogenannten Privatakademie und zeichne nach lebenden Modellen, was mir großen Genuß gewährt. Das Eintreten in eine solche Akademie für einen oder zwei Monate kostet sehr wenig und man lernt außerordentlich dabei. Ich sehe deutlich, wie fort und fort meine Zeichnungen besser und sicherer werden, und die Sache ist höchst interessant. Allabendlich schafft der Unternehmer Luigi ein neues Kostüm und ein

anderes Individuum herbei, bald ein Prachtexemplar von einem alten langbärtigen Kapuziner, bald einen ruppigen, schafpelzigen Campagnolen, bald einen schönen dunkeläugigen Hirtenknaben, jetzt eine sybillenhafte, runzelvolle Alte mit Rocken und Spindel aus Trastevere, jetzt ein stolzes glutäugiges Prachtweib in der reichen gold- und scharlach-leuchtenden Tracht des Albanergebirges und dann wieder ein Mädchen, das, kaum den Kinderjahren entwachsen, schlank, zart und knospenhaft, einer Mignon gleich das Tamburin schwingt. Der gedrungene, muskelreiche Luigi selbst, wie seine Söhne, der zwanzigjährige Ignazio mit seiner schlanken Hermesgestalt und der kleine Fortunato, schön wie ein antiker Eros, bilden die köstlichsten Acte. So geht es Abend für Abend in stetem, höchst interessantem Wechsel, bis wohl zum Schlusse des Tages in einer echt römischen Osterie uns die binsenbeflochtene Flasche süßen Orvietos oder dunkelrothen Grottaferrataweines noch einmal vereint. —

Mitternacht ist da, man geht nach Haus und nimmt noch das beglückende Bewußtsein mit sich, daß heute wiederum Genuß und Pflichterfüllung zusammenfielen.

Das ist das Bild eines gewöhnlichen Alltags. So lebt sich's im Patrimonium Petri, so lebt sich's in Rom.

Weihnachtsbilder.

Wer hätte von Rom und römischem Leben gehört und wüßte nicht auch von den Pifferari! In später Jahreszeit hatte ich die ewige Stadt betreten, bald kam die heilige Adventzeit heran, und ehe ich mich dessen versah, drangen mir eines Morgens beim Verlassen meiner Wohnung seltsame Klänge und Melodien entgegen, wie sie nimmer zuvor mein Ohr vernommen hatte.

Da standen sie vor dem Marienbilde an der Ecke jenes Hauses; leibhaftig standen sie da, gerade so wild und braun und zerzaust, wie ich sie mir gedacht, diese Söhne des Gebirges im zottigen Schafpelz und zerlumpten Mantel, mit dem Spitzhut auf dem Kopf und den Sandalen an den Füßen, ein grauhaariger Alter mit seiner heimischen Sackpfeife — sie nennen sie Zampogna — und ein schöner unschuldiger Knabe, ungefähr fünfzehn Jahre alt, mit einem wahren Wald von langem schwarzen Kraushaar, der die Piffera, eine Art Schalmei spielte und mit heller Stimme

in Absätzen einen kurzen Vers dazwischen sang. Sie kehrten sich nicht an das Getreibe, das sie umgab, sie kümmerten sich wenig darum, ob die Menschen ihnen zuhörten oder nicht, sie spielten und sangen ihre uralten wunderbaren Weisen in rührender Einfalt und Andacht zur Verkündigung der frommen Gnadenzeit und zur Ehre der heiligen Jungfrau und ihres göttlichen Kindes. Und seitdem habe ich, die ganze Adventszeit hindurch, wo ich nur Pifferari getroffen, ihnen gelauscht und mich immer herzlich ihrer gefreut, bis ihre Weisen mit dem Anbruch des Christfestes selbst verstummten.

So fremdartig, so grell und schneidend scharf auch anfangs die Töne erscheinen, es wohnt ein Zauber in diesen alten merkwürdigen Weisen, der das Herz packt, je öfter und je länger man ihnen zuhört. Sind die Melodien selbst mit ihrem ganz eigenthümlichen Tonfall, namentlich mit ihrer wunderbaren, meistens aus Quinten und Sexten bestehenden Harmonie, ihren seltsamen Schlußstrophen und Ausklängen schon an sich äußerst schwer im Gedächtniß zu behalten und wiederzugeben, so ist die hinreißend kindliche Einfalt, mit der sie dieselben spielen und singen, erst vollkommen unnachahmlich, und darin liegt eben auch ihr größter Zauber.

Auch der Text zu den Weisen ist so einfach, so rührend naiv, als ob ihn Kinder verfaßt hätten.

Alle Versuche, diese vielleicht in's frühe Mittelalter hineinreichende Melodien in Noten und auf andere Instrumente zu übertragen, mißlangen denn auch fast gänzlich. Das Harmonium mag noch das einzige Instrument sein,

auf dem der Charakter derselben annähernd wiedergegeben werden kann. Der Brauch aber, daß eben die einfältigen Hirten der Berge, denen einst zuerst die Himmelsbotschaft aus Engelsmunde kund ward, wiederum noch heute die Ersten sind, die herabsteigen von ihren Höhen und den Menschen die süße Kunde bringen, ist so rührend und so schön, wie kaum ein anderer in der ganzen katholischen Welt.

Meistens kommen sie aus dem Volskergebirg und den neapolitanischen Abruzzen und fast immer ist der Zambognaspieler ein Alter, der Schalmeibläser aber ein Knabe. Spielend durchziehen sie auch wohl die Straßen, ihren Gesang jedoch heben sie nur vor den Marienbildern an. In die Häuser treten sie nur, wenn sie dazu aufgefordert werden. Nie sah ich sie um eine Gabe ansprechen, wer aber gäbe nicht freiwillig und mit Freuden! Und so fliegt ihnen manches Geschenk aus den Fenstern in den Spitzhut. Wo aber ein Haus sich ihnen besonders freundlich erweiset, da schenken sie als kleines Zeichen ihrer Dankbarkeit wohl einen künstlich geschnitzten Holzlöffel, ehe sie scheiden. Und noch einmal ertönt ihr frommer Sang in der Christnacht, dann schauen sie am Weihnachtsmorgen die Herrlichkeit des heiligen Vaters im strahlenden Riesendom Sanct Peters und kehren darauf wieder heim zu ihren Bergen, ihren Hütten und Heerden, die Seele voll von all der Wunderpracht, die ihre Augen sahen im alten heiligen Rom. —

Den schönsten Weihnachtsgebrauch aber entbehrt Italien. Schon in vielen Gegenden des südlichen Deutschlands, namentlich Tyrols, mangelt der Weihnachtsfeier die waldgrüne

Romantik des strahlenden Christbaums, aber das Christkindlein bringt doch noch den Kleinen seine bunten Gaben. In Italien kennt man weder Weihnachtsbaum noch Christbescheerung. Den Kleinen bleibt nichts als die Krippenausstellungen in verschiedenen Kirchen und allenfalls noch die Kinderpredigten, welche in der Kirche Araceli zwischen Weihnachten und Epiphanias stattfinden. Diese Predigten werden indeß weniger für Kinder, als vielmehr von Kindern gehalten und gehören sicherlich zu den eigenthümlichsten Weihnachtserscheinungen des römischen Lebens.

Die alte Basilika Araceli auf dem Kapitol ist überhaupt vor Allem den Kindern gewidmet, weil sich daselbst ein ganz besonders wunderkräftiger kleiner Bambino (Christkindlein) befindet. Ja ein Bambino, wie kein anderer auf Erden; darum schenkte ihm der gute Pio nono auch eine seiner schönsten vergoldeten Kutschen, in welcher er jetzt, begleitet von zwei Klosterbrüdern, ausgefahren wird, wenn er bei den Wöchnerinnen, die in ihren Nöthen nach seiner Hülfe verlangen, seine Besuche macht. Darum ist auch in keiner andern Kirche Roms die Krippenausstellung oder, wie sie im Italienischen heißt, Presepe, so schön und großartig als hier. Mit ihren kerzenumstrahlten, farbenleuchtenden Figuren von Maria und dem guten heiligen Josef, den zottigen Hirten mit ihren Hunden, dem gemüthlichen und unvermeidlichen Ochslein und Eselein im Hintergrunde und endlich hoch oben in den Wolken dem behaglich schmunzelnd auf das Kindlein hernieder schauenden Gott Vater, umgeben von lauter jubilirenden Engelein mit goldenen Flügeln, war

sie im Stande, mir selbst wieder bunte Kindheitsträume herauf zu rufen.

Im unteren Raume vom Mittelschiff dieser Basilika nun und jener Kapelle mit dem Theater der Krippenausstellung gegenüber finden in besagter Zeit allabendlich gegen die Ave-Maria-Stunde und vor einer Zuhörerschaft, die indeß großentheils nur aus Frauen und Kindern besteht, diese Kinderpredigten Statt. Selten predigen Knaben, es pflegen meistens Mädchen von zehn bis zwölf Jahren zu sein, welche in den Schulen von ihren Lehrerinnen sicher lange vorher dazu abgerichtet werden mögen.

Wie zu einem Balle geputzt mit Blumen und Schleifen sah ich stets die kleinen munteren Geschöpfe mit einer Unbefangenheit, einer Sicherheit, ja fast mit einer herausfordernden Keckheit ihre Rednerbühne betreten, um welche sie sicherlich mancher Candidatus theologiae, der zum erstenmale schlotternden Knies und pochenden Herzens in weißer Halsbinde und schwarzem Talar die Kanzelstufen empor steigt, schmerzlich beneiden würde. Und nun muß man erst die Predigt zum Preise des Jesuskindleins selbst hören und sehen, diese Modulation der Stimme, dieses Pathos, diese Gestikulation, diese entzückten Mienen und zum Himmel gerichteten Augen —; Nichts zeigt mit einem Male so klar, welch eine gründliche Verschiedenheit ist zwischen unserer Jugend und den Kindern italienischen Blutes. Wohl über eine halbe Stunde lang währte fast immer eine solche Predigt und war oft untermischt mit längeren oder kürzeren Versen. Den Schluß aber bildete meistens eine pathetische

Aufforderung an Alle, der Kleinen, die heute das große Wort hatten, zu folgen und zu schauen dort den lieben kleinen reizenden Bambino in seinem Stroh und ihm Preis und Ehre darzubringen. — „Venite venite! tutti tutti tutti tutti tutti, subito subito!“ schloß dann die kleine Krabbe, und unter allgemeinem lauten „brava, bravissima!“ und Händeklatschen war sie mit einer Art Balletsprung von der Tribüne herunter und auf die Krippen-Ausstellung zugehüpft, die entzückte Menge hinterdrein.

Das ist Alles, was es am Weihnachtsfeste für die Kinder in Rom giebt. Erst die heiligen drei Könige bringen hier eine Bescheerung, freilich ohne Baum und Lichterglanz. Die Deutschen in Rom aber halten fest an der herzerfreuenden Heimathsitte des Christbaums, und fehlt auch die nordische Tanne den Bergen und Hainen Hesperiens, so nimmt man dafür des Landes dunkelbelaubten Lorbeer.

Auch die hohen Räume des Palastes Poli an der brausenden Fontana di Trevi, in welchen der deutsche Künstlerverein sein Lager aufgeschlagen hat, erhellt alljährlich ein lichtstrahlender und orangengeschmückter Lorbeer von stattlichster Größe. Der Künstlerverein selbst aber ist ein wahres Stück Vaterland mitten in Rom und das Centrum aller Geselligkeit unserer Landsleute. Seit länger als dreißig Jahren besteht er und hat schon manch herrliches und poesievolles Fest gegeben. Er steht unter dem Protectorate des österreichischen Gesandten und obwohl die Künstler ihn gegründet und ihm stets sein Hauptgepräge verleihen, kann

doch auch jeder Andere Mitglied werden, der nur deutschen Stammes und deutscher Zunge ist.

Eine deutsche Bibliothek, eine kleine Sammlung von Kupferwerken, ein Zeitungszimmer, ein Musikzimmer mit schönem Flügel, ein Spielkabinett und ein großer Speise- und Kneipsaal, von dessen Wänden in Kohlenzeichnung eine Menge Portraits einstiger und nun fortgereister Mitglieder des Vereins herabschauen, Alles ist da und echt deutsch Alles vom Präsidenten bis zum Jungen, der den Teller mit vaterländischem Sauerkraut nebst Bratwurst und den Seidel Bier aus der deutschen Brauerei in der Via due macelli aufträgt*).

In diesem Palast wohnte auch Cornelius und aus dem Erdgeschoß seiner Façade braust schäumend und mit prächtiger Wasserfülle über künstliche Felsen und zwischen allerlei Nixen und Tritonenvolk, das seinen Herrscher Neptun umgiebt, der imposanteste aller Brunnen Roms, die Fontana di Trevi, von welcher es heißt, daß, wer vor dem Scheiden aus der ewigen Stadt von ihrer Fluth getrunken habe, nicht sterben werde, bis er Rom wieder geschaut und abermals aus ihr getrunken.

Eine schöne Christfeier war es auch, die der Verein an jenem Weihnachtsfeste beging, welches ich in Rom erlebte. Herzerfreuend schon war es anzusehen, mit welchem Eifer die Vorbereitungen dazu betrieben wurden, wie Jung und Alt, Männer von Rang und Namen wochenlang allabendlich

*) Leider hat der Verein seit einigen Jahren sein altes schönes Haus verlassen und anderswo seine Stätte suchen müssen.

in Hemdärmeln in verschlossener Stube bei einander saßen, emsig pappend, kleisternd, pinselnd, ausschneidend und vergoldend; galt es doch nichts weniger als den großen Bescheerungssaal mit dem Aufwand aller märchenhaftesten Phantastik in ein strahlendes Zaubergemach umzuwandeln; denn auch die Familien der Vereinsmitglieder sollten diesmal Theil nehmen. Als endlich Alles bereit war und der heilige Abend heranrückte, nahm zuerst ein fast dunkler Saal die harrende Versammlung auf. Vor einer verschlossenen Thüre wartete man wohl eine halbe Stunde lang, bis Alles, groß und klein, sich eingefunden hatte. Es ward ein Zeichen mit einer Glocke gegeben, eine freudige, ahnungsvolle Stille trat ein und plötzlich erklangen drinnen die ernsten Akkorde einer Physharmonika, aus denen sich eine alte wunderschöne Melodie entfaltete.

Sie schwieg jetzt, aber bald ertönte anstatt ihrer die vierstimmige Weihnachtshymne von Bach, und in demselben Augenblick thaten sich langsam die Thürflügel auseinander und der stille feierliche Glanz eines hohen Transparentbildes leuchtete in dem dunkeln Raume. Man sah das schöne heilige Christkind von jubelnden Engeln getragen aus glorienumstrahlter Höhe zur dämmrigen Erde niederschweben, während vom unsichtbaren Chore immer schöner, immer lauter und jauchzender der Christhymnus erklang. Im letzten Ausklingen der Töne aber schlossen sich leis, wie sie sich aufgethan, wieder die Thüren. Und abermals trat Stille ein. Jetzt erschien ein junger Künstler als Hirt gekleidet und verkündete in dichterischer Sprache jubelnd die

Geburt des Heilandes, zum Schlusse die Menge einladend, in den Bescheerungssaal zu kommen. Aber heute vor Allem gehörte den Kindern das Himmelreich, sie sollten darum den Vortritt haben, dann die treuen Mütter und lieblichen Jungfrauen folgen und endlich hinterdrein Jeder, der nur sich mitfreuen wolle. So sprach er; ein Zeichen von ihm, und auf flogen unter neuer, aber lustiger Musik die Thüren des glanzerfüllten Gemachs und hinein gings nun mit Staunen und Jubeln in den Wundersaal, wo in der Mitte der kerzenvolle, reich geschmückte Lorbeer schimmerte, wo hoch über dessen Gipfel ein goldner Stern strahlte, wo ein fliegend Englein mit der Himmelsbotschaft in Händen ihn umkreiste, während Decke, Wände und Fußboden mit einer Fülle gold- und farbenprangender Dinge geschmückt waren, mit Blumensträußen und Fruchtgruppen, mit bunten fabelhaften Vögeln und schimmernden Rieseninsekten, Käfern, Schmetterlingen und Libellen, als ob ein ganzer Zauberfrühling urplötzlich emporgeblüht wäre.

Die Kinder bekamen Kuchen, Zuckerwerk, Spielzeug und andere Geschenke, die jüngeren Damen Blumensträuße, die verheiratheten schön geordnete Fruchtkörbe. Es wurden süßer Wein, Eis, Torte und andere Erfrischungen herumgereicht, und man bewegte sich eine Stunde lang fröhlich und gehoben in der lichtvollen bunten Märchenpracht durcheinander. Dann entfernten sich die Angehörigen der Künstler.

Und nun, als jene fort waren, vereinigte uns Männer im großen Speisesaale noch ein fröhliches Mahl, bei dem es wiederum viel Scherz und Ueberraschung gab und manch

begeisterter kräftiger Trinkspruch die Herzen erfreute und erwärmte. Nie aber klangen lauter die Becher, nie glänzten freudiger die Blicke, nie pochten höher die Herzen als bei einem einzigen Worte, dem Worte, so voll wundersamen Zaubers, so reich an Wehmuth und Wonne zugleich — das hieß Heimath!

Als indeß die Mitternacht herangekommen war, als das eigentliche Mahl zu Ende und hier und dort Bekannte und Befreundete zu einzelnen Gruppen dichter um Flaschen und Becher zusammenrückten, verließ ich den Saal und eilte, nur von einem lieben Freunde begleitet, hinaus in die blaue sternenvolle Christnacht. Wir durchstrichen Gassen und Plätze, hierin und dorthin uns wendend, wo wir gerade dachten, daß etwas Neues und Schönes zu sehen sein würde. Ein festlich bewegtes Leben war überall, wohin wir kamen, und erst recht festlich und feierlich war mir selber zu Muthe. Nur eines war und blieb mir seltsam und fremd. Wir Kinder des Nordens sind es gewohnt, die heilige Christnacht auf eine stille, in ihr weißes Schneegewand gehüllte Erde sich niedersenken zu sehen. Und hier rauschten die Brunnen, hier grünte, hier duftete es über alle Mauern herüber, die Goldfrucht der Orange schimmerte aus saftiger Blätterfülle, Lorbeer und Cypressen stiegen aus den Gärten empor, Rosen blühten in unendlicher Menge, gar die edle Morgenlandsgestalt einer einsamen Palme schaute majestätisch von drüben her und eine weiche linde Frühlingsluft hauchte vom tiefklaren Himmel, der voll ruhig glänzender Sterne auf die festliche Stadt niederschaute.

Darum war mir's jetzt immer, als ob nicht Weihnachten, sondern Ostern sei, und es nicht heißen müsse: „Christ ist geboren", sondern „Christ ist erstanden." — Aber es war dennoch Weihnachten überall und überall. Glockenklang durchhallte die Luft, Kerzenglanz und Weihrauch, Gesang und Orgelspiel drangen aus den Kirchen und verkündeten hundertstimmig der Welt die alte schöne Liebesbotschaft des Himmels. Die Hauptströme der Andachtsvollen oder Neugierigen gingen nach der Basilika Araceli auf der Höhe des kapitolinischen Hügels zur Krippenausstellung und von dort nach der Basilika Sta. Maria maggiore, wo die heilige Krippe selber aufbewahrt und ausgestellt wird. Auch wir folgten anfangs dem Strom der Menge, dann aber streifte ich abwärts weiter und weiter bis in die Trümmerwelt des alten Forums, die still und menschenleer mit ihren ragenden Denkmalen in mystischem Gedämmer dalag.

In lautloser Einsamkeit stand ich lange dort und schaute hinein in die Christnacht, verloren in Sinnen und Träumen. Denn meine Seele war zurückgeflogen in die Weihnachtszeit eines längst vergangenen Jahrhunderts und mein inneres Auge erschaute wundersame Dinge; Vergangenes tauchte herauf wie Nebelwolken und Gegenwärtiges verging wie Nebelwolken. Drüben die Häuser und Paläste der modernen Zeit fingen an zu zerrinnen, die schnörkelreichen Kuppelkirchen vergingen und versanken, selbst der Riesenbau Sanct Peters zerfloß in Duft, aber mächtiger, massenhafter und säulenreicher erhoben sich rings um mich her die dunklen Ruinen der Vorzeit. Freilich blieben sie

Ruinen, und selbst reicher noch als vorhin waren sie mit Gras und wildem Strauchwerk bewachsen, Säulen stiegen auf an Säulen, Bogen schwang sich an Bogen, Giebel ragte an Giebel, und zwischen all den zerfallenen Prachtresten schaute ich hier und dort in ernster Einfachheit mit dem heiligen Kreuze geschmückt die schlichten Mauern einer christlichen Basilika. Drinnen aber war Alles voll Glanz und Pracht. Der Boden von edlem, buntem Steinmuster, die Altäre mit ihren metallenen Antependien, ihren hohen Leuchtern, ihren goldenen und mit Edelsteinen besetzten Geräthen und Kruzifixen, alles blitzte und schimmerte im verschwenderischen Scheine unzähliger Kerzen und Ampeln, und auf dem goldig funkelnden Mosaikgrunde des Triumphbogens und aus der Apsis Kuppelwölbung schimmerten große heilige Gestalten.

Doch eine Basilika strahlte drüben herrlicher als alle andern, das war die von Sanct Peter auf demselben Platze, wo Michel Angelo's Riesenkuppel in Duft zerronnen war. Und ein heiliger Hymnus drang mit hehrem Klang aus ihrem glanzerfüllten Innern. Dorthin wallte der Menge größter Strom. Und ich sah Schaaren von bewaffneten Männern von hohem Wuchse und von mächtiger Gestalt, blond und blauäugig und anders von Gesicht als das Volk Roms. Trotzig und gewaltig waren sie anzuschauen, aber nun lagen sie demüthig und fromm auf den Knieen und schauten staunend, freudevoll und fast schüchtern wie Kinder auf all die Pracht ringsum und hin zum strahlenden Hochaltar.

Dann sah ich Einen nahen, der war größer und majestätischer von Gestalt und Gang als alle Andern, angethan mit prächtiger, golddurchwirkter Purpurdalmatika, und Alles wich scheu zur Seite und schaute ihn an voll Ehrfurcht. Er aber schritt langsam und feierlich auf den Hochaltar zu und warf dort sich nieder und betete in frommer Demuth wie seine Krieger. Und plötzlich, als er noch so dalag, erhob sich ein Bewegen und ein Wogen unter der Menge und am Hochaltare; umgeben von vielen Priestern, erschien in weißem goldgestickten Gewande der heilige Vater und hoch in Händen hielt er eine von Edelsteinen blitzende, mächtige Krone.

Dann hielt er sie gen Morgen und gen Abend, gen Mittag und gen Mitternacht, dann schritt er die Stufen hinab und setzte sie feierlich auf das Haupt des hehren knieenden Mannes in Purpur. „Schauet her!“ rief er laut, „der ist hinfort wieder der Kaiser Roms und wird führen das gewaltige Schwert zum Schutz und Schirm der heiligen Kirche!“ Da fielen mächtigen Schalles die Posaunen ein und die Krieger alle erhoben sich und schwangen rasselnd und hoch ihre langen Schwerter und alles Volk jubelte und rief: „Heil, Heil dem Kaiser Karolus!“

Wer sollte in Rom keine Träume haben und keine Gesichte schauen!

Römiſches Straßenleben.

So oft ich in römischen Künstlerkreisen meine Freude über schöne und charaktervolle Volks- und Straßenbilder aussprach, die mir vor die Augen getreten waren, wurde mir fast jedesmal von alten, lang eingebürgerten Künstlern die Entgegnung, daß das echte, frische und farbenfreudige Volksleben längst aus Rom dahingeschwunden und eigentlich nur noch als stereotype Staffage auf Architektur- und Landschaftsbildern zu finden sei.

„Vor dreißig oder vierzig Jahren", hieß es, „da hätten Sie unser Rom sehen sollen, als die goldene Zeit noch war, als Cornelius, Overbeck, Schnorr, Veit und die Andern jener Tage einzogen in die Porta del Popolo. Die schauten noch Schönheit, Lust und Leben in echter ursprünglicher Frische. Woran Sie sich jetzt ergötzen, sind nur noch ein paar Fetzen davon."

Diese Worte eines alten Künstlers mögen sicher ihre Wahrheit haben, ich glaube es gern, und welch' charaktervolle Schönheit mag erst Goethe oder gar Winkelmann geschaut haben! —

Ist nun zwar das ganze Volksleben hier noch hundertmal eigenthümlicher, freier und mannigfaltiger als in Florenz, Mailand und selbst in Neapel, so tritt uns doch sofort entgegen, wie sehr die alles nivellirende Macht modernen Lebens auch hier schon eingewirkt hat und von Jahr zu Jahr sich weitere und tiefere Bahnen bricht, sei es in Sitten, sei es in Trachten, Hausformen und Anschauungen.

Wer nur mit den Eindrücken, die er von Bildern unserer modernen Künstler, oder aus Schilderungen der Goethe'schen Reise oder gar des Müller'schen liebenswürdigen Buches: „Rom, Römer und Römerinnen", welches in den dreißiger Jahren erschien, die ewige Stadt betritt, dem wird sie auf Schritt und Tritt Täuschung über Täuschung bereiten.

Die politische Revolution und Contrerevolution der Jahre 1848 und 1850 haben die Harmlosigkeit und ungezwungene Fröhlichkeit vernichtet, der langweilige, nüchterne aber wohlfeilere Kattun verdrängte die schönen, farbenleuchtenden aber ungleich kostspieligeren alten Volkstrachten; sodann überzieht das ungeheure Heer der Fremden vollends Alles mit moderner Kultur und dazu kam noch zuletzt die französische Besatzung, die sich breit machte und überall hervordrängte, wohl wissend und fühlend, welch ein Gewicht sie für die sogenannte öffentliche Ordnung war. Daß alles dies höchst nachtheilig auf das Leben des Volkes und seine Erscheinung wirken mußte, ist leicht einzusehen. So hat es sich aus dem eigentlichen Fremdenquartiere auch so gut wie gänzlich zurückgezogen nach Trastevere, auf die Piazza Montanara und nach andern entlegenen Orten. — Das echte

Revier dieser Fremdenwelt aber ist, außer dem Corso, die Via Condotti, Via Babuino und die Piazza d'Espagna nebst dem Monte Pincio und seiner nächsten Umgebung. —

Hierher hat das ganze gebildete und elegante Europa sowie das halbe Amerika seine goldbeglückten Auserwählten gesandt; hier ist die echte Region der Lorgnetten und Chignons; hier sieht man die Günstlinge des Glücks zu allen Tageszeiten Essen und Trinken, spazieren gehen und gaffen, Zeit und Geld todtschlagen, und damit es ihnen recht bequem gemacht wird, reiht sich überall Laden an Laden, Magazin an Magazin, eins luxuriöser und glänzender als das andere, und die Straßen bieten zu beiden Seiten oft nur eine einzige ununterbrochene Reihe derselben, vor Allem darunter hervorstehend die der eigentlichen Kunstindustrie, die Photographie- und Bildercopieen-Läden, die Magazine von Bronce- und Marmorwaaren, von Mosaiken, Muschelcameen und Goldarbeiten.

Auf den ersten Blick ergreift den Neuling ein mächtiges Staunen ob einer solchen Fülle des Schönen, Kunstreichen, Prächtigen und Interessanten; auch ich ward schier davon geblendet. Mit der Zeit aber wird man genugsam inne, wie sehr der Werth aller dieser Fabrikwaaren zusammenschrumpft, sobald man sie wirklichen Kunstwerken und Originalen entgegenstellt, und wären diese auch nicht zur Hälfte so sauber, glänzend und wohlerhalten. Obwohl die meisten Stücke Nachbildungen von bedeutenden alten Kunstwerken sind, ihre Nüchternheit, Geistlosigkeit und das rein Mechanische und Fabrikhafte tritt bald auf's Klarste zu Tage und

gleichgültig wendet man sich ab davon. Man sieht, daß doch fast alles nur da ist, um den reichen oberflächlichen Touristen Geld aus dem Beutel zu locken.

Wirkt dieses nun an sich schon widerwärtig, so beginnt man diese Läden doppelt zu hassen, wenn man bedenkt, daß gerade sie es sind, die durch ihr Vordrängen den wahren und echten Künstlern das gerechte Verdienst schmälern und entziehen. Die Goldläden sind die einzigen, welche man noch mit tieferem Interesse betrachten kann, denn ihre Erzeugnisse sind zum Theil durch genaues Anlehnen und Nachbilden der schönsten antiken griechischen, etruskischen und römischen Werke so reizvoll, edel und zierlich, wie wir sie nirgends in Europa, selbst Paris nicht einmal ausgenommen, wiederfinden dürften. —

Die Sache hat in den letzten Jahrzehnten auf's riesenhafteste zugenommen, denn noch kurze Zeit vorher war auf dem ganzen Corso kaum ein Dutzend bescheidener Schaufenster; Goethe erwähnt keines einzigen solcher Kunstläden, die dem feinen Beobachter doch sicher aufgefallen wären.

Die Menge der Fremden, welche den Winter in Rom verleben, ist unglaublich; betrug sie doch zu meiner Zeit über dreißigtausend, aber wie verschwindend klein mag die Zahl derer darunter sein, welche wahrhaft würdig und fähig sind, die Herrlichkeit der ewigen Stadt zu schauen und ganz zu kosten. — Wie oft lief mir die Galle über, wenn ich Einen dieser Letzteren, nach Patchouli duftend und mit gelangweiltem, blasirtem Gesicht das goldgefaßte Lorgnon in's Auge gekniffen, die Peterskirche durchschlendern, oder auf

der geweihten Stätte des alten Forums, oder gar zwiſchen den marmornen Götterbildern des Vaticans herumſtehen ſah. Hochedler, goldſtrotzender Jüngling, dachte ich jedesmal, was hat Dir Rom gethan, daß Du ſeine Atmoſphäre mit Deinem Patchouli verpeſteſt, warum durchdufteſt Du nicht lieber Deinen Winter in Paris oder im „jöttlichen Berlin“ oder auch nur in Leipzig, haſt Du doch dort ſchon Alles, was Deinem gelangweilten Geiſte vonnöthen, haſt Kaffeehaus und Billard, Parade und Promenade, Caſino und Theater und ein „ſuperberes“ Ballet ſogar als hier, warum denn bliebſt Du nicht im Vaterlande, o ſprich, warum zogſt Du von dannen? —

Auf ſeinem Geſichte mit verächtlich zuckenden Lippen lag deutlich die Antwort: Sie Plebejer, das alles verſteht ſich freilich von ſelbſt, kann man aber ein nobler und gebildeter Menſch ſein, ohne ein Jahr in Italien gelebt zu haben? —

Ja, das iſt es. Aber die Sache iſt lächerlich und traurig zugleich. Solch ein reicher Müſſiggänger, der ſo mitmacht, weil's einmal noble Sitte iſt, klagt über Langeweile in der herrlichſten Stadt der Erde und gähnt vor dem Zeus von Otricoli oder der Juno Ludoviſi und kehrt endlich wieder nach Haus zurück, wie er hergekommen, im Herzen um Nichts reicher und glücklicher oder gehobener und nur um ein paar Tauſend Thaler im Beutel leichter geworden, während daheim manch armer lieber Kerl, manch wackerer Künſtler, in brennender Sehnſucht das gelobte Land Italien zu ſchauen ſchier ſich verzehrt und ſchon hoch beglückt wäre, ja es der Mit- und Nachwelt vielleicht tauſend-

fach wieder vergelten würde, wenn er als Reisegeld auch nur ein Viertel hätte von dem, was Jener hinwirft, halb mit Brummen, halb mit Gähnen.

Ach, es geht oft wunderlich zu in der Welt, und darüber nachzudenken hilft zu nichts, als daß man sich selbst seine Freude daran verdirbt.

Ich war in Rom doppelt froh, fern auf dem stillen Capitolshügel bei den ersten Trümmern der Vergangenheit meine Wohnung gefunden zu haben und nicht in der modernen Region der Lorgnetten und Chignons. —

Eine Straßenwanderung indeß gewährt in allen italienischen Städten einen so wechselnden und nie versiegenden Reiz, daß man in unserm Norden sich nicht im Entferntesten eine Vorstellung davon macht. Die Straßen sind in den Städten Italiens nicht wie bei uns nur die Verbindungsmittel der verschiedenen Stadttheile, sie sind nicht bloß zum flüchtigen Hin- und Herrennen bestimmt, sondern sie dienen dem Volk vielmehr zum ruhigen Aufenthalt; es arbeitet und ruht, es ißt und trinkt, es spielt und tanzt auf der Straße und entfaltet so ein ganz anderes, reicheres und freieres Leben auf ihr, als im Norden, und das nimmt zu, je tiefer man in den Süden dringt. Mich fesselte und beschäftigte am liebsten der Blick in die vielen verschiedenen Arbeitsstätten des kleinen Handwerks, die sich alle in ihrer ganzen Breite gegen die Straße öffnen und von früh bis spät vom buntesten und buntesten Treiben erfüllt sind. Und je weiter nach Süden, desto weiter öffnen sich die untern Wohnungen, daß man zuletzt tief in's Herz derselben hinein-

blickt und alles Leben und Treiben seiner Bewohner von der Straße aus sich ruhig betrachten kann.

Man sieht sie morgens sich ankleiden, waschen und kämmen, sieht sie dann arbeiten und wirthschaften, schneidern und schustern, hobeln und meißeln, kochen und ihr Pranzo einnehmen, vor dem Marienbilde mit dem brennenden Lämpchen das gemeinsame Abendgebet verrichten, und in Sicilien kann man von der Straße aus fast in's nächtliche Ruhebett hineinschauen, das nur durch einen leichten Schirm oder einen dünnen Vorhang vom vordern Raume getrennt ist.

Vorzüglich reizend ist es nun, wenn solch eine offene Wohnung abends von ihrer dreiarmigen Lampe erleuchtet ist und es war mir ganz, als ob ich vor einer kleinen erhellten Bühne stände, auf der eben ein Stück aus dem Volksleben gespielt würde. — Welch diametraler Gegensatz mit unsern Städten im Norden!

Während hier das kleine Gewerk sich gerade zurückzieht und verkriecht auf himmelhohe Dachkammern, in öde Hinterhäuser oder in schmutzige enge Höfe und dafür die vornehme und elegante Welt mit ihren blumengeschmückten Spiegelfenstern sich der Straße zuwendet, so haust diese in Italien fast immer ein Stockwerk hoch hinter ihren Jalousien oder wohl gar mit ihren Fenstern dem brunnengeschmückten Hofe zugekehrt und überläßt die Straße dem Volke. — Aber noch nicht einmal mit solch offener Wohnung zufrieden, rückt der Schneider oder Schuster, wenn er irgend kann, seinen Tisch oder Stuhl völlig in's Freie und so weit hinaus, als nur die vorüber jagenden Reiter und Carossen es erlauben,

um nur ja recht die liebe Straße auszunutzen, damit ihm nicht das Mindeste von allen Seiten entgehe. In Palermo und anderen Städten Siciliens fand ich sogar die Lokale der geschlossenen Casinos oft ohne Wände und Fenster nach der Straße zu und man stellte die Whist- und L'hombre-tische beinahe auf's Trottoir; gleicherweise waren dort fast alle Kaffeehäuser. In Neapel liegen in den belebtesten Straßen oft zu halben Dutzenden schlafende Lazzaroni mitten auf dem Trottoir. Der ganze Strom der Fußgänger geht daran vorbei und vorsichtig darüber hin, denn der Schlaf ist heilig und auch dafür ist in Italien die liebe Straße bestimmt. —

Vom stillbehaglichen Lustwandeln draußen in freier Natur, vom Zauber des schattigen wilden Waldes oder gar vom freudigen Schweifen und Streifen durch Berg und Thal, von allen diesen uns so lieben Dingen dem Italiener einen Begriff beizubringen, ist und bleibt ewig vergebliche Mühe. Dagegen in offener eleganter Caroſſe Corso fahren, langsamen Schrittes zwanzigmal dieselbe Straße auf und ab, rings zu schauen und rings beschaut zu werden, das ist sein Ideal und Leben. Café, Corso und Theater sind das A und das O aller und jeder Ergötzung und Corso ist ja einmal nichts als der echte Genuß der Straße. Der Italiener würde unglücklich sein, wollte man ihm das Straßenleben verbieten. Worte, wie Straßenjunge, Straßentreiber, Pflastertreter u. s. w., kennt er nicht in solcher Bedeutung. Nichts aber ist bezeichnender dafür, als der Gegensatz zweier Redeweisen.

„Ich bin auch nicht auf der Straße gefunden", heißt es bei uns. Nie würde sich diese Redensart in Italien gebildet haben. Will aber dort jemand seine bessere Herkunft andeuten, sagt er stolz: „Meinst Du, daß ich aus dem Walde (della macchia) stamme?" Denn den schönen grünen Wald haßt er und rottet ihn aus, wo er ihn findet; die kahlen Apennienrücken, die dürren unfruchtbaren Berge und Thäler Siciliens, der einstigen vielgepriesenen Kornkammer des Südens, sind traurige Beweise dafür, ein lustiger aber ist folgende Geschichte, die einem mir befreundeten Bildhauer vor einigen Jahren passirte.

Dieser suchte beim Städtchen Rocca di Papa im Albanergebirge ein Häuschen zu miethen, um dort einen Sommer hindurch mit seiner Familie Villeggiatur zu halten.

Er fand bald ein solches, das ihm zu seiner großen Freude passend schien, wie kein anderes, denn dicht daneben erhob sich von immergrünen Eichen ein kleines schattiges Gebüsch, in welchem leicht für die heißen Stunden des Tages ein angenehmes kühlendes Plätzchen, mit Tisch und Stühlen besetzt, hergerichtet werden konnte. — Freilich lag nahe davor leider ein hoher übelriechender Abfall- und Düngerhaufen, aber der Besitzer beruhigte ihn bald. „Wenn Sie einziehen, Signore", sprach er, „soll diese Schweinerei dort (questa porcheria) sicher bei Seite geschafft sein." Froh ging er wieder nach Rom zurück und freute sich mit den Seinen schon auf die angenehmen Stunden unter dem kühlungdurchwehten Laubdach.

Als er aber endlich einzog, sah er zu seinem Schrecken,

wie sehr er sich in der Anschauungsweise seines Hausherrn geirrt hatte, und merkte nun zu spät, wie verschieden die Begriffe der Völker von Schweinerei sind. Der schöne kleine Eichenhain war verschwunden, gründlich abrasirt bis zur Wurzel, dafür aber prangte der duftende Haufen in fast verdoppelter Größe und Stattlichkeit. —

Woher nun rührt dieser tiefeingewurzelte, eigenthümliche Characterzug der Baumfeindschaft im Volke?

Sicher haben wir auch hier, wie in so vielen andern Dingen des Südens, eine echte Ueberlieferung antiker Anschauungs- und Gefühlsweise. Auch die Alten wußten nichts vom Zauber der Waldeinsamkeit, von jener Romantik des stillen, unbestimmten Träumens und Schwärmens in derselben, und wenn sie den Wald einmal lobten und liebten, geschah es immer nur aus rein praktischen und materiellen Gründen, seines wohlthuenden Schattens und seiner erfrischenden Kühle wegen.

Ungleich erquicklichere und originellere Bilder als die Via Condotti, die Via Babuino und der Corso mit ihren spiegelscheibigen Schaufenstern aber gewähren die kleineren und entlegeneren Straßen und Plätze des niederen Volks- und Marktverkehrs, wo vor allen Dingen reizvoll die frischen Waaren der Frucht- und Gemüsehändler in köstlicher Farben- und Formenfülle aus dem Uebrigen hervorleuchten. Hier tritt das dem Italiener angeborene Schönheitsgefühl uns entgegen, wie nirgends sonst. — Es ist unmöglich zu beschreiben, in welch wechselvoller und malerischer Weise der Verkäufer nur mittelst eines einfachen Lattenspaliers die

Bodenerzeugnisse des Landes zu einem köstlichen Stillleben-bilde zu ordnen versteht; freilich steht ihm dabei die ganze gluthvolle Farbenpracht der mannigfaltigen Südfrüchte in reichster Fülle zu Gebote. Er hat die Scharlachfrucht des Liebesapfels — Solanum Lycopersicum, ital. Pomo d'oro — und die verkörperte Sonnengluth der Orange, er hat die ganze reiche Scala der feinen und sanften Farbentöne in den Feigen, Melonen, Pfirsichen, Granatäpfeln und saft-durchschimmerten Trauben bis hinab zum ruhigen Tiefbraun der Kastanie. Ein so zaubervolles, reiches und scheinbar doch zufälliges Durcheinander würden unsere Marktleute auch mit allem Jenem doch nimmer zu Stande bringen. Im schönheiterfüllten Süden aber haben selbst noch die Läden mit den unansehnlichsten Sachen, die Käse- und Fettwaarenläden, in ihrer zierlichen Anordnung Reiz und malerische Wirkung, der Hauptsache dabei, ihrer malerischen Menschenstaffage gar nicht einmal zu gedenken. Aus der eleganten Modewelt kommend, mich einmal recht unter dieses südlich bunte und echt ursprüngliche Markt- und Volks-gewühl zu mischen und in stillem Schauen und Beobachten alle diese kleinen Gassen und Plätze zu durchschlendern, war ein Genuß für mich, dessen Reiz wuchs und wuchs, je tiefer und nachhaltiger ich mich ihm hingab.

Keine Stadt kenne ich, die in ihren verschiedenen Theilen ein so mannigfach ausgeprägtes und so von einander ab-weichendes Bild im Charakter seiner Gebäude, wie seines Straßenlebens darböte, als Rom.

In Trastevere, besonders in dessen südöstlichem Theile,

wohnen die Armen, Zerlumpten und Bettelnden, hier ist das Viertel der Baracken und Spelunken; um den Palatin herum, wo staubige Grasplätze mit Gebüsch, ragenden antiken Trümmern und spärlich stehenden Wohnungen abwechseln, ist das Reich der Karrenführer mit ihren schönen, mächtig gehörnten, silbergrauen Rindern und schwarzen, tückisch blickenden Büffeln; die Piazza Montanara und ihre Nachbarschaft ist der lebensvolle Sammelpunkt der Campagna- und Gebirgsbevölkerung; hier sieht man den braunen schafbepelzten Hirten, den halbwilden Sohn der Volskerberge, dunkel wie ein Bronzebild, die Schenkel wie ein Pan von zottigem Ziegenfell bedeckt, den ritterlichen Campagnolen mit steifen ledernen Reitschienen an den Beinen und den fieberbleichen Bewohner der pontinischen Sümpfe; im unheimlichen Dämmerlichte des Ghetto haust mit seinem Trödelkram das verstoßene Volk Israels; auf der Ripetta, dem Tiber entlang, hat vor Allem das kleine Handwerk Posto gefaßt, Gevatter Schneider und Handschuhmacher; dann in der Nähe des Quirinals und die lange Via di Porta Pia hinunter in die Welt der stillen Klöster, Stifter und Prälatenwohnungen, hier ist es ruhevoll und ernst und riecht dumpfig nach Weihrauch und Kirchenluft, hier begegnet man blassen asketischen Gesichtern, Zügen von Schülern der Propaganda, des Jesuitenstifts oder der verschiedenen geistlichen Seminarien, hier wandelt rundlichen Antlitzes in würdiger Behäbigkeit der violettbestrumpfte Monsignore, und mit schwarzen mächtigen Rappen bespannt fährt langsam in seiner alterthümlichen und schweren rothen Karosse der Kardinal

die Straße entlang; wiederum auf dem Monte Pincio und beim Palaſt Barberini herum reiht ſich voll rühriger Thätigkeit Werkſtatt an Werkſtatt der Kunſt wie des Kunſthandwerks, der Bildhauer, Maler und Bilderreſtaurateurs, der Steinſchleifer, Gypsformer, Moſaiciſten und Muſcheleameenſchneider, hier finden ſich in maleriſcher Volkstracht die Geſtalten der Modelle; der ſpaniſche Platz und die Via Babuino und Condotti gehören, wie ſchon zuerſt geſchildert, vor Allem der Fremden- und Touriſtenwelt, ſo wie den reichen Kunſt- und Prachtläden an, und endlich in der großen Lebensader des Corſo fluthen alle und jede Elemente der Stadt in bunteſter und reichſter Fülle durcheinander. Und dies alles, dieſe ganze, einzige, bunte, maleriſche, vielgeſtaltige Welt umgiebt die alte, graue, tauſendjährige Stadtmauer Aurelians.

Volkscharacter.

In Italien ſehen ſie aus wie Männer, ſchwatzen wie Weiber und handeln wie Kinder. Napoleon I.

Kaum ein Land in Europa wird mehr bereiſt und geſchildert als Italien, und doch giebt es kaum ein Volk, über deſſen Character im Ganzen bei uns ſo grundfalſche und oft geradezu abgeſchmackte Anſichten herrſchen, als das Volk jenes Landes. Es iſt noch gar nicht lange her, als der deutſche Spießbürger den Italiener, d. h. den aus dem niederen Volke, ſich nur als einen Kerl vorſtellte, der ſeinen dunklen Mantel bis dicht unter die kleinen, vom Spitzhut beſchatteten und tückiſch funkelnden Augen gezogen hat und mit verborgen blitzendem Stilett lauernd und ſchleichend ſich durch die übrige Menſchheit windet. Wenn nun auch ſolche Auffaſſung wohl nirgends mehr vorkommen dürfte, ſo giebt es doch noch Tauſende, die mit dem Worte Italiener ſofort auch den Begriff von Falſchheit und Wortbrüchigkeit, Rachſucht, Unzucht, Faulheit, Schmutz und Gott weiß wovon ſonſt noch verbinden.

Für den aber, der unbefangen und ohne Vorurtheil, doch mit Menschenkenntniß und klarem Blicke begabt, den hesperischen Süden besucht, genügen wenige Tage, um ihn auf's Deutlichste zu überzeugen, daß es kaum ein harmloseres und liebenswürdigeres Volk geben kann, als dieses, trotz aller widerwärtigen Zustände, die Jahrhunderte lang gearbeitet haben, es gründlich zu verderben.

Touristen, die in den paar Monaten ihrer flüchtigen Besehreise fast nur mit dem Volk der Bahn- und Gasthöfe, mit Vetturinen, Gondelführern u. s. w. in Berührung kommen, deren Urtheil wird natürlich immer schlimm genug ausfallen; aber solchen darf man auch keines zugestehen, und wollte man es, so müßte man folgerichtigerweise auch von den Bummlern in Berlin auf das preußische Volk, von dem frechen Gesindel, daß die Bahnhöfe und Anlegeplätze der Dampfer zu Köln, Bonn, Mainz u. s. w. beutegierig belagert, auf die Rheinländer, oder gar von der unverschämten Führerbande des Berner Oberlandes auf das Volk der Schweizer schließen.

Berechtigt in solchen Urtheilen dagegen sind vor Allem die Künstler, welche längere Zeit in der Schönheitswelt Italiens gelebt und gewandert haben. Hat man selber nicht Zeit und Gelegenheit, tiefer in das Volk einzudringen, an diese halte man sich, diese frage man, die haben den Schlüssel zu Manchem, das Anderen vielleicht für immer ein unlösliches Räthsel bleiben würde.

Ein so reich gegliedertes und vielseitig nüancirtes Volk wie das Italiens in kurzem Aufsatze schildern zu wollen,

wird immer ein gewagtes Unternehmen bleiben, und doch giebt es ein einziges Wort, das den ganzen Grundcharacter der heutigen Italiener mit einem Male auf die schlagendste Weise bezeichnet, ein Wort, aus welchem tausend kleine Züge auf's Einfachste sich erklären lassen, und dennoch ist diese so nahe liegende Bezeichnung meines Wissens noch in keinem namhaften Buche über Italien zu finden.

Knabenhaft heißt das Wort, und mit diesem Epitheton ist der Grundzug im guten wie im üblen Sinne so ausgesprochen, daß es im ganzen Sprachschatze kein anderes geben dürfte, welches auch nur im Entferntesten geeignet wäre, so viel zu umfassen und zu erklären.

Ich will versuchen, es hier näher auszuführen.

Nach der Lichtseite hin verbinden wir mit jenem Begriffe eine Menge liebenswürdiger Eigenschaften; die Frische und leichte Empfänglichkeit, das jugendlich Heitere, schnell Erregbare, das Harmlose, das Genügsame und leicht zu Befriedigende, den Phantasiereichthum, das dramatische Element und noch so manchen andern Zug. Nach der Schattenseite dagegen denken wir an Unbeständigkeit, Leichtsinn und Haltlosigkeit, an eine oft an's Possenhafte streifende Ausgelassenheit, an Vorwitz und kindische Neugier, Lust an glänzendem Flitterkram, Mangel an Ernst, Würde und Gediegenheit, lümmelhafte Frechheit und Flegelei und endlich leider oft genug an die Freude am Quälen der armen Thiere.

Das Alles kennzeichnet das heutige italienische Volk, namentlich da, wo es noch in echter Ursprünglichkeit, unberührt von modernen Einflüssen, sein Wesen zeigen und entfalten kann.

Vor Allem liebenswürdig und oft wahrhaft rührend ist die dankbare Empfänglichkeit des Italieners, die er gegen die kleinsten Beweise unseres Wohlwollens an den Tag legt. Eine kleine Ueberraschung, die wir ihm bereiten, ein unerwartetes Geschenk, und wär's eine wahre Bagatelle, kann ihn mit jubelnder Freude erfüllen, wovon ich unzählige kleine Züge anführen könnte. Schon für ein freundliches Wort ist er dankbar, wenn er nur sieht, daß es uns aus dem Herzen kommt, und vor Allem empfänglich ist er für einen guten Scherz, den man mit ihm macht. Mit Freuden machte ich mir wohl zuweilen den Spaß, wenn ein Haufen zerlumpter Straßenburschen Miene machte, uns anbetteln zu wollen, diesen zuvor zu kommen und ihnen mit ebenso kläglichem Gesichte und einem winselnden „Datemi qualque cosa Signori — ho fame! — Ah poverello! — Misericordia per la madre di Dio!“ (Geben Sie mir Etwas, meine Herren — ich habe Hunger — o ich Armer — Mitleid um der Mutter Gottes willen!) gerade so, wie jene es machten, den Hut hinzuhalten. Nie verfehlte das seine heitere Wirkung, schnell waren die kläglichen Mienen und Geberden verschwunden und ein fröhliches Gelächter, ja selbst wohl ein: „Ah bravo, bravissimo, Signore!“ erschallte. Mit guter Laune und echtem, wohlwollendem Humor kann man Alles beim Italiener ausrichten, mit Grobheit und Anmaßung Nichts.

Und auch wahrhaft genügsam und leicht befriedigt ist er, so paradox das bei den vielen Geschichten von italienischer Prellerei der Wirthe, Gondelfahrer, Führer u. s. w. auch zuerst klingen mag. Selbst diese schauen wir wenigstens von

einer falschen Seite an. Es ist wahr, beim ersten Zusammentreffen sucht der Italiener den Fremden auszubeuten, wie er nur kann, und mit einer Naivität, die meistens so kindisch ist, daß man weit eher darüber lachen, als sich ärgern kann, fordert er anfangs wo möglich das Zehnfache für eine Sache oder Dienstleistung. Denn warum? er glaubt steif und fest, alle Fremden sind Krösusse und wissen ihr Geld gar nicht zu lassen, denn sonst würden sie doch wohl in Ruhe zu Hause bleiben. Namentlich die Vorstellung von unserer nordischen Heimath, „Sempre neve, case di legno, gran ignoranza, ma danaro assai“ (Ewiger Schnee, Häuser von Holz, große Dummheit, aber Geld in Menge), hat sich seit Goethe's Zeit im Volke um Nichts geändert. So wie der Italiener aber sieht, daß er es mit einem wohlwollenden und vernünftigen Menschen zu thun hat, der ihn zu nehmen weiß, und namentlich, wenn wir ihn selbst von seinem Unrecht überzeugen, ist er auch sogleich mit Wenigem zufrieden. Sofort hat er seine gute Laune wieder und nie sieht man ihn lange murren und maulen, wenn ihm etwas der Art mißlungen ist. Ist einmal etwas abgemacht, so hält er auch daran und versucht nachträglich niemals zu drehen und zu deuteln. Nie auch habe ich erlebt, daß ein Italiener mir oder meinen Reisegenossen jemals sein gegebenes Wort gebrochen habe.

Die harmlose Offenheit des Italieners ist nun erst recht zu bewundern. Sobald er nur einsieht, daß man es gut mit ihm meint, öffnet er uns sofort sein ganzes Herz und erzählt uns oft am ersten Tage der Bekanntschaft schon von seinen Religionsansichten, seinen Familienangelegenheiten,

seinen Schulden, seinen Streichen, seinen Liebschaften und Gott weiß von welchen Dingen sonst. So habe ich oft genug Verhältnisse erfahren, die man bei uns höchstens nur dem vertrautesten Freunde offenbaren würde. „Che volête Signore," sagte bei solcher Gelegenheit ein Italiener zu mir, „siamo tutti peccatori, anche lei." (Was wollen Sie, mein Herr, wir alle sind ja Sünder, Sie ja auch.)

Eine völlig haltlose Meinung ist es, der Italiener sei durchweg grundfaul und zu ernster Arbeit unlustig. Wie so viele abgeschmackte Ansichten, stammt auch diese nur von oberflächlichen Touristen her; das kann man sofort an jedem derselben gewahr werden. So schlenderte ich einmal mit einem der Oberflächlichsten dieser Schaar, dem edlen Baron von B. aus Mecklenburg, in Neapel, eben von wohlbesetzter Tafel kommend, am Quai von Santa Lucia, wo unsere Wohnung war. „Sehen Sie einmal dort diese Lazzaroni-bande, die infamen Kerle, wie die faulen Lümmel da liegen und sich rekeln und schnarchen. Das sollte bei mir in Mecklenburg passiren!" — Wir traten an die Ruhenden hinan. „Warum arbeitest du nicht, Bursche?" fragte mit dummem Gesichte der dicke Baron den ihm zunächst Liegenden. „Weil es jetzt zu warm ist und ich's just nicht nöthig habe; warum arbeitet ihr nicht, Signore?" war seine Antwort und Gegenfrage. Darin lag Alles.

Wenn unter dem milden Himmel des hesperischen Gartens den glücklichen Menschenkindern der Kampf um's Dasein leichter gemacht wird, als den mecklenburgischen Hintersassen des Barons v. B., so gehört nur dessen Bornirtheit dazu,

um nicht einzusehen, daß alle Menschen von gleicher Culturstufe wie jene Lazzaroni, also auch seine Hintersassen, es gerade so und nicht anders machen würden, den edlen Baron mit inbegriffen. — „Sono nel mondo per viver, e non per strapazzarmi come una bestia —“ (Ich bin in der Welt, um zu leben, und nicht, um mich wie ein Lastthier abzumühen), sagte zu Adolf Stahr einmal ein armer Italiener*). Wie echt menschlich! Daß aber das Volk auch Fleiß zeigen kann, um das zu sehen, muß man nur von der Stadt Neapel auf's Land gehen, namentlich die Gegend des glücklichen Campaniens um Capua herum durchwandern und man wird über die Pflege der Felder staunen. Es hört auf Ackerbau zu sein, es wird die sauberste Gartencultur, in welcher die ameisenartige Emsigkeit der Bewohner auch nicht das kleinste Unkraut auf den kunstvoll bewässerten, schnurgeraden Beeten duldet. Und wenn die Mittagsgluth nachdrücklich Halt gebietet, sieht man dafür auch schon früh, wie tief in die Nacht hinein oft Alles voll fleißiger Menschen. Ebenso fand ich es in Toscana, Umbrien, den Marken und in der Lombardei. Die piemontesischen Straßenpflasterer, Steinarbeiter und Felsensprenger setzten mich durch ihre Ausdauer und Meisterschaft wahrhaft in Erstaunen. Wenn aber an manchen Stellen, wie z. B. in der römischen Campagna, in den pontinischen Sümpfen oder in vielen Gegenden Siciliens das Land in so trauriger

*) Stahr, Ein Jahr in Italien. 1. Aufl. Oldenburg, Schulzesche Hof Buchhandlung (A. Schwartz).

Verwahrlosung ist, so liegt das einzig und allein an schlechter Verwaltung von Oben herab oder an anderen feindlichen Umständen, nur nicht am Volke selber.

Knabenhaft ist vor Allem am Italiener seine äußere Sinnenlust, seine Freude an allem Glänzenden, Bunten, Rauschenden, Sprühenden, Lärmenden und Festlichen. Dieser Characterzug hat sich dem ganzen äußeren Leben und Treiben, der Kunst wie dem kirchlichen Cultus des Südens aufgeprägt und tritt dem Nordländer an keiner Stelle so auffallend entgegen, als in letzterem. Während der Katholicismus wohl nirgends in so ernster, so würdiger und innerlicher Weise erscheint, als in deutschen Gegenden, gewinnt er an heiterem Character und Aeußerlichkeit, je weiter man von dort aus nach Süden vordringt, fast von Tagereise zu Tagereise darin sich steigernd, bis er zuletzt im äußersten Süden, in Sicilien, zugleich das Widerwärtigste an äußerlichem und leerem Flitter darbietet.

Kaum hat der nordische Wanderer die Alpen hinter sich gelassen, so merkt er schon am Glockengeläute, daß ihn der fröhliche Süden umfängt. Hell und heiter wie der schöne Himmel, zu dem es emporklingt, und in fast lustigem Rhythmus tönt es ihm von zahlreichen Campanilen grüßend entgegen. Er wird inne, daß eine andere und rosigere Gottes- und Weltanschauung Alles durchleuchtet und belebt. Aber erst vollends zeigt ihm das ein echtes Kirchenfest und feierliches Hochamt, etwa der Namenstag des Schutzheiligen irgend einer Kirche, oder ein Marienfest, zumal auf dem Lande.

Schon der Platz vor der Kirche und die Stufen derselben sind mit frischem, duftigem Buxbaum und Lorbeerzweiglein bestreut und lassen, wie die rothseidene Draperie, welche den Eingang schmückt, bereits draußen ahnen, daß im Innern noch etwas ganz besonderes vorgeht. Wir treten hinein. Mitten am sonnigsten Tage umfängt uns drinnen plötzlich eine tiefe eigenthümliche Dämmerung, denn alle Fenster sind verhängt. Aber nicht grau und ernst ist diese Dämmerung, sondern es flimmert darin von einem Meer von Kerzen, die das Allerheiligste umstrahlen, es leuchtet, es glüht, es funkelt darin von rothen, blauen und gelben Draperien mit goldenen Quasten und Franzen, die überall herabwallen, von blitzenden Kelchen und Monstranzen, Altarleuchtern und riesigen Blumensträußen; es duftet und wogt darin von bläulich ziehenden Weihrauchwolken; es singt und klingt darin von süßen Frauen- und Kinderstimmen, von weichen Geigen und Flöten, von schmetternden Pauken und Trompeten oder von lustig gespielter helltöniger Orgel, und wenn zu diesem Allem erst von draußen herein die Böller dazwischen knallen, Frösche und Schlüsselbüchsen knattern, dann leuchtet jedes Auge vor seliger Befriedigung; wissen sie doch ganz sicher, daß sich heute Maria oder der gute Heilige, den sie eben feiern, da oben mit ihnen darüber freut. — — Im Freien aber, draußen vor der Kirche, haben Verkäufer ihre Buden aufgeschlagen, Quacksalber preisen von einem alten Fiaker herab mit geschwätziger Zunge ihre unfehlbaren Heilmittel an; Garköche stehen hinter knatternden Feuern und brodelnden

Oelkesseln, leckere Fritturen bereitend; Eis- und Limonadeverkäufer winden sich mit ihren tragbaren Tischen und Gefäßen durch die frohe Menge und Alles schwatzt, scherzt, schäkert, lacht, schmaust und freut sich seines glücklichen Daseins. Das geht so den ganzen Tag hindurch. Abends aber erstrahlt dann die Kirche nach außen von Tausenden flimmernden Thonlämpchen, bis endlich das unvermeidliche Feuerwerk mit seinen farbigen Leuchtkugeln, zischenden Schwärmertöpfen, sausenden Feuerädern und knallenden Kanonenschlägen den lärm- und glanzvollen Schluß bildet.

„Una bella festa, una bellissima festa!“ hörte ich dann alle Augenblicke von den glückberauschten Heimkehrenden sagen, während der Wirthin Töchterlein zu Sorrent, die gute Caramella, mich alles Ernstes nach einem solchen Feste einmal fragte: ob es denn wirklich wahr wäre, daß man in unserm ketzerischen Norden so knauserig sei und nicht einmal zur Ehre Gottes und zur Freude seines lieben Sohnes oder der heiligen Jungfrau einen Schuß Pulver übrig habe.

Wie im Cultus steht es in der Kunst des heutigen Italiens. Sei es in der Musik, Poesie oder bildenden Kunst, fast überall finden wir nur Aeußerlichkeit, nur Streben nach Sinnenreiz, Formenschönheit, brillanter Composition und eleganter Technik, selten aber Größe, Tiefe, Würde, Innerlichkeit. Von Allem am niedrigsten steht die Architectur, die mit wenigen Ausnahmen aller und jeder schöpferischen Kraft bar und ledig erscheint. Am besten ist es dagegen noch mit der Sculptur bestellt. Sie zeigt

durchweg eine Anmuth, Weichheit und eine oft geradezu in's Raffinirte übergehende Technik, daß wir an Bernini, wie an Canova zugleich erinnert werden; namentlich ist man von der Richtung des letzteren nur um ein sehr Geringes abgewichen. Des großen Thorwaldsen Einfluß hat sich fast allein auf seine unmittelbaren Schüler beschränkt. In letzter Zeit macht sich leider zugleich ein auf's Höchste gesteigertes naturalistisches Virtuosenthum geltend.

Die Historienmalerei aber hat sich, trotz ihrer erhabenen Vorbilder, die fort und fort die Künstler vor Augen haben, einer solchen Flachheit hingegeben, daß es kaum zu begreifen ist. Etwas besser sieht es mit dem Genre aus, wo doch einiges gesundes Leben zu merken. Die Landschaft endlich erhebt sich höchstens zur sauber gemalten Vedute. Wär's auch anders möglich bei so gänzlichem Mangel an tiefem Verständniß und innerlicher Auffassung der Natur, wie es beim Italiener der Fall ist? In diesem Punkte steht er noch durchaus in der Anschauung seiner antiken Vorfahren, der alten Römer.

Keine Kunst aber ist hier so volksthümlich und in tiefster Natur begründet, so lebensvoll und gesund, als die des Theaters, die Mimik und dramatische Darstellung. Man braucht nur auf eine Stunde sich unter das Volk in ein Marktgewühl zu begeben, um genugsam inne zu werden, welch' mimisches Talent jeder Italiener besitzt, welch' ein geborener Schauspieler er ist. Und so sieht man denn auch selbst noch auf Bühnen dritten und vierten Ranges in Italien Dramen und Lustspiele mit einer Anmuth, Feinheit,

Wahrheit, einem Feuer und Leben vorführen, wie es unsern besten Hoftheatern zur Ehre gereichen würde. Es ist ein Genuß, das anzusehen.

Aber ein nicht geringerer ist es auch zugleich, das Publikum dabei zu beobachten. Da ist eine Theilnahme, eine Hingabe, ein Aufgehen in den vorgeführten Geschichten und Thaten, wie es bei uns allenfalls höchstens noch bei einem Kinderpublikum zu finden sein dürfte.

Weit entfernt davon, das gegebene Stück oder die besseren und schwächeren Leistungen der Darsteller objectiv zu betrachten oder gar kalt zu kritisiren, geht das italienische Volk vielmehr auf's Lebendigste und mit vollster Seele ein in den Gang der Dinge, es durchlebt sie mit, es liebt und haßt, es trauert, es geräth in Wuth, je nachdem sich die Handlung gestaltet.

Die Darsteller hören ihm auf Schauspieler, das Stück Dichtung zu sein, die Bretter hören auf nur die Welt zu bedeuten, sie sind es ihm für den Augenblick.

Das Ergötzlichste erlebte ich in dieser Art in einem Theater zu Florenz, wo man irgend ein modernes Sensationsdrama aus dem Französischen gab, dessen Namen ich leider vergessen habe.

Der arme Mensch, welcher verdammt war, den Intriganten zu spielen, hatte einen schweren, ja gefährlichen Stand. Schon im zweiten Acte durchschaute man die ganze Scheußlichkeit seiner schwarzen Seele und empfing ihn, sobald er es nur wagte, sich öffentlich auf der Bühne sehen zu lassen — und er hatte wirklich die Frechheit —, mit

Zischen und Pfeifen, Schimpfen und Fluchen, was sich mit jedem Male steigerte, wenn eine neue Schandthat von ihm an's Licht kam. Als der Schändliche gar im vierten Acte seine eigene, hübsche junge Frau, deren Vermögen er natürlich schon in den ersten Acten verprasst hatte, um seine Schulden zu decken, an einen reichen und liederlichen Fürsten verkaufte und dann ihrem alten, braven Vater, der darüber zukam und das natürlich nicht leiden wollte, ohne Weiteres ein Messer durch die Rippen stieß, kannte die gerechte Entrüstung des Volkes keine Grenzen mehr. Ein wahrer Sturm brach los, man trommelte und trampelte, man heulte und schrie, man warf mit Orangenschalen, weil man eben sonst nichts zur Hand hatte, man hätte den Mörder in Stücke gehackt, wenn er sich in's Parterre gewagt hätte. Es war ein Glück für ihn, daß der Alte ein zähes Leben hatte und den Rippenstoß aushielt, während im letzten Acte den Bösewicht endlich der Arm der Gerechtigkeit für seine Schandthaten erreichte. Aber gerade als die Gendarmen ihn in Ketten legen wollen, knallte er sich eine Kugel durch den Kopf. - Vielen war das freilich nicht recht, sie hätten ihn gewiß gar zu gern auf der Bühne gehängt oder geköpft gesehen, aber man freute sich doch allgemein, als der alte durchbohrte Vater, der sich inzwischen völlig wieder erholt hatte, seiner Tochter schließlich auf's Rührendste einen Kuß gab und sie dann dem Gegenstand ihrer ersten Jugendliebe in die Arme führte. — Und noch öfter habe ich köstliche Züge von solcher echt kindlichen Naivetät beim Volke gesehen. — Damit verbindet

sich dann aber zugleich das feinste Verständniß und die gespannteste Aufmerksamkeit. Nichts geht verloren, keine Wendung, kein Witz, kein Characterzug, und es kann in dieser Beziehung kaum ein dankbareres Publikum geben.

Nur gewisse Charactere sind dem Italiener vollkommen unverständlich, ja geradezu lächerlich, unbegreiflich. Zum Beispiel die im deutschen Schauspiel und Roman früher so heimischen tief betrübten und schmachtenden Liebhaber mit ihren Klagen, ihrem Sehnen und Träumen. Ein solcher könnte sicher sein, verhöhnt und ausgelacht zu werden, wo er sich nur sehen ließe. Er findet sich auf dem italienischen Theater auch nur selten. Der Schelm und Schalk aber, wie der Listige und Kühne wird mit freudigem Beifall überschüttet.

Ueberhaupt steht der leichtlebigen Knabennatur des Italieners nichts so fern, als anhaltend tiefer Schmerz, stille Wehmuth und jegliche Kopfhängerei.

Auch bei seinem herbsten Verlust, seinen liebsten Todten zeigt sich das. Wohl bricht er zuerst in heiße Thränen und laute Klagen aus, aber rasch wird der Gestorbene aus dem Hause geschafft, meistens schon andern Tages. An vielen Orten ist's nicht einmal üblich, ihm das letzte Geleit zu geben. Brüderschaften tragen ihn in eine Kirche, er wird eingesegnet, meistens bei Nacht, schnell zu Grabe gebracht, einige Tage darauf folgt dann in der Kirche das Todtenamt, und damit ist alles vorbei. Kein Zeichen der Trauer, nichts verkündet den andern, daß das Haus vielleicht seinen Herrn, die Familie den treuen Vater, die Kinder

die liebende Mutter verloren haben. Man spricht selbst ungern davon. — Wohl errichtet der Reiche und Vornehme den Geschiedenen kalte Prachtmonumente von Marmor in den Kirchen; unbekannt und fremd aber ist unsere Poesie des Friedhofes, das stille Besuchen der grünen Gräber, das liebevolle Schmücken, Bekränzen und Bepflanzen derselben mit Laub und Blumen.

Mit wenigen Ausnahmen bieten daher die gemeinsamen Grabstätten in Italien ein Bild der widerwärtigsten und abschreckendsten Oede und Kahlheit.

Das knabenhafte Gebaren des Volks tritt sodann wohl nirgends deutlicher hervor, als in seiner politischen Bewegung. Mit Evivas und Abassos erst Demonstrationen machen und, wenn's schief geht, Hals über Kopf davon laufen — darin besteht leider ein großer Theil des politischen Volkslebens.

Daß die Italiener unter guten Führern sich trefflich schlagen, ja selbst mit einem an Tollkühnheit streifenden Muthe zu kämpfen wissen, beweist noch nichts dagegen. Auch Knaben können kühn und hochherzig sein. Nur das Nachhaltige, Zähe, Hartnäckige, Wuchtige fehlt solchen. Männer, wie ein Garibaldi, Mazzini, Manin u. a. m. sind in ihrem bewundernswerthen unablässigen Streben eben nur glänzende Ausnahmen.

Wie dem Italiener alles tiefere Sichversenken und Eingehen in den Geist der Natur verschlossen ist, alle frische Wunderlust und Freude an Wald und Gebirg' abgeht, so fehlt ihm auch gänzlich unser Sinn für behagliche Einrichtung

und Wohnlichkeit des Hauses, ein Mangel, den er übrigens mit den meisten Südländern theilen mag. An Knaben bemerkt man wieder dasselbe.

Selbst unter den Bemittelten, ja Wohlhabenden herrscht oft in den Wohnräumen eine Unbehaglichkeit, Kahlheit, Oede und Bestaubung, die vor allem den Norddeutschen auf's Widerwärtigste berührt. Bei Anwesenheit König Friedrich Wilhelm's IV., dessen Gefolge die preußische Casa Tarpea eingenommen hatte, mußte ich diese so liebgewonnene Wohnung auf längere Zeit verlassen. Ich zog zur Wittwe eines Advokaten, welche viel Geschmack und Gewandtheit besaß und nebst ihrer dunkeläugigen Tochter die eleganteste Toilette zu machen verstand, wenn die liebe Straße genossen werden sollte. Ein größerer Gegensatz, als sie mit ihren Wohnräumen bildete, dürfte aber nicht leicht zu finden sein. Die Fußböden von gewöhnlichen Thonziegeln, die Wände einfach getüncht und vielfach abgeblättert, Thüren und Fenster in allen Fugen klaffend, die Scheiben erblindet und oft gesprungen, dazu ein Dutzend schlechter wackliger Möbel, Stühle mit zerfessenen und verblichenen Ueberzügen, vergilbte Gardinen, endlich ein paar schlechte Lithographien (Heiligenbilder) an den Wänden und auf dem Consolentisch, der vor dem alten fleckigen Spiegel sich befand, zwei Porzellanvasen mit Blumensträußen von buntem Papier — das war ihre Einrichtung. Auch schien es, als ob ihr alles und jedes Gefühl für Ordnung und Symmetrie abgehe. Es kam einmal durch Zufall der große Eßtisch schief zu stehen, daß er gerade von einer Ecke des Zimmers zur ent-

gegengesetzten wies. Ein Ruck hätte ihn wieder gerade gestellt. Aber nein, keinem der Aus- und Eingehenden fiel es ein, diesen Ruck zu thun, denn keiner fühlte das Peinliche des Eindrucks, man setzte sich Tag vor Tag ruhig daran zum Essen, und eine volle Woche blieb der Tisch so stehen. Auch die Stühle standen stets völlig regellos und jeder nur so, wie er zuletzt gebraucht war, durcheinander, daß es fast immer aussah, als solle hier eben aus- oder eingezogen werden und man sei noch nicht in Ordnung.

Ich habe in manche Wohnung einen Blick gethan, es war im Grunde überall dasselbe. Bei Vornehmen hohles palastartiges Prunken, bei Niederen Unordnung und Verkommenheit; eine nette anheimelnde Behaglichkeit aber nirgends. — Das Haus gilt dem Italiener eben wenig, die Straße alles.

Ist indeß vom Hange zur Unreinlichkeit die Rede, so dürfen wir ihn keineswegs mit dem Slaven, dem armen Irländer oder selbst mit mancher deutschen Stadtbevölkerung vergleichen. Eigentlich Schmutz duldet der Italiener nur in seiner Umgebung, nicht aber an Haut, Wäsche und Kleidung, und diese sind meistens, selbst beim niedern Arbeiter, von einer Sauberkeit, an der sich mancher Deutsche ein Exempel nehmen dürfte. Dagegen läßt er Staub und Dreck ruhig seine Zimmer überziehen, spuckt überall hin, wirft noch stets, wie es im Alterthum geschah, Knochen, Gräten und Speisereste ohne Weiteres unter den Tisch und genügt endlich, wo es ihm gerade zusagt, mit kindlichster Unbefangenheit allen Bedürfnissen. Merkwürdigerweise machen

einige Gegenden und Striche auch wieder darin die erfreulichsten Ausnahmen. So fand ich z. B. um Neapel herum, in Sorrent, auf Capri und Ischia in vielen kleinen Wohnungen eine fast holländische Sauberkeit, wenngleich man auch das Wohnliche und Behagliche wie im ganzen Süden vermißte.

Und noch eines knabenhaften Zuges des Italieners muß ich erwähnen. Das alte Sprüchwort heißt: „Narren und Knabenhände beschmieren Tisch und Wände.“ — Kann einer aus dem untern Volke zufällig seinen Namen schreiben, so darf man auch sicher sein, daß er ihn anbringt, wo und wie er nur kann, wenn Zeit und Ort es gestatten. Und damit hängt auch seine große Liebhaberei zusammen, bei jeder Gelegenheit eine marmorne Denktafel anzubringen, deren Inschrift ja seinen lieben hochverehrten Namen kommenden Geschlechtern überliefert. Es kann kaum eine Gartenmauer errichtet werden, ohne daß der Nachwelt in Lapidarschrift, oft genug auf Lateinisch, verkündigt wird, wer's gethan hat. In dieser Hinsicht kommen wahrhaft komische Kindereien vor.

Endlich und zum Schlusse dieser Betrachtung komme ich auf eine der dunkelsten Schattenseiten des Italieners, seine Gefühllosigkeit gegen Thiere. — Zwar theilt er diesen Zug auch mit andern romanischen Völkern, mit Franzosen und namentlich mit den Spaniern, indeß ist hier bei der sonstigen Liebenswürdigkeit des Italieners der Contrast dieser Rohheit, die oft genug in raffinirte Grausamkeit übergeht, doppelt schneidend und unerklärlich, und hier

erscheint sein Characterzug des Knabenhaften erst recht zum Bübischen herabgezogen. Durch das ganze Volk geht dieser Zug, bei Hoch und Niedrig, Jung und Alt, Weltlich und Geistlich, Mann und Weib — überall treffen wir dieselbe Gefühllosigkeit, dieselbe Rücksichtslosigkeit gegen die armen Thiere, nur je nach dem Individuum mit mehr oder weniger Rohheit oder mit mehr oder weniger Raffinement gepaart. Ausnahmen sind immer selten. Nur in Oberitalien ist man milder.

Keinen Reisenden giebt es wohl, der nicht Zeuge von solch empörenden Mißhandlungen und Martern der armen Geschöpfe gewesen wäre, bei denen sich unser Herz im Leibe umwendet. Ich selbst würde Bogen füllen, wollte ich von allem erzählen, was meine Augen schauen mußten: von ermatteten Pferden, in deren Wunden man stachelte, um sie anzutreiben; von niedergesunkenen, die man durch untergelegte Feuerkohlen zum Aufstehen zwang; von alten Maulthieren, die unter Schlägen ihr Leben aushauchten (denn aus Mitleid wird kein Thier getödtet); von kleinen Lämmern, denen man lebendig eine Schnur durch die Nackenhaut gezogen, um sie bequem daran hinhängen zu können; von Hunden, denen man die Beine abgehauen; von gefangenen Ratten, die man mit Terpentin begoß und dann brennend laufen ließ. Es mag mit diesem genug sein.

Wird irgendwo ein Thier so gemartert, fällt's keinem der Vorübergehenden ein, auch nur einen Augenblick darauf zu achten, es sei denn aus Freude daran. Ich sah Priester stehen und sich über ein Paar Buben ergötzen, die eine

arme gefangene Ratte quälten; sah schöne junge Frauen mit mordlustfunkelnden Blicken kleine Singvögel erwürgen, „per mangiar“ (um sie zu essen) natürlich, und ward inne, daß dieses Volk sicher noch mit derselben mordgierigen Schaulust zur Arena eilen werde, mit der es einst zu Nero's und Domitian's Zeiten solches gethan.

Nur Eins blieb mir unklar: wie viel dabei auf den ursprünglichen Character des Volkes und wie viel auf seine Erziehung und Verwahrlosung zu schieben sei.

„Ma, non è christiano, è una bestia“ (Aber es ist kein Christenmensch, es ist ein Thier) bekommt man meistens zur Antwort, wenn man's unternimmt, einem Italiener das Unrecht seiner Thierquälerei klar zu machen, denn daß Menschen gegen Thiere irgendwie Pflichten hätten, sieht keiner ein, und kein Priester lehrt es. Und doch rührte ich einmal auf den Tempeltrümmern von Agrigent einen Knaben, der ein armes Vöglein marterte, bis zu Thränen aufrichtiger Reue, und die Thränen im Auge jenes Knaben waren mir eine Bürgschaft, daß auch in diesem Volksherzen das Samenkorn echter Menschlichkeit nicht fehle, ob es auch noch daliegt in tiefer Nacht, unberührt vom warmen Sonnenstrahle wahrer Bildung, wahrer Religion.

Mit Obigem habe ich einmal versucht, den Haupt- und Grundzug des italienischen Volkscharacters darzustellen. Aber um alle Nuancirungen und Verschiedenheiten, die wieder nach einzelnen Gegenden vorkommen, zu schildern, dazu müßte man ein eigenes Buch schreiben. Der kräftige Piemontese, der indifferente Lombarde, der weiche Venetianer, der feine

Florentiner, der gleichmüthige Römer, der bewegliche Neapolitaner — welche Fülle der Abſtufungen bieten ſie alle dar. Ich ſage nur, daß der Grundzug des niedern Volkes ein knabenhafter iſt.

War er's aber immer? War er's auch in der ſturmvollen, kampfluſtigen und ſchönheitsſeligen Zeit des 15. und 16. Jahrhunderts, in den Tagen eines Leonardo da Vinci, Michel Angelo und Rafael, und wird er's fürder bleiben, oder werden in naher Zukunft Freiheit und Bildung, die ja das neuerſtandene Italien auf ſeine Fahne geſchrieben hat, ihn zu echter Manneswürde erheben? Das ſind andere Fragen.

Aus dem Tagebuch.

Rom, den 20. November.

Offen und ruhig dürfen wir die Frage aufwerfen: wo giebt es ein Volk, deſſen Glieder mit ſolchem Gefühl der Angehörigkeit den Boden der ewigen Stadt betreten können, als wir Deutſchen es vermögen? Dieſer Gedanke drängte ſich mir faſt mit jedem Tage mit erneuter Kraft in die Seele und trug ſicherlich das Meiſte dazu bei, mir Rom ſo theuer und lieb, ſo heimathlich zu machen, und wie mir muß es jedem gehen, ſobald er nur mit echt hiſtoriſchem Sinne dieſen Boden betritt, zu heiliger und geweihter Erde muß er ihm werden. — Wie oft flog auf dem „ſauſenden Webſtuhl der Zeit“ das Schiff der Begebenheiten herüber und hinüber und lentte und wob die Fäden deutſcher Geſchichte und Kulturentwicklung bis in die Mauern Roms; wie oft entſpannen ſich gerade hier Ideen und Dinge von unermeßlicher Bedeutung für unſer Vaterland; wie oft ward hier ahnungsvoll empfangen, was drüben groß und glanzvoll das Licht der Welt erblickte. Den Größten, den Edelſten und Beſten unſerer

Nation wurde Rom zu jenem Aufenthalte, der gerade den Wendepunkt ihres geistigen Lebens bezeichnet.

Keineswegs erhebend freilich ist das erste Auftreten der Deutschen in Rom. Wir sehen hühnenhafte, blonde, halb wilde Germanensöhne, angestaunt und bewundert von allem Volke ob ihrer Kraft und Schöne, die Straßen der ungeheuern Weltstadt durchziehen, aber noch im Dienste Roms erscheinen sie, wohl auch im schmachvollen Sclavenjoch, selbst in der Entwürdigung des Gladiatorstandes; ja, eine edle Fürstin sehen wir gefangen und mit Ketten am Wagen des stolzen Triumphators gefesselt. Aber Thusnelda's Thränen und jegliche Schmach und Schande sollten schrecklich gerächt werden, denn furchtbar wendet sich das Blatt. Die stolze Roma, die siegesgewohnte, die Bezähmerin der ganzen damals bekannten Welt und seit Brennus nimmer von fremdem Feinde betreten als von überwundenem — zitternd und gnadeflehend krümmt sie bald sich selber von germanischer Kraft. An der Spitze seines deutschen Heeres schauen wir Alarich's jugendliche Heldengestalt im Siegesglanze einziehen in die Thore der überwundenen Weltstadt und es beginnt nun das schreckliche Gottesgericht für allen begangenen Frevel, gehäuft ein ganzes Jahrtausend hindurch.

Und abermals, als dann endlich die Stürme, die Gräuel und Verwüstungen der großen Völkerwanderung vorüber waren, als es anfing in Europa ruhiger zu werden und alles eine geordnete neue Gestalt anzunehmen begann, bietet Rom ein anderes bedeutungsvolles Schauspiel uns dar.

Am kerzenumstrahlten Hochaltar der alten heiligen

Petersbasilika kniet im stillen Gebete versunken wiederum eine mächtige Heldengestalt, und als sie sich emporgerichtet, funkelt auf dem Haupte die Kaiserkrone des großen Weltreichs, jene Krone, welche einst von starker deutscher Hand dem letzten schwachen Spätling des großen Cäsarenreiches vom Haupte geschlagen war. Noch gestern sah ich im Sanct Peter die rothe Porphyrplatte, auf welcher Karl der Große am Weihnachtsmorgen des Jahres 800 unter dem Jubelruf der Menge die Krone empfangen haben soll, unternehmend das ungeheure Werk der Wiedergeburt des römischen Weltreichs, das heilig gesprochen ward und in so verhängnißvoller Weise auf Jahrhunderte das Geschick Deutschlands an Rom knüpfen sollte. Und abermals sehen wir von nun an fort und fort wieder deutsche Kriegerschaaren die, jetzt ruinenvolle, ewige Stadt durchziehen und ihre hohen gewaltigen Heerführer sich zur verhängnißvollen Porphyrplatte wenden, die Ottonen, die Salier, die Hohenstaufen, um das Werk ihres großen Vorgängers zu festen und zu vollenden, jenes Wert gleich ruhmvoll, sturmvoll, unheilvoll. —

Und dann nach Jahren wandelt unbekannt und unbeachtet ein armer niederer Mönch aus Deutschland durch die üppige Kirchenstadt, mit Entsetzen nimmt er plötzlich wahr, welch' einen Pfuhl des Lasters und der Fäulniß all' die feierliche und glanzvolle Herrlichkeit in ihrer Tiefe birgt, und in seiner Seele beginnen große, ewige Gedanken leise sich zu regen. — Darauf kehrt er wieder still in seine deutsche Heimath zurück, unbekannt, unbeachtet, wie er gekommen, aber plötzlich dröhnen von Wittenberg her die welterschütternden

Hammerschläge und heften ein Blatt an das Kirchenportal, das mächtiger als alle Bullen und Bannstrahlen vom heiligen Stuhle den Vatikan bis in seine Grundfesten erbeben macht, und aus dem armen, demüthigen, unbekannten, deutschen Mönche ersteht plötzlich Roms mächtiger Besieger. —

Und wiederum nach Jahrhunderten durchschreitet ein armer unscheinbarer Sohn aus Deutschlands Nordebene die uralte Roma, auch er schaut still mit forschendem Auge rechts und links — aber nur in ferne schönheitsvolle Vorzeit ist sein Blick gerichtet; die aus Schutt und Scherben wieder erstehende Marmorherrlichkeit der Antike ist es allein, die alten stillen Götterbilder sind es, die mächtig sein Inneres füllen, und bald mit tief glühender Seele in hoher begeisterter Sprache schildert er sie und preist sie, lehrt Tausende sie verstehen, predigt von ihnen und dringt immer tiefer und tiefer in den Geist der Antike, wie keiner je vor ihm, bis plötzlich — in sein warmes schönheitseliges Herz sich der kalte Mordstrahl senkt. — Im stillen Hain der Villa Albani, vom Lorbeer umschattet, schimmert nun das weiße Marmorbild des großen Schöpfers der Kunstgeschichte aus dem tiefdunklen Grün. König Ludwig von Baiern hat es ihm dort errichtet, wo einst so oft sein Fuß wandelte. Kein Ort in Rom wäre passender für das Denkmal Winckelmann's.

Doch auch ein anderer unserer großen Heroen im Reiche der Schönheit und des Geistes wandelte fast um dieselbe Zeit auf dem classischen Boden Roma's. Wer könnte in den kunstgeweihten Hallen des Vatikans vor das erhabene Schmerzensbild Laokoon's treten, ohne Lessing's zu gedenken? —

Endlich der Dritte und Größeste von ihnen — Goethe. Rom bezeichnet seinen eigentlichen Wendepunkt; in Rom erst läuterte und hob sich sein Genius zu jener strahlenden Verklärung und ruhigen Hoheit, die sein späteres Wesen bietet, in Rom empfing er, mit Hermann Grimm zu reden, gleichsam für seine große Mission die letzte Weihe. —

Iphigenie und Tasso, seine reinsten und edelsten Werke voll classischer Schönheit und südlicher Anmuth, erblühten auf römischer Erde unter Italiens tiefblauem Himmel und wir fühlen seinen Hauch darin wehen. Noch wissen wir heute aus den unvergleichlichen Blättern seiner täglichen Aufzeichnungen, wo er wohnte, wie er lebte und genoß, welche Orte, welche Menschen und Dinge ihm dort die liebsten in seinem ruhig schönen Dasein waren; aus seinen Elegien tönt fort und fort der ewig herrliche Klang von seiner olympischen Glückseligkeit in den frohen Tagen von Rom, und an den altersbraunen Trümmern des Marcellustheaters liegt noch die kleine Osteria, in der, wie die Sage geht, der göttliche Sänger nach Tages Arbeit und Genuß sich am Becher labte.

Rom und Goethe, wie so auf's Innigste und Engste sind diese zwei Namen verbunden! Ja, seit er nach Italien ging, sagt Hermann Grimm mit Recht, erst seit er von dort aus Winckelmann populär machte und die Werke Rafael's und Michel Angelo's auslegte, wurde Rom von Neuem als die hohe Schule erkannt, in der ein männlicher Geist am schönsten seine Bildung vollendet. — Unmittelbar sehen wir dann Andere sich ihm anreihen, ihm nachstreben, schaffen und leben in seinem Geiste. Platen dichtet in Rom, der Meister der

höchsten Formvollendung —, und wer gedächte nicht eines Wilhelm von Humboldt, eines Niebuhr und Bunsen, wer nicht Welker's, Thiersch's und Gerhardt's. —

Und nun vollends erst die Reihe unsrer großen Künstler, denen Rom zur bedeutsamsten Stätte des Empfangens und Schaffens ward; da ist kein Ende abzusehen vom großen Bahnbrecher Carstens bis auf die heutigen Tage, wo sich fast in unausgesetzter Folge ein strahlender Stern an den andern reiht. Schick und Wächter, Koch und Reinhart, Cornelius und Overbeck, Veit und Schnorr, Kaulbach und Rahl, Genelli, Rottmann, Preller, Willers und wie sie alle heißen — sodann die Bildner Dannecker und Rauch, ferner der große Schinckel — welche Namen! Sie Alle haben in Rom ihre Weihe empfangen.

Und, wie schon früher gesagt, gerade die großen Wendepunkte, sowohl die unserer nationalen und geistigen Entwicklung, wie die ihrer Träger, knüpfen sich an Rom. Mit Karl dem Großen wendet sich die Geschichte zum großen Abschnitt des Mittelalters; mit Luther beginnt die Reformation; mit Winckelmann die Kunstwissenschaft; mit Lessing die deutsche Kritik; mit Carstens die Wiedergeburt eines edlen und reinen Styls und in Goethe endlich haben wir die Sonnenhöhe deutscher Poesie.

Hat er es doch selber ausgesprochen in seinem Tasso: „die Stätte, die ein edler Mensch betrat, sie ist geweiht für alle Zeiten" — um wie viel mehr nicht jene, über deren Boden eine ganze Schaar der Größesten und Herrlichsten hinwegschritt.

10. December.

Vor 14 Tagen war ich zum erstenmale in der kleinen protestantischen Kapelle und bin seitdem noch einmal wieder dort gewesen. Sie ist hier im Palaste Cafarelli, dem Eigenthum des Königs von Preußen und dem Sitz der Gesandtschaft. Es ist ein einfacher Saal, dem man nur durch etwas Schmuck und einige unbedeutende Bilder einen kirchlichen Character zu geben versucht hat. Ein schwarz behangener Altar mit einem Crucifixe, eine Kanzel zu ebner Erde, eine Orgel, eine Tribüne für den Sängerchor und ein paar Dutzend Stühle, das ist Alles. — Mitglieder der Gesandtschaft, hier lebende Künstler mit ihren Familien, Schweizer-Soldaten und Fremde bilden die Gemeinde. — Den Gottesdienst eröffnet eine eigenthümlich ergreifende Liturgie, die Bunsen einst nach altchristlichem Ritus eigens für diese Kapelle bearbeitet hat (denn außer ihr hat sie nur noch die protestantische Kapelle zu Jerusalem); dann folgt ein kurzer Gesang der Gemeinde, darauf die Predigt und zum Schluß wieder ein Gesang.

Aber ich muß gestehen, selten ist mir in einer protestantischen Kirche so feierlich und fromm zu Muthe geworden, als in diesen kleinen schlichten Räumen, und es kam mir immer vor, als sei hier wieder mitten im Heidenthum eine schüchterne, verfolgte Heerde heimlich vereint, um zu preisen und zu hören, was ihnen über Alles theuer und heilig war, wie in den Zeiten des ersten Christenlebens, wo noch eine kindliche Herzensreinheit, eine innige Liebe und Eintracht mit einer heldenhaften Todesverachtung, wenn es galt, für die innere Ueberzeugung einzustehen, Hand in Hand ging. —

Der Pastor Heinz ist ein vielseitig und tief gebildeter Mann und seine kurzen Predigten sind so mild und innig, daß sie in der Seele wohlthun, selbst wenn man auch keineswegs gleichen religiösen Standpunkt einnimmt. Auch der vierstimmige Gesang von Männern und Knaben war so einfach schön und an's Herz gehend, daß ich mit wahrer Erbauung die schlichten Räume verlassen habe.

14. December.

Der December ist ein rechter Regenmonat in Italien und auch diesmal verleugnet er nicht seinen Character. Seit Wochen Tag für Tag grauer Himmel und schwüle Siroccoluft, von Regenschauern begleitet, und vorgestern ergoß sich unter fortwährend starker electrischer Entladung ein Wolkenbruch, wie ich kaum einen erlebt habe. Im Nu waren alle Straßen zu schäumenden Bächen geworden, von den Hügeln in der Stadt rauschten wahre Wasserfälle und der Tiber, dessen gelbschlammige Fluth schon den ganzen Monat hindurch in wildem Gewirbel mit reißender Gewalt von den Bergen zum Meere jagte, trat nun vollends aus seinem Bette, überschwemmte manche Straßen und Plätze und drang sogar in's alte Pantheon. — Augenblicklich ist zwar die Stadt wieder frei vom Wasser, doch eine dicke Lehmschicht bedeckt dafür ihren Boden. Der hochgeschwollene Fluß aber wühlt und wirbelt noch entsetzlich. Was könnte dieser Strom für mächtige Marschen bilden, wenn überhaupt sein Lauf länger und ruhiger wäre und sein reiches Material, das er mit sich führt, Zeit hätte, sich zu lagern, statt nun sofort weit

in eine schroff abfallende Meerestiefe gespült zu werden. Auch manchen Rest der Vorzeit hat der heftige Regen von der Erde befreit und bloßgelegt. In voriger Woche fand man in unserem Garten eine schöne antike Gemme, ein Amor mit einer Fackel der gefesselten Psyche das Herz entzündend, und gar ein kleiner Altar der Diana kam dabei an gleichem Orte zu Tage, geziert mit verschiedenen Emblemen (Hirsch, Bogen und Köcher, Opferschale u. s. w.). Welch' eine Fülle von Pracht und Schönheit würde erst das Auge schauen, wenn der letzte Rest der verhüllenden Erde einmal so fortgespült wäre.

17. December.

Es beginnt jetzt die Ernte der Orangen und Citronen. Ueber alle Gartenmauern blicken die prächtigen Bäume mit der dunklen gedrängten Laubfülle und den goldleuchtenden Hesperidenfrüchten drinnen, daß es eine Lust ist zu schauen, und vor Allem schön ist die Menge blühender Rosen in allen Gärten. Es ist unsere gewöhnliche Monatsrose, aber zehn Fuß hoch und darüber gehen hier oft die Büsche empor und sind den ganzen Winter bedeckt mit Blüthen und Knospen. Der Opuntiencactus sitzt überall voll Früchte, gestern sah ich auch ein paar Dattelpalmen mit Blüthenkolben, doch bleiben sie hier unfruchtbar, die Yucca dagegen hängt allenthalben voll reifer brauner Samenkapseln, die walzenförmig und an beiden Enden zugespitzt sind, daß sie wie kleine Frankfurter Würstchen aussehen.

28. December.

Goethe, dessen italienische Reise ich hier wieder mit erhöhter Freude lese, ging es beim Anblick des römischen Kirchenpomps ganz wie mir. Er sagt in seiner treffenden Weise davon: „Musik und Pracht, Alles floß ab von mir, wie Wasser von einem Wachstuchmantel, und kein Strahl und kein Ton erreichte das Herz". So war's namentlich bei dem Festprunke in der Peterskirche, wie man ihn etwa am ersten Weihnachts- und Ostertage oder zu Lichtmeß oder Palmsonntag sieht, und nur ganz einzelne Momente, die wirklich herrlich und ergreifend sind, nehme ich dabei aus, z. B. den erhabenen Posaunenchor aus der Kuppel nach der heiligen Wandlung. Im Uebrigen wird einem dieses jeder Innerlichkeit entbehrende Prunkwesen bald eben so widerwärtig als langweilig, wenn der erste Reiz der Neuheit vorüber ist, und Niemand langweilt sich wohl mehr dabei, als der arme, gute, einsame Pabst selber auf seinem goldenen Stuhle, der verdammt ist, diese Geschichten immer und ewig wieder von Neuem durchzumachen. Daß er darum beim Hochamte einmal über das andere herzhaft gähnte, verzeihe ich ihm gern, auch das ganze hochwürdige Cardinalcollegium gähnte mit ihm um die Wette und sprach auf's Fleißigste den Dosen zu, um sich zu ermuntern. Der Schnupftaback ist wie für katholische Geistliche erfunden.

Das freilich ist wahr, man hat in unserem protestantischen Norden kaum eine Ahnung davon, welch' ein glanzvoll blendendes Schauspiel z. B. am Weihnachtsmorgen die Peterskirche in ihrem Innern darbietet,

Als der Papſt, getragen auf ſeinem Prachtſeſſel, unter dem goldbrokatnen Baldachin die Kirche verließ, folgten ihm nicht weniger als ſechsundzwanzig Cardinäle, vierzig Erzbiſchöfe und Biſchöfe, abgeſehen von der ungeheuren Menge der übrigen Prälaten und Würdenträger der Kirche, alle ſtarrend von ſchwerem Goldbrokat, Silberſtoffen, Purpur, Sammet und Seide. Dazu nun noch die reiche Zahl der übrigen hohen Beamten des Kirchenſtaates, die Officiere des Papſtes, die römiſchen Fürſten, die Geſandten fremder Mächte. Man ſah Uniformen und Koſtüme aller Arten und Zeiten im bunteſten Durcheinander, wie bei einem Maskenfeſt.

Schwarzſammetne altſpaniſche Tracht und hellfarbiges Rococco; Panzer und Harniſch des Mittelalters und geſtickte Galauniform der Gegenwart berührten ſich hier, während die prächtige Schweizergarde, in der bunten Tracht der Lanzknechte, mit blanken Stahlhauben und Bruſtharniſch, bauſchigen Pluderhoſen und Hellebarden tragend, ſammt der Nobelgarde des Papſtes, die nur aus jungen Adeligen beſteht, ein Spalier bildet, um die Tauſende neugieriger oder inbrünſtiger Dränger zurückzuhalten.

3. Januar.

Der Jahreswechſel geht in Italien ohne viel Feierlichkeit vorüber; man wünſcht ſich morgens ein „Buon capo d'anno“ (Guten Jahresanfang) und damit gut. Auch der Sylveſter tritt durchaus nicht hervor, nur die deutſchen Künſtler in ihrem Vereine und einige andere Landsleute

ließen sich eine lustige Feier desselben nicht nehmen und führten ein großes melodramatisch, antik-romantisch, moralisch-satyrisches, kunsthistorisches Theaterstück auf mit Prolog, Epilog und antiken Chören, welches bald im Olymp, bald auf Erden in Rom und bald sogar unter der Erde im Kyffhäuser, bald vor, bald hinter dem Vorhang spielte. Der „Neue Pygmalion" hieß es, ein tolles, phantastisches und höchst ergötzliches Ding, in welchem der Verfasser, der junge Maler Ludwig, über allerlei Zustände und Erscheinungen im römischen Kunstleben und Fremdenverkehr mit dem originellsten Humor seine satyrische Geißel schwang. Mancher Hieb hat denn auch gut gesessen. Während das Stück beim größten Theile des Publikums mit Jubel aufgenommen wurde, hat es dagegen bei einigen namhaften Künstlern sehr böses Blut gemacht. Der Grundgedanke desselben war, daß verschiedene Götter des Olymps, die sich da oben langweilen, den Entschluß fassen, sich einmal wieder zur Erde und nach Rom zu begeben, um sich die ewige Stadt im neunzehnten Jahrhundert anzusehen. Dazu ist natürlich nothwendig, sich anständig zu kleiden, wozu Merkur, der als Götterbote noch immer die Verbindung zwischen Himmel und Erde besorgt, behülflich ist. Man wählt das Kostüm reisender Engländer, Jupiter erscheint als dicker Lord, seinen Donnerkeil hinten in der Rocktasche, Juno als Mylady, Minerva als lange Miß mit Hängelocken und wasserblauen Augen und selbst Venus muß die Götterpracht ihrer Glieder in eine ungeheure Crinoline stecken. So durchwandert die Götterschaar, angeführt von Merkur als Cicerone, die Ateliers deutscher

Künſtler und erlebt die ergötzlichſten Geſchichten. Nicht minder komiſch war die Scene im Kyffhäuſer, wo eine Deputation deutſcher Künſtler vor dem Kaiſer Barbaroſſa erſcheint, um ihn nach Rom zu laden, weil dort ein Stück deutſcher Einheit wenigſtens unter den Kunſtjüngern und ihren Richtungen in herrlichſter Weiſe zu ſehen ſei (ein Hieb auf die Zerfahrenheit und Uneinigkeit). Der alte Kaiſer entſchließt ſich auch endlich dazu. Nun aber entſteht Verlegenheit, wie er das anfängt, weil ſein Bart bekanntlich durch den ſteinernen Tiſch gewachſen iſt. Abſchneiden will er ihn auf keinen Fall, den Tiſch zerſchlagen laſſen will er auch nicht und ihn mitnehmen iſt ebenfalls zu umſtändlich. Endlich iſt Rath gefunden. Ein junger Künſtler zieht einen Band Redwitz'ſcher Amaranth Lieder aus der Taſche. Kaum fängt er an, daraus vorzuleſen, und ſiehe, der Tiſch thut ſich auseinander, der Bart geht los, denn das iſt ja Poeſie, die „einen Stein erweichen" kann. Der Kaiſer wird nun frei und erſcheint in Rom. Kaum aber hier angekommen, kann er ſich vor den drängenden Bitten der Maler, ihnen Modell zu ſtehen, nicht retten, und weil er ſieht, daß es mit der gerühmten Einheit erſt recht nichts iſt, macht er ſich eiligſt wieder von dannen.

Die Koſtüme und ſonſtige Ausſtattung, welche man theils von einer hieſigen Oper entliehen, theils ſelbſt verfertigt hatte, waren unübertrefflich und das Ganze ein Stück Phantaſtik, ſo glänzend und geiſtvoll, wie nur je eins in Ludwig Tieck's Tagen geſchaffen worden iſt.

10. Januar.

Weil nun einmal seit den Zeiten des seligen Rinaldo Rinaldini Italien als die Heimath und der wahre Boden aller Erdolchungs- und Räubergeschichten angesehen wird, sei's nun mit Recht oder Unrecht, so macht man sich auch von den Städten daselbst solche Vorstellungen. In Wahrheit aber ist die öffentliche Sicherheit der Person und des Eigenthums daselbst nicht um ein Haar mehr gefährdet, als in London, Paris und in anderen großen Städten Europa's. Nur in menschenarmen, entlegenen Theilen von Rom, z. B. am Petersplatz, in den Ruinen des Forums und um den Aventin herum mag es nicht rathsam sein, Abends allein zu wandeln, wenn auch mir selber, obwohl ich jene Orte oft genug in später Stunde und bei Mondlicht besucht und durchschlendert habe, nie auch nur das Mindeste der Art zugestoßen ist. Lägen diese Plätze aber so in London oder Paris oder in Berlin, sie würden sicherlich auch bald zu den gefährlichsten und verrufensten gehören.

Nur eine einzige Räubergeschichte passirte, oder sollte passirt sein, während meines römischen Aufenthalts. —

Ein langer Engländer, der, aller Warnungen ungeachtet, seinen romantischen Gelüsten folgend, oft bei Mondenschein das einsame Colosseum durchwandelte, ist eines Abends spät wiederum dort. Er will eben in einen der dunklen engen Bogengänge eintreten, — plötzlich springt ein schwarz vermummter Kerl daraus hervor, auf den Engländer los, packt ihn mit raschem Griff nach der Weste, gerade wo die Uhr sitzt, wirft ihn dann mit kräftigem Stoße zur Seite

und läuft davon. Der Engländer entdeckt sofort die Abwesenheit seiner kostbaren goldenen Uhr. Rasch entschlossen saust mit seinen langen Beinen der junge Sohn Albions hinter dem Schwarzen her. So jagen beide dicht hinter einander die breite Straße entlang dem Titusbogen zu. Nahe davor hat er ihn erreicht, faßt ihn beim Kragen, reißt ihm die Uhr aus der Tasche, giebt ihm dann noch ein paar derbe Püffe und Fußtritte und läßt ihn großmüthig weiter laufen. — Er erreicht in später Stunde seine Wohnung und zündet Licht an. — Was erblickt er! Das Erste, worauf sein Blick fällt, ist — seine goldene Uhr, die ruhig auf dem Tische liegt. Bestürzt greift er jetzt in die Westentasche — und zieht eine fremde silberne daraus hervor. — Er ist ein Räuber geworden wider Willen! Gottlob ist er bei alledem ein ehrlicher Mann geblieben; sofort am nächsten Morgen geht er mit seinem Raube auf die Polizei, wo er die hübsche Geschichte erzählt. Gleich darnach klärt sich alles auf. Ein schwarzgekleideter Abbate erscheint und zeigt an, daß ihm gestern eine Uhr geraubt sei. Der Engländer überreicht sie ihm, beide entschuldigen sich über den gegenseitig verursachten Schrecken und alles ist in Ordnung. Nur was der würdige Geistliche in jenem dunklen Gange zu thun hatte, wollte er nicht gestehen und keiner hat es je erfahren.

18. Januar.

Eines merkt man hier bald. Zum Politisiren ist wohl kaum ein Ort in Europa weniger geeignet, als Rom. Das

Bild einer großen Vorzeit tritt einem hier mit solcher Gewalt vor die Seele, daß der Blick für die Verhältnisse der Gegenwart, man mag wollen oder nicht, sofort abgelenkt wird, die Stimmen aus vergangenen Tagen übertönen mächtig das Parteigezänk von heute. Darum hört man auch fast nur jüngere Künstler und Neuangekommene politische Debatten führen. Wer länger dort lebt, dessen Seele wird bald beruhigt und umfangen von der stillen Größe der ewigen Stadt und ihrer Schönheitswelt; ehe er's gewahr wird, steht er außerhalb des lärmenden Weltgewühls, dessen Gewoge und Getose nur wie fernes Meeresbrausen gedämpft in sein Ohr dringt, er hat, um mit den Worten eines meiner künstlerischen Freunde zu reden, „das neunzehnte Jahrhundert unter den Füßen, während er mit den großen Meistern und Helden der Vergangenheit an der Tafel sitzt". Das ist das Schöne, ruhevoll Erhebende und Läuternde, was der Aufenthalt in der ewigen Stadt mit sich bringt, man gewinnt den erhabensten Standpunkt und eine wahrhaft antike Ruhe. Der Umgang aber mit solchen beruhigten, gehobenen und geläuterten Naturen ist gleichfalls schön und herzerquickend.

20. Januar.

Außer Rom giebt es wohl kaum eine Stadt in der Welt, wo die Kunst des Barockstyls, die Perückenzeit, so viel wirklich bedeutsame Werke geschaffen und zugleich so viel Altes, Ehrwürdiges und Schönes vernichtet und mit ihrem widerwärtigen Bombast und Schnörkelwust überwuchert und verunstaltet hätte. Nirgends lernt man den Barockstyl so

kennen und schätzen und nirgends verwünscht man ihn so sehr, als hier. Und welch' ungeheure Summen hat er dabei verschlungen in der Zeit der Bernini und Borromini! Wenn ich bedenke, wie viel wahrhaft Edles, Gutes und Seelenerfreuendes dafür hätte geschaffen werden können, geht mir immer ein Stich in's Herz. — Die drei letzten Jahrhunderte haben unter den alten Denkmalen der antiken, wie der altchristlichen Zeit eine Zerstörung und Verunstaltung angerichtet, gegen welche die der Barbaren in der Völkerwanderung gehalten, fast unbedeutend zu nennen ist. Namentlich hat man fast in allen alten Basiliken die widerwärtigsten Eindrücke, trotz aller Gold- und Marmorpracht. Nur dann und wann schaut aus der dämmernden Nische ein uralt Mosaikbild mit seinen noch unberührten, ernsten und strengen Zügen fast wie zürnend auf all' den frivolen gleißenden Wust, der es umgiebt. Das ist denn meistens Alles auf die roheste, äußerlichste Effekthascherei berechnet. Bei solch' traurigem Anblick freue ich mich schon auf die Zeit, wo mir wieder unter Orgelton und Glockenklang die ernste und mächtige Majestät unserer alten deutschen Dome entgegentritt. Dort ist doch Würde und Weihe, Kraft und Herrlichkeit, Einheit und Größe.

30. Januar.

Das muß wahr sein, schön ist sie und schwarze Haare hat sie, fast blauschwarz, und Augen wie Kohle, die sie schrecklich schnell herumwerfen kann, und eine Haut hat sie, die ein ganz klein wenig in's Gelbliche spielt, aber nur so

viel, als gerade bei so dunklem Haar nöthig ist, um nicht zu kalt davon abzustechen. Auch Clavier kann sie etwas spielen, eine Polka und eine Melodie aus dem Trovatore, und einen großen schwarzen Kater hat sie, den sie den ganzen lieben langen Tag auf dem Arme herumträgt, d. h. wenn sie nicht Clavier spielt, oder beim Essen ist, oder im Fenster liegt und auf die Straße hinabschaut. Ob sie eine schöne Seele und ein gefühlvolles Herz besitzt, ist mir bis dahin völlig unklar geblieben, nur über ihre geographischen Kenntnisse ist mir einiges Licht aufgegangen. Die Existenz der Stadt Bremen, das Dasein Hannovers war bislang noch nicht zu ihrer Kenntniß gelangt, aber von Berlin hatte sie doch eine dämmernde Ahnung, weil nämlich einmal ein junger Mensch von dort ihr zum Andenken ein Paar Ohrbommel geschenkt hatte. Darum kann ich vorläufig nichts weiter von ihr berichten, denn ob sie lesen oder gar schreiben, stricken oder gar nähen kann, habe ich mit dem besten Willen nicht in Erfahrung bringen können. Uebrigens bewegt sie sich gern in Extremen, z. B. zu Hause im tiefsten Negligé, auf der Straße aber in großer Toilette, das hebt sich ja wieder. — Daß hier von keiner andern die Rede ist, als von der reizenden Tochter meiner freundlichen Hauswirthin, meiner Padrona, versteht sich von selbst. Ein andermal vielleicht Weiteres von derselben.

1. Februar.

Von der Höhe des Monte Pincio schimmert weit hinaus über Stadt und Land, aus dem Grün seines Gartens

ragend, das Gebäude der französischen Akademie, einst die Villa Medici, jetzt von Frankreich mit großartigster Liberalität seinen kunstbeflissenen Söhnen zu einem glänzenden Asyl eingerichtet. Hier finden die französischen Künstler Wohnung und Speisung, eine Bibliothek, eine reiche Sammlung von Abgüssen und die schönsten Ateliers, die man sehen kann, während über ihnen schützend die Tricolore weht. Welch' ein Gefühl muß es für sie sein, solch' ein Vaterland zu besitzen und in einem fort, auch in der Ferne, die Wohlthaten desselben zu empfinden.

Für die deutschen Archäologen hat Preußen in seiner Casa Tarpea (dem Instituto archaeologico) etwas Annähernedes geschaffen, wenngleich in viel geringerem Maße. — Um die armen deutschen Künstler dagegen bekümmert sich noch kein Mensch, sie mögen selber sehen, wie und wo sie Wohnung und Werkstatt finden, und namentlich hält es oft schwer in letzterer Beziehung, denn ein geräumiges lichtvolles Atelier ist meistens so theuer, daß es nur zu oft den größten Theil des kleinen Stipendiums verschlingt, welches dem armen Maler oder Bildhauer zuweilen aus reiner Gnade und Barmherzigkeit geworden ist.

Welche Räume dazu hat nicht Oesterreich in seinem umfangreichen venetianischen Palast, die zum Theil wüst und leer stehen, und ich hörte, man wäre die Regierung schon oft deshalb angegangen, aber stets wäre man abschlägig beschieden. — Ebenso könnte Preußen in seinem Gesandtschaftspalaste Cafarelli auf dem Capitole leicht ein halb Dutzend Ateliers einrichten lassen, wenn es nur ernstlich wollte. —

So setzen denn unsere Künstler ihre ganze Hoffnung auf den wärmsten und hervorragendsten aller deutschen Kunstmäcene, auf König Ludwig von Bayern. Man munkelt, er habe seine Villa Malta, die ebenfalls auf dem Pincio liegt, ihnen in seinem Testamente vermacht. Zwar hat dieselbe längst nicht die Großartigkeit der französischen Künstlervilla, sie ist vielmehr nichts als eine schön gelegene, mittelgroße und sehr einfache Gartenwohnung mit mäßig großem Garten daneben, indeß wäre es immer höchst erfreulich, wenn die Hoffnungen auf ein Asyl in Erfüllung gingen, und wäre es auch nur um die Herstellung einer Anzahl von Ateliers, die unentgeltlich an arme, aber würdige Künstler abgelassen würden. —

(Nachträgliche Anmerkung.) Leider ist's auch damit nichts. König Ludwig ist gestorben und in seinem Testamente ist nicht mit einer einzigen Silbe dessen erwähnt. Die Villa Malta erbte irgend ein Prinz, der mit ihr machen darf, was er will, und die armen deutschen Künstler haben von Staatswegen noch kein Fleckchen in Rom, wo sie ihr Haupt hinlegen noch ihre Hand rühren können. — Ich sollte König Ludwig gewesen sein!

Oesterreich indeß hat endlich, wie ich vernommen, im venetianischen Palaste einige Räume zu Künstlerwerkstätten überwiesen. Was wird Preußen, was Deutschland für seine Künstler thun?

(Zusatz gegenwärtiger Auflage.) Eine Freudenbotschaft erfüllte bekanntlich vor einigen Jahren die deutsche Künstlerwelt mit neuen Hoffnungen: die Nachricht, das Reich sei in

ernster Unterhandlung über den Ankauf der Casa Bartholdy neben der spanischen Treppe für diesen Zweck, jene Stätte, wo einst der Genius eines Cornelius, Overbeck, Veit und Schadow in ihren Bildern aus der Geschichte Josephs zuerst so verheißungsvoll und herrlich seine Schwingen entfaltete, die echte Wiege der wiedergeborenen Wandmalerei. — Kein würdigeres Haus könnte dafür gefunden werden. — Aber auch damit war es nichts. Die Regierungsvorlage zur Bewilligung der Kosten lehnte der Reichstag nach kurzer Verhandlung ab und damit ist die schöne Hoffnung, jene bedeutsamen Denkmale edelster deutscher Kunst in deutschem Besitz zu sehen, wohl für lange Zeit wieder verschwunden. Wie sehr ist das zu beklagen! –

12. Februar.

Einen schönen Tag habe ich gestern verlebt, eine rechte Frühlingswanderung. Die Campagna grünte, wohin man sah, Crocus und Narcissen schauten aus dem Grase, duftender Goldlack leuchtete von allen Ruinen und die Mandelbäume waren schon über und über mit weißlichen oder röthlichen Blüthen bedeckt, genug, der Frühling ist plötzlich da, ohne daß ich's gemerkt, eben weil grüne Bäume und Blumen auch in dem kurzen Winter nicht gefehlt haben. Den ganzen Tag streifte ich einsam in der Campagna umher und ruhte lange auf den Trümmern eines antiken Grabes. Graue, mächtig behörnte Rinder weideten ruhig in meiner Nähe, der Hirt in seiner malerischen Kleidung, den Mantel aus Ziegenfellen um die Schulter, den Spitzhut auf dem

Kopfe, ſtand drüben auf ſeinen lanzenartigen Stab gelehnt, weiterhin ragte der kleine ſchönerhaltene Bacchustempel, rechts ſchaute dunkel der heilige Hain der Egeria hervor — ringsum dehnte ſich mächtig nach jeder Seite und in ewigem, ſanftem Auf und Ab die grüne Campagna; Trümmer und Marmorfragmente überall und überall, während links in unſäglicher Linienſchönheit das blauduftige Albanergebirge mit ſeiner Menge weißleuchtender Villen und kleiner Städtchen aufſtieg. Es war ganz ſtill und lautlos um mich her, ſo recht eine Stunde zum ſtillen Denken und Träumen geſchaffen, und nur einzeln kam ein halbverlorener Glockenklang zu mir herüber von Rom, das jener Hügelzug verbarg. Erſt im Dunkeln ging ich heim und meine Bekannten, die mich vergebens zum gemeinſamen Eſſen in unſerer Trattorie erwartet hatten, waren ſchon in Sorge um mich geweſen.

Was gäbe man im heimathlichen Norden für ſolch' einen Wandertag! —

14. Februar.

Karl Vogt ſieht namentlich die Frauen als die eigentlichen Erhalterinnen des Volkstypus an, als die, welche an Körper und Geiſt den Character eines Volksſtammes am längſten bewahren und daher gleichſam den Spiegel ſeiner Vergangenheit und Zukunft bilden. Er ſchreibt darüber ſehr geiſtvoll an ſeinen Freund, den Hiſtorienmaler Rahl, bei Gelegenheit ſeiner Schilderung des Carnevals und der Frauen von Rom wie folgt:

„Du wirſt wohl ſchon oft Bemerkungen gemacht haben

über das Mißverhältniß, welches in manchen Volksstämmen zwischen Männern und Weibern existirt, wie dort das männliche, hier das weibliche Geschlecht hinter dem andern an körperlicher Schönheit, wie an geistiger Ausbildung zurücksteht. Dies Verhältniß zwischen den beiden Geschlechtern ist es gerade, aus dem man Vergangenheit und Zukunft erschließen kann. Gutes und Schlechtes, Fortschritt und Rückschritt wird zuerst von dem Manne angenommen, und geht von diesem auf das Weib über, dessen conservative Natur nur weit allmählicher den fremden Einflüssen nachgiebt. Da nun die Stufe geistiger Kultur, die ein Volk einnimmt, sich nicht nur in seiner Körperbildung reflektirt, sondern geradezu von derselben abhängt, so ist es leicht erklärlich, daß in einer aufstrebenden Nation, die im Fortschritte begriffen ist, die Männer, in einer sinkenden dagegen die Weiber den Vorzug der Körperschönheit und der intellektuellen Fähigkeiten in Anspruch nehmen können. Findest du also einen Volksstamm, der schöne Weiber, aber dagegen im Durchschnitt häßliche Männer hat, so kannst du mit Sicherheit behaupten, daß derselbe schon längst seinen Höhepunkt überschritten hat und dem Untergange entgegengeht. — Schlagend findest du dieses in Rom bestätigt. In jeder Bewegung, jeder Stellung dieser Weiber tritt dir etwas Großartiges, Imponirendes entgegen, das dir, ich will gerade nicht sagen Ehrfurcht, aber doch ein ähnliches Gefühl abnöthigt". — Ich will das hingestellt sein lassen. Ein Anderes aber habe ich bemerkt. In Italien, namentlich in Rom und seinen nahen Gebirgen, überragt die Schönheit

der männlichen Jugend die der weiblichen auf's Entschiedenste. Wohl fesselt uns dort manche herrliche, wahrhaft junonische Frauengestalt voll Glut und Adel im Antlitz, seltener schon sieht man reizende Mädchen früheren Alters und äußerst selten erst fällt uns weibliche Anmuth und Lieblichkeit in unreifer Zeit auf.

Wer aber wäre in Italien gewesen und hätte sich nicht von Herzen gefreut an der unvergleichlichen Schönheit der Kinder, der kleinen rundlichen Puttenfigürchen mit den schalkhaft lächelnden Augen, oder an der Anmuth der feingebauten Knaben mit ihren schönen unschuldigen Gesichtern und dem feuchten träumerischen Blick des großen dunklen Auges, oder den schlanken Hermesgestalten der Jünglinge, voll des herrlichsten Ebenmaßes der Glieder. Auf den Straßen und Plätzen habe ich oft still gestanden und konnte mich nicht satt sehen an so vieler edler Menschenschönheit, wie sie sich hier in der heiteren, beglückenden Natur des Südens, fern von Verkümmerung durch Mühsal und Mangel entfaltet hatte, und begriff die Freude der Griechen daran, begriff Winkelmann und Platen und Andere, die sie begeistert priesen und besangen, diese Schönheit männlicher Jugend. — Ein Pfui und aber Pfui darum über die elenden Lästerseelen, welche jene Schönheitsseligen und Feinerfühlenden darob mit dem Koth ihrer Verleumdung bewarfen.

8. März.

Gerade da ich zu schreiben beginne, springt mir ein Floh auf's Papier. Ich morde ihn auf der Stelle. Hier ist der Umriß seines blutigen Leichnams.

Es ist einer von den Flöhen des archäologischen Instituts, die unter preußischem Schutze stehen, zwar keins der größten und schönsten Exemplare, mich aber soll er daran mahnen, daß eine Schilderung Roms, die nicht auch dieser Thierchen erwähnte, eine wesentliche Lücke hätte. Handelt doch ein volles Drittel der zweibändigen italienischen Reise Nicolai's von den Flöhen, sowohl im Allgemeinen, wie im Besonderen. So soll diesen denn auch jetzt pflichtschuldige Rechnung getragen werden. Das ist eine unumstößliche Wahrheit: die Flöhe des schönen Südens sind ungleich frischer, kühner, gewandter und lebendiger, als ihre verkümmerten armen Brüder im kalten Norden, und auch üppiger und körperlich ausgebildeter sind sie als diese, und ich möchte diese Vorzüge nicht ganz allein auf den glücklichen Himmel, unter dem sie sich ihres Daseins freuen können, schieben, sondern namentlich auf ihre soziale Stellung, die sie hier in der menschlichen Gesellschaft einnehmen. Während bei uns in anständigen Zirkeln ja kaum ihrer erwähnt werden darf, steht ihnen im schönen Süden die ärmste Hütte wie der glänzendste Palast gleich offen, daß sie in ganzen Schaaren beim Bettler, wie beim Principe, beim niederen Franciskanermönch, wie beim ersten Kardinal, jederzeit den freisten Zutritt haben. Ein solch' echter Vollgenuß

des Lebens und ein solches Bewußtsein ist wohl im Stande, tief im Herzen derselben ein stolzes Selbstgefühl aufgehen zu lassen und eine Selbstständigkeit und Kühnheit hervorzurufen, von welcher unsere nordischen Flöhe in ihrer niederen Proletariergesinnung kaum eine Ahnung haben. Indeß der Wahrheit die Ehre, soll ich aufrichtig sein, habe ich gar nicht einmal Ursache, die niedlichen braunen Geschöpfe so eifrig mit Mord und Todtschlag zu verfolgen, wie es geschieht. Noch kein einziges hat einen rechten Anfall auf mich gewagt, noch nicht eine Minute habe ich weniger darum geschlafen, da ich einer von den Auserwählten bin, an deren Blut sie keinen Geschmack finden, während meine Bekannten die halbe Nacht im wüthenden Schimpfen, Schlagen und Kratzen sind.

Jammernd wälzt ihr euch im Bette,
Keiner weiß, wie er sich rette,
Ich allein, ich ruh' in Frieden.
Wanzenfest und flohgemieden. —

Also sang ich den Klagenden und Zerstochenen morgens jubelnd in die Ohren und dankte dem gütigen Himmel, der es offenbar von vornherein wollte, daß ich Italien ungetrübt genießen sollte, darum gab er mir ein so unverwüstlich frisches und fröhliches Herz und ein so ungenießbares bitteres Blut.

12. März.

In letzter Zeit hat mich sehr das Schicksal eines jungen päpstlichen Soldaten, Robert Lecke mit Namen, in Anspruch genommen, mit dem ich jüngst bekannt wurde. Gebürtig aus Westfalen, besuchte er in München die Akademie,

um sich zum Maler auszubilden. Er sehnte sich dort sehr, das gelobte Land der Künstler, Italien, zu schauen, aber arm wie er war, hatte er wenig Hoffnung dazu. Da nimmt ihn ein Schwindler, ein gewisser Baron v. S., auf seine Kosten mit nach Rom, um sich von ihm hier sein Album füllen zu lassen. Bald aber seiner müde, kündigt er ihm eines Tages an, er werde nach Spanien reisen, wohin er ihn aber nicht mitnehmen könne, habe ihm indeß eine Stelle als Fourier bei der päpstlichen Armee ausgewirkt und die besten Versicherungen erhalten, er solle bald Offizier werden. Der Baron reist ab und der junge Mann verlebt vier traurige Jahre unter dem päpstlichen Gesindel, und nur als gemeiner Soldat, denn alles Uebrige war eine Vorspiegelung. Der preußische Gesandte hatte bisher nichts für ihn thun wollen. Als er sich einmal an König Ludwig von Bayern, bei dessen Aufenthalt in Rom, heimlich gewandt hatte, war er fünf Wochen lang eingesperrt worden, so lange, bis der König Rom verlassen hatte. Geringste Vergehen waren mit schweren Strafen geahndet, dazu die elendeste Kost. — Man denke, welch' ein Loos für einen jungen, freien und fröhlichen Künstler! So hatte sich denn eine tiefe Traurigkeit seiner Seele bemächtigt und schon war ihm oftmals der Gedanke gekommen, seinem jammervollen Leben selbst ein Ende zu machen, bis die Ankunft des Königs und der Königin von Preußen wieder einen neuen Hoffnungsschimmer gab. Ich rieth ihm nun, daß er der Königin, die sehr mild und liebreich ist, sein ganzes trauriges Loos in einem Briefe darlegen sollte. Er that es in einer

wahrhaft ergreifenden Weise und selten ist mir ein so rührendes und tief erschütterndes Schreiben vor Augen gekommen. Ich habe denn die Freude gehabt, zu erfahren, daß die Königin sofort Nachforschungen über ihn in seiner Heimath angeordnet hat. Gebe der Himmel, daß sich das Geschick des armen Jungen zum Guten wende.

17. März.

Oft und gern zeigte sich in den ersten Jahren seines Pontificats Papst Pius IX. dem römischen Volke. In gewissen Stadttheilen Rom's konnte man ihn fast täglich seine Spazierfahrt machen sehen. Draußen vor den Thoren und namentlich auf den hochgelegenen Promenaden des Monte Pincio verließ er dann meistens seinen Wagen und mischte sich, nur von einem Geistlichen begleitet, mitten unter die übrigen Spaziergänger, sich hier mit ihnen weidend am unvergleichlichen Bilde des mächtigen und kuppelreichen Häusermeeres der ewigen Stadt, das von oben zumal, in Abendgluth getaucht, einen Anblick bot, dessen strahlende Herrlichkeit jedem, dem es zu schauen vergönnt war, noch lange in Erinnerung nachleuchten wird.

Nach der Wiederkehr des Papstes von seinem Zufluchtsort Gaëta, wohin er vor den Wogen der Revolution sich geflüchtet hatte, fanden diese Besuche der Pincioanlagen nur selten statt und erregten natürlich jedesmal um so mehr die Aufmerksamkeit des Publikums, und vor Allem die der Fremdenschaar, welcher der Anblick des Papstes, und noch

dazu in solcher Nähe, ein hervorragendes Ereigniß ihrer römischen Tage war.

Auch gestern übergoß solch' ein Sonnenuntergang die ewige Stadt mit seinen Goldfluthen und Purpurtinten und lockte mich, sammt tausend Anderen auf den Monte Pincio, dessen Garten kaum die Menge zu fassen vermochte.

Plötzlich entstand nach einer Seite hin eine allgemeine Bewegung. „Der Papst, der Papst!" hieß es ringsum und in demselben Augenblicke sah man schon eine kleine Abtheilung päpstlicher Nobelgarde und Carabinieri, die der alterthümlichen, goldschimmernden Prachtkarosse Platz machten, und als diese bald darauf hielt, ein lockeres Viereck um dieselbe bildeten. — Das übliche „Eviva Pio Nono!" aus der Menge klang dünn und spärlich genug; man entblößte zwar das Haupt, jedoch nur wenige knieten nieder und fast nur die dem Wagen am allernächsten standen. Selten las man Verehrung, aber desto mehr freche Neugier auf den Gesichtern. —

Papa Pio's hohe wohlbeleibte Gestalt verließ nebst einigen violettstrumpfigen Begleitern den mächtigen Kutschenkasten. Mild und freundlich lächelnd wie immer, nach beiden Seiten im Gehen mit fast schelmischem Ausdruck den Segen spendend, durchschritt er die Menge und wandte sich zum äußersten Rande der Gartenterrasse. Einige Male wandelte er vor der Marmorbrüstung auf und nieder, dann blieb er stehen und schaute still darüber hinaus auf Rom und vor allem auf die Riesenkuppel der Peterskirche, hinter welche gerade der Sonnenball hinabsank, daß ihre prächtig

violette Wölbung wie von einer goldenen Glorie umstrahlt war. Ganz versunken schien er in dem unvergleichlichen Anblick. Welch' ein Gedanke mochte seine Seele durchziehen, als er so dastand. — Sagte er vielleicht zu sich selber bei dem Schauspiel: So versinkt auch die Sonne meiner Macht und Herrlichkeit, dunkler Schatten umhüllt den Felsen Petri – die heilige Kirche —, der so viele Jahrhunderte glanzvoll über alle Lande der Erde leuchtete und strahlte — es umgiebt den verdunkelten nur noch die Glorie vergangener Größe. — Noch ein paar Minuten — dann durchschritt er wieder segnend die Menge und bestieg mit seinen Begleitern seine Karosse. Die Carabinieri setzte sich in Trab und rasch, wie der Zug gekommen, rasselte und rollte er wieder die Zickzackwindungen der Rampe hinunter, um bald im Häuser- und Straßengewirr der Stadt zu verschwinden, indeß oben sich gleichfalls die Menge zerstreute, denn vor allem ist es der erhabene Anblick des Sonnenunterganges, der an diesem Punkte die Menge zu sammeln pflegt.

Auch ich begab mich auf den Heimweg. Im Hinabschlendern erblickte ich einen sehr einfach aber rechtlich und reinlich gekleideten Mann von mittleren Jahren neben mir gehen, in welchem ich mit Sicherheit einen der deutschen Handwerker vermuthete, deren so viele in Rom eine zweite Heimath und reichlichen Erwerb gefunden haben. —

Der Mann sah so vertrauengewinnend aus, daß ich Verlangen bekam, zu wissen, ob ich richtig vermuthet. Ich redete ihn geradezu deutsch an. Mein Blick für Menschen hatte mich nicht betrogen.

„Nun, ist es Ihnen auch gelungen, Pio Nono in der Nähe zu betrachten?“ begann ich mein Gespräch.

„Ja freilich, ganz nahe bin ich ihm eben gewesen und bin so froh darüber, daß ich's gar nicht sagen kann, denn sehen Sie, über ein Jahr ist's her, daß ich den heiligen Vater nicht gesehen habe. Ach, wie gut und freundlich sieht er aus und wie stattlich hat er sich gehalten. —“

„Sind Sie also sicher ein warmer Verehrer von Pio Nono?“

„Ja, ob ich's bin, selbst ein Katholik kann ihn nicht lieber haben, als ich's thu'. Das weiß Gott!“

„Sie sind also kein Katholik?“ —

„Nein, protestantisch bin ich, wie nur einer, aber gerade, weil ich protestantisch bin, habe ich ihn so lieb, den heiligen Vater. Ja, wenn der nur dürft' und könnt', der wär' auch ein guter Protestant, das weiß ich sicher. —“

„Dann muß es mit ihrer Liebe zu ihm ja ein ganz besonderes Bewandtniß haben.“

„Das hat es auch, lieber Herr, und gern erzähle ich's Ihnen, warum ich solch' ein Verehrer vom heil'gen Vater bin. —“

Wir waren jetzt am Fuße des Pincio angelangt. Ich bat meinen Begleiter, mit mir in's nahe gelegene Café greco zu treten, ließ eine Flasche Bier kommen, bat ihn, weiter zu erzählen und er begann:

„Also, wissen Sie, ich bin Sattler und ein Schwab', recht aus Stuttgart, wo mein Vater solch Geschäft hatte. Mit drei Kindern waren wir: mein älterer Bruder, der

das Geschäft vom seligen Vater geerbt hat, ich und meine Schwester; die verlobte sich dort mit einem italienischen Conditorgehülfen, gebürtig aus Bologna, der viele Verwandte hier in Rom hatte. Unsere Mutter war lange todt. Der Vater war anfangs sehr gegen diese Verbindung, konnt's aber nicht hindern, und auch wir Brüder redeten zu, da ihr Liebster uns schon gefiel. So gab er denn noch auf dem Sterbebett seinen Segen dazu, aber ein gar heilig Versprechen mußt' sie in seine schon kalten Händ' ablegen: nie und nimmer katholisch zu werden, was auch kommen mög'. Er ist darauf gestorben, sie haben sich geheirathet, zogen erst nach Bologna, wo's ihnen aber nicht recht glücken wollte, und dann bald hierher nach Rom, wo sie nun ihr gut Auskommen, ja sogar ein sehr gut Geschäft haben. So ging anfangs denn alles nach Wunsch, zwischen ihrem Mann, wie mit dessen Verwandten, ja selbst mit dem Beichtvater vom Hause. — Alles Fried' und Eintracht. Das dauerte so etwa ein Jahrzehnt hindurch. Da aber stirbt der Beichtvater plötzlich, ein neuer kommt in die Familie, und mit einem Male ist's alles anders; aus ist's mit dem Glück und Frieden.

Erst macht meiner Schwester der neue Pfaff Vorstellungen, sie solle übertreten zur allein selig machenden Kirch', dann hetzt er die Verwandten gegen sie auf, die ihr Tag und Nacht keine Ruh' lassen, ja selbst die ältesten Kinder fangen an, aufsässig zu werden und sprechen von Ketzerin und von Verdammten, und zu allerletzt, da fängt auch ihr Mann noch an, damit er nur selber Frieden und Ruh' im

Haus hat. Es hilft nichts, daß meine arme Schwester ihn bittet und beschwört, doch abzulassen, ihn erinnert an ihr heilig Wort, das sie dem Vater auf dem Sterbelager gegeben, und daß auch er so fest versprochen hat, sie bei ihrem alten Glauben zu lassen. Aber alles ist vergebens; er schilt und tobt zuletzt und meint, sie könnte innerlich glauben, was sie wollte, aber purer Eigensinn wär's, wenn sie lieber Glück und Frieden des Hauses hintansetzen wolle, als die paar äußerlichen Formen mitmachen und allein um des dummen Versprechens wegen, das ein schon Halbtodter gewollt hätt'. — Und so ist's fort gegangen fast zwei Jahr hindurch. — Ich war damals noch nicht hier, ich hätt' schon anders dreinfahren wollen. Aber so stand meine arme Schwester ganz allein da in der Fremde, ohne Rath und Hülf'. —

Da auf einmal in der Noth und Bedrängniß ihres Herzens kommt ihr ein Gedank' in die Seele. Sie hatt' davon gehört, daß der heilige Vater so gut und so freundlich und so gerecht ist und jeden vorläßt und mit jedem spricht, wer nur ein Christenmensch ist. —

Sie geht also gradwegs in den Vatican, reicht eine Bittschrift um Gehör ein, wird nach wenigen Tagen schon vorgelassen und erzählt dem heiligen Vater alles und alles, was ich Ihnen da eben erzählt hab'.

Der heilige Vater steht und hört alles ruhig an, dann schaut er ihr ernst in's Angesicht. Endlich sagt er zu ihr: „Ja, meine liebe Tochter, so glaub' ich Dir's noch nicht, doch ich werd' nachfragen und alles untersuchen lassen. Wenn's aber ist, wie Du sagst -- dann gehe ruhig nach

Haus, denn auf solch' eine Weise soll nimmer der katholischen Kirche gedient werden; hast Du Dein Wort Deinem alten Vater d'rauf gegeben, mußt Du's auch halten." — Dann segnet er sie und so geht sie fort und — denken Sie, lieber Herr, kaum eine Woch' ist vergangen, da ist's schon alles im Haus, wie's vorher war, und kein Pfaff und kein Verwandter sagt ihr noch ein Wörtle deswegen. Die werden einen schönen Wischer bekommen haben!

Alles und jedes ist wieder in Ordnung, Glück und Frieden wieder im Haus. Und meine Schwester — ja, hätte sie dem Todten einst nicht das Wort gegeben, — die wär' im Stand', jetzt gar freiwillig katholisch zu werden, allein dem heiligen Vater zu Liebe. — Und nicht minder glücklich ist jetzt mein Schwager über seine standhafte Frau und daß alles so gut verlaufen ist. —

Sehen Sie, lieber Herr, das allein ist es, warum auch ich ihn so lieb hab' und mich so gefreut, ihn heut' einmal wieder zu sehen", schloß er seinen Bericht.

„Jetzt aber muß ich fort. —"

Wir drückten einander herzlich die Hand und mit einem freundlichen „B'hüts Gott!" verließ mich der gemüthliche Schwabe.

Nach jenem Tage sah ich ihn nicht wieder; aber seitdem der große Kulturkampf entbrannt ist, hab' ich oft an ihn zurückdenken müssen, an ihn und seine Geschichte von Pio Nono als — Protestantenbeschützer. —

3. April.

Ich bin glückselig, zu sehen, wie sich das Schicksal des jungen Robert Lecke günstiger und günstiger gestaltet. Die vortrefflichsten Zeugnisse und Nachrichten sind für ihn eingelaufen, sowohl von Iserlohn, seiner Heimath, als auch von München. Es ist beschlossen, er soll losgekauft werden. Der Privatsecretair der Königin, Legationsrath Sasse, mit dem ich dann und wann verkehre, theilte es mir zuerst mit und ein glücklicher Zufall wollte es, daß ich die frohe Botschaft ihm selber verkünden konnte. Dem armen guten Jungen brachen die heißen Freudenthränen aus den Augen, er fiel mir um den Hals und wußte sich kaum zu fassen. — Jetzt aber war weiter für ihn zu sorgen, denn er ist gänzlich mittellos. Vor allen Dingen war die Königin warm für ihn zu halten. — Nun besaß ich eine Zeichnung von seiner Hand, die ein nicht unbedeutendes Talent ahnen ließ, „Ruhende Büffel in der Campagna" darstellend. Auf diese baute ich. Nebst einem Brief an den Legationsrath, in welchem ich noch viel Gutes über ihn geschrieben, sandte ich sie diesem zur Ansicht und im Briefe stand auch, daß er für seine Befreierin als kleines Zeichen seines heißen Dankgefühls ein größeres Blatt, eine Erinnerung an Rom und sein Volksleben, begonnen habe. Brief und Zeichnung kam darauf nach Verabredung der Königin zu Händen und nun geht alles ausgezeichnet. Der schönste Erfolg hat es gekrönt. Die Königin ist entzückt von seinem Talente und tief gerührt gewesen, und mir ist nun gar nicht bange, daß sie nicht ferner sich seiner annimmt, ihm vielleicht hier

in Rom seinen Aufenthalt sichert oder auch in München ihn seine Studien vollenden läßt.

7. Mai.

Alles ist in Ordnung! Robert Lecke ist frei und hat gestern das Kleid seiner Sclaverei, seine schäbige päpstliche Uniform, jubelnd abgestreift. Seine große Zeichnung für die Königin hat er bereits entworfen und fängt an, sie auszuführen. Sie stellt einige Hirten mit ihrer Rinderheerde dar, die vor der Grotte der Egeria gelagert sind, eine vortreffliche Composition. Nach ihrer Vollendung wird er abreisen nach Deutschland, wozu ihm nun nicht mehr die Mittel fehlen. — Einen glücklicheren Menschen giebt es jetzt in ganz Europa nicht, aber auch keinen dankerfüllteren.

15. März.

Ein Tag, wie der andere, ganz blau, sonnig und warm, viele Wochen schon. Man merkt doch, daß man in Süd-Europa ist. Seit Anfang der Fasten liegt auf dem Tiber eine Anzahl Böte mit einer eigenthümlichen Vorrichtung zum Fischen. An den Seiten des Boots sind nämlich mit Hamen versehene Flügel angebracht, die durch den Strom getrieben, einem Mühlenrad gleich, sich drehen, und wenn sie oben sind, die gefangenen Fische ins Boot werfen. Es sieht hübsch und malerisch genug aus und vermag sehr zu ergötzen.

20. März.

Gestern besuchte ich wieder einmal die stille Welt der Katakomben, diesmal in größerer Gesellschaft. Ein junger Mensch darunter konnte sich nicht enthalten, trotz des tiefernsten Eindrucks, den wir empfingen, allerlei frivole und „schnoddrige" Redensarten zu führen, die mich lange genug auf's Empfindlichste berührten. Endlich konnte ich mich nicht länger halten, trat auf ihn zu und verwies es ihm mit derben Worten. Ich sagte, wenn er seine Witze durchaus los werden müßte, möge er einen passenderen Ort dazu auswählen. Der junge Mensch verstummte, sah mich bestürzt an und wurde roth über's ganze Gesicht. — Wieder an's Tageslicht gelangt, belehrte mich eine heranrollende Karosse, die ihn aufnahm, wem ich eigentlich die Wahrheit gesagt. — Es war ein junger Prinz im Gefolge des Königs von Preußen, was mich hinterher nicht wenig amüsirte.

10. April.

Die Tage der Fastenzeit vergingen mir still und herzerquickend. Von Anfang bis zu Ende herrschte das herrlichste Frühlingswetter und nur einige Male ward es vom Scirocco auf kurze Zeit unterbrochen. Der Scirocco hat äußerlich einige Aehnlichkeit mit unserm „Höhenrauch", nur daß er ohne Geruch ist und die Sonne nicht solch' blutrothen Schein dadurch bekommt. Aus dem Fenster unserer hochgelegenen Wohnung können wir ihn von Süden und Südwesten her als weiße, mächtige Dunstschicht fast immer schon stundenlang vorher nahen sehen. Bald verschleiern sich dann die

Berge und verschwinden schnell gänzlich, der Himmel wird weißlich und endlich blaugrau, die Sonne verliert ihren Glanz und ist bleich wie ein Todtengesicht, die Farbenschönheit der Gegend ist erstorben und eine drückend heiße dampferfüllte Atmosphäre lastet nun stundenlang oder selbst Tage hindurch auf allem, bis endlich der Scirocco entweder in Regen sich auflöst oder ihn eine frische Tramontana (der Wind von den Bergen) vertreibt und die Luft rein fegt. In Sicilien und Calabrien soll er sogar meistens schon von feinem Wüstenstaube begleitet sein, der selbst das Athmen erschwert. Bis hierher dringt indeß diese Erscheinung nicht und nur Kopfweh, Abspannung, Müdigkeit oder auch nervöse Gereiztheit sind hier seine Folgen. Einige meiner Bekannten können, wenn der Scirocco weht, weder schreiben, noch zeichnen, noch irgend eine geistige Arbeit unternehmen und zittern vor Aufregung an allen Gliedern; Detleffen, mein getreuer Stubengenosse, und ich leiden noch sehr wenig darunter. Dr. Alertz, der Leibarzt des vorigen Papstes, sagte mir aber neulich, ich solle nur nicht zu früh triumphiren, in einem halben Jahre sei auch der Allerstärkste vom römischen Klima mürbe geworden.

14. April.

In diesen Tagen war eine Blumenausstellung in der Villa Borghese, vorzugsweise aus Rhododendren, Azaleen, Fuchsien und Rosen bestehend, aber garnichts Besonderes und Hervorragendes bietend und auch an Umfang sehr unbedeutend, wenn ich ähnliche Ausstellungen deutscher Städte

damit vergleiche. Ich habe längst eingesehen, daß die Blumenkultur im Süden auf einer ungleich niedrigeren Stufe steht, als bei uns, überhaupt die Freude daran dort geringer ist. Zwar liebt der Italiener die Blumen auch und bedarf ihrer in Menge zu seinen Festen, aber nur abgepflückt, als farbenvolle Sträuße, zu äußerem Schein, wie man bunte Bänder und Flittergold gebraucht. Nirgend aber trifft man innige Freude am stillen, emsigen Warten und Pflegen derselben in Gärten oder in Töpfen auf dem Fenstersims. Von der holdseligen Maid bei ihren „Rosen und Gelbveigelein" weiß man in Italien nicht zu singen.

15. April.

Heute beobachtete ich einige Frauen aus dem niederen Volke, wie sie ihre Kinder auf den Armen trugen. Die Erziehung für die Straße beginnt beim Italiener schon als Wickelkind, als Bambino, wie es hier heißt. Nicht wie in Deutschland trägt es hier die Mutter mit dem Gesichte sich zugewendet, daß sie in's Antlitz ihres Kindes und das Kind wieder in's Mutterauge blicken kann, sondern im Gegentheil auf häßliche, unbequeme Art hängt es abgekehrt von ihr mit dem Leibe über den linken Arm und so sieht der junge Weltbürger nichts als nur die Straße und ihr Getümmel, und wer weiß es, ob nicht diese fortdauernden Eindrücke nachwirkend für's ganze Leben sind. Ich glaube fest, das Verhältniß zwischen Mutter und Kind ist hier ein weit weniger inniges und tiefes, wie im Norden, aber ganz

anders ist dafür auch die Selbstständigkeit schon im frühen Alter ausgebildet.

27. April.

Der April hat hier ganz den Character der zweiten Hälfte unseres Mai oder der ersten unseres Juni. Schon in seinen ersten Wochen standen alle Pflanzen unseres Pfingstschmucks, die Syringen, der Schneeball, der Goldregen u. s. w. in vollster Blüthe und jetzt fängt es gar an, recht energisch heiß zu werden; aber die Wärme ist, außer an Sciroccotagen, nicht lästig und nie die Sonne so stechend wie oft bei uns, was sicher von der köstlichen, reinen Luft kommen muß. Die Campagna grünt und blüht in fabelhafter Ueppigkeit und manche wohlbekannte, sorgsam gepflegte Blume unserer Gärten, aber auch manche ganz neue Pflanzenerscheinung tritt einem überraschend entgegen. Wie wird es erst in Unteritalien und Sicilien werden, deren Flora schon nach Nordafrika hinweist. Ueberall, wo ich kann, sammle ich Samen, dessen Keime in Rechtenfleth, auf den Beeten meines Gartens, das Licht der Welt schauen sollen. Ich denke überhaupt noch viele Freude an solchen südeuropäischen Gewächsen zu haben, denn sie werden mir das Bild vergangener Tage wieder lebendig vor die Seele führen. Leider läßt mich mein geringes botanisches Wissen hier alle Augenblicke im Stich und es ist mir noch immer nicht gelungen, ein Handbuch der römischen Flora aufzutreiben, mit dem ich etwas anfangen könnte. So blieb mir denn vor der Hand nichts übrig, als den hiesigen botanischen

Garten oft zu besuchen. Aber auch in ihm ist die eigentliche Landesflora dummerweise sehr ärmlich vertreten. Schön und höchst interessant dagegen sind seine Sammlungen von Bäumen Neuholland's, Neuseeland's, Kleinasien's, Nordafrika's und des Südens der vereinigten Staaten von Amerika. Alle Exemplare stehen hier völlig im Freien und können daher den Character ihrer Stammbildung, Verästung und Belaubung ungehindert entfalten. Da werden denn natürlich ganz andere Dinge daraus, als die krüppelhaften Jammergestalten in den Kübeln unserer Glashäuser, und darum hat das Herz auch seine volle Freude daran.

29. April.

Seit Ostern giebt es Kirschen und Erdbeeren, junge Erbsen, große Bohnen und junge Wurzeln auf dem Markte, in Hülle und Fülle. Alles das aber schmeckt ungleich fader und viel weniger süß, als bei uns. Man merkt den Sachen an, daß sie schon außerhalb ihrer angemessenen Zone gewachsen sind. Echt heimische und für mich ganz neue Gemüse dagegen sind der Finocchio (Knollenfenchel) und die Artischoken. Man muß sich indeß erst an ihren Geschmack gewöhnen. Fabelhaft ist Jahr aus Jahr ein das Salat essen in Italien. Der Salat bildet im Sommer sogar neben den Maccaroni die Hauptspeise beim Mittelstande: aber man hat auch bei uns keine Ahnung davon, wie vortrefflich er ist. Vor allem die Latuga romana, jene Art, die schon Goethe so rühmte, mit walzenförmigen Köpfen und dicken, weißen, fleischigen Blattstengeln, die süß wie Mandeln sind,

im Munde knuspernd und doch wieder äußerst mürbe dabei. Das niedere Volk vertilgt oft Berge von Salat, meistens nur mit etwas Salz bestreut. — Und auch unsere großen Bohnen werden, so lange sie noch jung sind, roh und in Salz getunkt, zum Nachtisch gegessen. Apfelsinen, hier Portogalli genannt, sind in Rom beinahe eben so theuer, als bei uns, und die hiesigen womöglich noch saurer, denn Rom ist noch nicht ihre rechte Heimath, sondern diese erst Neapel und Sicilien. Dort sollen sie aber, und zwar namentlich die Früchte der Sommerernte, so erschrecklich süß sein, daß ein junger Berliner sie nie ohne scharfen Weinessig genießen konnte, wie mir solcher hoch und theuer versicherte.

30. April.

Zu den schönsten Episoden der letzten Zeit gehören ein paar Ausflüge in's Albaner- und ein anderer in's Sabinergebirge. Das erstere ist, mäßig gegangen, in 4—5 Stunden bequem zu erreichen. Die Via Appia, die große Gräberstraße des alten Roms und in ihrer Weise gewiß die merkwürdigste der ganzen Erde, führt in schnurgerader Richtung nach der vornehmsten Stadt desselben, Albano hin, während die zweite Stadt, Frascati, ein paar Stunden von jener liegend, auf der Eisenbahn von Rom aus in einer halben Stunde erreicht werden kann. Gleich der Campagna ist auch das Albanergebirge durchaus vulkanischen Ursprungs. Seine Bodenverhältnisse gleichen sehr denen unserer Eifel, nur daß der Basalt ihm fehlt und seine Bestandtheile hauptsächlich Trachit, Lava, Tuffstein und Tufferde sind. Seine

höchste Spitze, der Monte Cavo, ist 3000 Fuß über dem Meerniveau, aber von unten bis zum Gipfel ist sein üppiger Boden bedeckt mit den reichsten Wein- und Oelpflanzungen, mit Weizen- und Maisfeldern oder mit herrlichem Waldwuchs, aus Pinien, Cypressen und den prachtvollsten immergrünen Eichen bestehend, und überall zeigt es eine sanfte landschaftliche Schönheit, von fern durch seine wundervollen Linien, in der Nähe durch eine solche Fülle des Malerischen, daß man oft nicht weiß, was man zuerst und was man zuletzt anschauen soll. Nun seine zahlreichen Villen, bald reich und prächtig, bald öde, zerfallend und umwuchert von köstlichem Pflanzengrün, oft ganz versteckt in dunkelem Cypressenschatten; seine Städte und malerischen kleineren Orte; seine Klöster, Stiftskirchen und Betkapellen; die herrlichen Fernsichten von den Höhen auf die ganze Campagna, auf Rom, auf das blaue Meer, ja, bis zu den deutlichen Bergen und Inselgestalten Neapels; die bunte malerische Tracht seiner schönen Bevölkerung und endlich das Schönste von allem, die beiden waldumkränzten Kraterseen, der Albaner- und der kleinere, aber unendlich schönere Nemisee. Und das alles ist jetzt in der ganzen Pracht eines italienischen Frühlings zu schauen. —

Genug, man kann wohl denken, wie solches vereint im Stande war, alles und jedes Weh der Zeit vergessen zu machen und meine Seele in den seligsten Wonnenrausch zu versenken. Zweimal war ich dort und Sonntag will ich auch mit einigen Freunden den schönen Mai dort begrüßen, ja, wenn alles gut geht, habe ich vor, nach meiner Rückkehr

aus dem tieferen Süden wieder noch einige Wochen im Gebirge zu verleben, etwa im September, am liebsten am stillen, träumerischen, waldgrünen Nemisee. Ich habe das ganze Gebirge zu Esel durchritten, hier aber war und blieb der schönste Aufenthalt. Beide Male war ich mit Künstlern dort, unter andern mit dem Architekturmaler Choulant aus Dresden und meinem Freunde Kropp, unserem trefflichen Bremer Bildhauer.

Ungleich wilder und zerklüfteter als das Albaner- ist das Sabinergebirge, welches theils aus Apeninenkalk, theils aus einer der Gegenwart angehörigen, kalkigen Süßwasserbildung besteht, deren Entstehen und Wachsen man noch täglich wahrnehmen kann. Mit dem wackeren Professor Lübke und seiner liebenswürdigen Frau, dem Architecten Lucae aus Berlin und einigen anderen Freunden besuchte ich jüngst Tivoli, denn mehr habe ich bis jetzt noch nicht von den sabinischen Bergen gesehen, aber schon dieses war hinreichend, um durch seine malerische, wilde und oft wahrhaft phantastische Schönheit in staunendes Entzücken zu versetzen und jenen herrlichen Frühlingstag, den ich in den Trümmern antiker Villen, in verwilderten Lorbeer- und Cypressengärten späterer, aber auch schon wieder zerfallener Landsitze verlebt habe, ruhend an hochstäubenden, sonnenbeglänzten Cascaden, kletternd und kriechend durch gewundene kühle Grotten und groteske Felsbildungen, zu einem der unvergeßlichsten meines Aufenthalts im Süden zu machen. Zwischen den korinthischen Säulen des kleinen hochgelegenen und zur Hälfte wohlerhaltenen Herkulestempels nahmen wir

unſer Mahl ein und tranken in köſtlichem rothen Velletri-wein auf das Wohl der lieben Heimath. Steil abwärts ſenkt ſich die rothgelbe Felswand, aus jeder Spalte quoll in unſäglicher Ueppigkeit das leuchtende Grün wilder Feigen, vermiſcht mit dem tieferen der immergrünen Eichen und anderer hartblättriger Gebüſche. Drüben an der anderen Felswand brauſten die ſchimmernden Prachtcascaden in die kühle dämmrige Tiefe hinab und ſandten uns dann und wann wonnig erfriſchende Wolken ihres Waſſerſtaubes herüber, wenn ein Lufthauch ſich erhob. Noch weiterhin ſtiegen die Berge auf mit leuchtenden und brennenden Farbentönen ihres rothgelben Geſteins, aber wohlthuend gemildert durch das feine Grau der Olivenwälder, die überall in dichteren und lichteren Maſſen die untere Hälfte der Höhen bedeckten, während tiefblau und glanzvoll der Himmel des Südens über dieſes Stück Erdenſchönheit ſich ausſpannte. Und dennoch, trotz alledem und alledem, ſchwangen wir unſere Gläſer und riefen: „Deutſchland über alles!“

3. Mai.

Auf der engen Piazza Montanara, gleich zu Füßen des capitoliniſchen Hügels und an demſelben Ort, wo ich von den Campagnabewohnern ſchon manche Münze und Gemme gekauft habe, erheben ſich die altersgeſchwärzten Mauern und Bogenſtellungen eines antiken Theaters, das Theater des Marcellus genannt. Dicht an dieſem nun liegt jene alte, kleine Oſteria, in der einſt, wie die Tradition berichtet, Goethe mit ſeinen römiſchen Freunden manch'

schöne Nacht gefeiert hat. Bei den Römern heißt sie die Campanella, bei allen Deutschen aber nur die Goethekneipe. Rom wollte ich nicht verlassen, ohne dort Goethe's Manen einen Becher geweiht zu haben. Es war eine warme, sternenklare, wonnige Frühlingsnacht, die erste des Mai's, als wir hinzogen, sie dort zu feiern, eine Schaar frischer, fröhlicher Gesellen, meistens Architekten, Bildhauer und Maler, aber auch Freund Detleffsen und den jungen, kürzlich aus Athen und Kleinasien zurückgekehrten Archäologen Schillbach sah man darunter. Ganz mit duftenden Rosen bestreut war der lange Tisch, die Becher und das Haupt umwanden wir mit Epheu nach antiker Weise und oben an der Tafel lag ein prächtiger Lorbeerkranz, von Epheu und rothen Rosen durchflochten — der galt dem Andenken des Großen, Herrlichen. Goldner Genzano und feuriger, dunkelrother Velletriwein funkelte in den Gläsern. Das erste Glas aber brachten wir dem lieben Vaterlande, das zweite dann der alten, ewigen Roma, die so viele Tausende genährt und erquickt hat mit dem Quell unvergänglicher Schönheit; das dritte endlich dem, welchem heute die Nacht geweiht war, und wir klangen an und erhoben uns und träufelten zur feierlichen Libation Wein auf den Lorbeerkranz. Manch' frisches, begeistertes Wort kam aus den Herzen; manch' unsterblicher Gedanke, vom großen Meister einst in ewige Form geprägt, ward wieder laut und mit jeder Stunde und mit jedem Becher ward's herrlicher und schwungvoller bis tief in die Nacht hinein: ein Symposion war's im schönsten Sinne des Wortes; dann ging's fort. Aber Lorbeer und

Rosen, die zu solcher Feier gedient, durften doch nicht schmachvoll im Kehrichthaufen untergehen. Plötzlich durchblitzte uns ein Gedanke, und hin zum Forum zogen wir und streuten die Rosen und Lorbeerzweige auf die Stufen des Concordien-Tempels. Und nun beim Nachhausegehen schlug die Lust erst recht um in den blühendsten, tollsten und classischsten Blödsinn. Einige wollten mit Gewalt dem guten Pio nono ein Ständchen bringen, andere dem General der Franzosen, Goyon, die Fenster einwerfen, noch andere irgend einen alten Obelisken umreißen; ich aber bestieg am Fuße der großen Capitolstreppe einen der beiden colossalen, ägyptischen Basaltlöwen und hielt hoch von seinem Rücken herunter eine beruhigende Rede. Indessen, offen gestanden, weiß ich weder selbst, noch die andern, was ich eigentlich darin gesagt habe; sie muß aber jedenfalls sehr schön gewesen sein, denn alle riefen einmal über das andere: Herrlich! Unvergleichlich! Per Bacco, molto famoso! und standen so tief ergriffen, daß sie sich zum Theil am Treppengeländer halten mußten. Genug, es war alles von Anfang bis zu Ende so recht, wie es sich ziemte zur Feier eines Solchen; es war eine echte classische Walpurgisnacht, an welcher, das weiß ich sicher, der Alte von Weimar selber im Elysium die unbändigste Freude gehabt hat.

6. Mai.

Als ich mit meinem lieben archäologischen Freunde Detlessen im November in Rom einzog, sprachen wir einmal darüber, wie schön es wäre, die Freude zu erleben, deren

Entbehrung Goethe so beklagt, nämlich, daß während unseres Aufenthalts wieder ein herrliches Werk alter Kunst, ein Werk wie der Laokoon, die mediceische Venus oder ein belvederischer Apollo dem dunklen Schooß der Erde entstiege. Und auch dieses Glück sollte mir in Rom zu Theil werden. Es war in den Tagen des April, als man vor der Porta Portese, unweit dem Tiber, in einem Weinberge Kelleranlagen machen wollte. Man stieß auf antike Mauerreste, auf Mosaikfußböden, auf Tafeln mit Inschriften, auf Skulpturfragmente, grub weiter und weiter und plötzlich zog man aus Schutt und Moder tausendjähriger Nacht und Vergessenheit das schönste Marmorbild hervor — eine wunderherrliche Venus. — Mit Blitzesschnelle durcheilte die Nachricht von solch' wichtigem Funde die ganze Fremden- und Künstlerwelt Rom's und nun begann eine wahre Wallfahrt zum neu erstandenen Götterbilde. Tag aus, Tag ein, eine ganze Woche hindurch, zog man hinaus, um das der Welt wieder geschenkte Werk zu schauen und zu bewundern. In fröhlicher Gesellschaft junger Künstler und Gelehrten machte ich selbst die Wanderung. Das Ziel war nicht schwer zu finden, man brauchte nur dem Strome der Menge, die zu Fuß, zu Roß und zu Wagen dahin strebte, zu folgen. Bald waren wir in der Vigna und am Orte. — Da stand es, das herrliche Götterbild, zwischen Schutt und Erdhaufen, eine abermals „Emporgetauchte", wohl erhalten bis auf die Finger und einen Theil der Oberlippe; der edle griechische Marmor von sanftgelblichem Tone und musterhafter Behandlung. Die Haltung des Körpers und der Hände ist

ganz wie bei der mediceiſchen, an Feinheit und Weichheit ſteht ſie dieſer zwar nach, auch nicht das Süße und Schmachtende derſelben liegt in ihrem Antlitze, aber gerade ihre einfache keuſche Hoheit und edle ſtylvolle Strenge ſtellen ſie an geiſtigem Werthe unbedingt über jene. Auch Brunn, Henzen und Steinhäuſer trafen wir am Fundorte und alle waren einſtimmig der Anſicht, daß wir hier ein Werk, wenn auch nicht allererſten Ranges (denn der gebührt nur den Schöpfungen eines Polyklet und Phidias), doch wenigſtens eines vor Augen hatten, das man ruhig den edelſten und herrlichſten Werken des Vaticans anreihen durfte. Dem glücklichen Finder und Eigenthümer ſind ſofort 20 000 Scudi (ein Scudo iſt 4 *M.* 35 ₰) dafür geboten. Er will die Statue indeß erſt reſtauriren laſſen und hofft dann wenigſtens das doppelte dafür zu erhalten. Er wird mit einem Male ein reicher Mann.

(Nachtrag). Die Venusſtatue iſt leider nach Petersburg verkauft und damit den meiſten Kunſtfreunden in ſchwer erreichbare Ferne entrückt.

8. Mai.

In dieſer Fülle des herrlichſten, was je aus gottgeweihten Seelen aufgegangen und Geſtalt gewonnen hat, gehört wirklich einige Ueberwindung dazu, ſich mit den Beſtrebungen heutiger Kunſt zu beſchäftigen. So habe ich denn auch bis jetzt, ausgenommen die meiner Freunde, nur ſehr wenige Werkſtätten hieſiger Künſtler beſucht. Es iſt

ja doch selten etwas anderes da zu sehen, als ein Nachahmen und Erstreben dessen, was schon dagewesen. Tritt einem Erfreuliches und Schönes dort entgegen, so kann man allerhöchstens doch nur davon sagen, es sei fast so trefflich, wie von alten Meistern. So bleibt also dem Künstler kein anderes eigenartiges und verdienstvolles Element, als die Wahl des Gegenstandes und allenfalls seine Auffassung. Daran halte und erfreue man sich und von diesem Standpunkte allein gewinne man der modernen Kunst tieferes Interesse ab, denn alles andere ist schon früher erreicht, ist vorhanden und viel herrlicher. Welchem Künstler aber diese schmerzliche Wahrheit noch nicht aufgegangen ist, der mag immerhin ruhig und glücklich in dem Gefühle sein, nur rühme er sich nicht, Blick und Verständniß für wahre Kunst zu haben.

Vor allem die Historienmaler, namentlich die biblischen, zehren noch ganz und gar von der Vergangenheit. Ihre Werke ziehen mich darum hier am allerwenigsten an. Besser schon sieht es mit dem Genrefach aus. Für das ganze innere und äußere Wesen des italienischen Volks, seine Eigenart, seine Sitten und Trachten haben wir ein Verständniß, eine Anschauung und Auffassung, wie keine Zeit vorher hatte. Die Landschaft auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte endlich ist ganz und gar das echte Kind unseres Jahrhunderts.

Arm zwar ist die hiesige Künstlerschaar gegenwärtig an bedeutenden oder auch wirklich namhaften Meistern im Fache der Landschaft, und vor allem jene Richtung, welche

wir die ideale, hiſtoriſche nennen, obwohl das richtigſte Wort „architektoniſche“ dafür ſein dürfte, iſt ſo gut wie gar nicht vertreten. Das Geſchlecht der Koch, Reinhart, Steinkopf, Rottmann u. ſ. w. ſcheint ausgeſtorben, nur Preller in Weimar ragt in ſeiner idealen Herrlichkeit nebſt einem Paar ſeiner Schüler vereinſamt aus all' den ihn umgebenden Erſcheinungen des heutigen Realismus hervor. — Das Meiſte, was man von moderner Landſchaft in Rom zu ſehen bekommt, erhebt ſich ſelten über die bloße Vedutenmalerei, bald mit etwas mehr, bald mit etwas weniger Stimmung, meiſtens aber mit gar keiner und auch nur für den augenblicklichen Bedarf der Fremden beſtimmt, die doch von den „ſchönſten Punkten“ Erinnerungen mitnehmen wollen. Daher denn auch die große Beliebtheit der wohlfeileren Aquarelle. —

Zwei Landſchafter aber ſind es vor allen, deren Werke mich fort und fort anziehen und erfreuen, ſo oft ich ſie von Neuem anſchaue. Der eine von dieſen iſt der Oldenburger Ernſt Willers, gemeiniglich nur der „alte Willers“ genannt wegen ſeines ehrwürdigen Ausſehens, der Andere iſt Julius Elſaſſer aus Berlin. Beide ſind ihrer ganzen Natur, Richtung und Auffaſſung nach höchſt bedeutend, wenn auch grundverſchieden, ja völlig entgegengeſetzt, beide verhalten ſich faſt zu einander wie Pouſſin und Claude Lorrain, obwohl ſie beide ziemlich gleiche Stoffe, beide Bilder ſüdlicher Natur behandeln.

Willers malte bis dahin vorzugsweiſe die Natur der römiſchen Campagna und der Gebirge, jetzt aber iſt er mit

Motiven aus Griechenland beschäftigt, das er jüngst im Auftrage des Großherzogs von Oldenburg bereiste.

Tiefer, schlichter Ernst, männliche Kraft, edle und stylvolle Linienführung und eine echte Naturwahrheit dabei, das ist der Character aller seiner Bilder. Obwohl südliche Natur darstellend, haben sie alle doch etwas nordisch Ernstes und Kühles, gleichwie er selbst in seinem ganzen Sein und Wesen der echte Sohn seiner nordischen Heimath geblieben ist, trotz seines langjährigen Aufenthalts unter hesperischem Himmel. Nur etwas eigenthümlich Ideales hat das langjährige Leben und Aufgehen in der erhabenen Schönheitswelt der ewigen Stadt ihm aufgeprägt, eine antike Würde und Ruhe, daß er in seinem langen prächtigen Barte fast einem alten Weltweisen gleicht. Wenig redet er, aber Alles, was er sagt, ist voll Kern, Wahrheit und Herzenswärme, daher ist sein Umgang unendlich wohlthuend und erquickend. —

Anders Elsasser dagegen. Seine Bilder sind lauter Licht und Duft, Traum und Poesie, Stimmung und Ahnungsdämmern. Alles ist so durchgeistigt, so seelenvoll aufgelöst und hingehaucht, daß es ist, als ob sie nicht mit Pinsel und körperlicher Farbe hingemalt, sondern vielmehr mit der Seele hingedacht, aus dem Gemüth hingezaubert wären. — Ich lernte ihn zuerst im gastlichen Hause des liebenswürdigen Professors Henzen kennen, der zugleich eins der schönsten Bilder von ihm besaß. Nicht lange vorher war ihm die heißgeliebte Gattin gestorben, mit ihr sein ganzes Lebensglück, und eine tiefe Schwermuth war seitdem über ihn gekommen, so daß er den ganzen Abend oft still

und traurig dasaß und kaum ein Wort über seine Lippen brachte. Auch in der Campagna, zwischen den Gräbern der Via Appia, fand ich ihn zuweilen einsam seinem Schmerze nachhängen, bis wir an solch' einem Orte einigemal in ein Gespräch geriethen, durch das ich bald die ganze Tiefe und Innigkeit seines gramumfangenen Herzens erkannte. Mächtig zog es mich zu ihm hin und freudig folgte ich andern Tags seiner Einladung, ihn in der Werkstatt zu besuchen, seine Bilder und Entwürfe zu sehen. — Für seinen edlen Freund und Gönner Paul Mendelssohn in Berlin hatte er eben eine südliche Sommernacht mit römischen Ruinen und Kirchen (Motiv einer Stelle des Forums) vollendet, ein wundersames Gedicht aus Duft und Mondesstrahlen gewoben. Nichts aber fesselte und berührte mich tiefer, als eine Art Farbenskizze, ein Entwurf, wodurch er mit einem Male die drei Strophen des Mignonliedes zur Erscheinung gebracht hat. Der ersten Strophe gilt der Vordergrund mit seinen köstlichen Gruppen südlicher Pflanzenwelt, mit blühenden Citronen, aus dunklem Laube glühenden Orangen, Myrthen und Lorbeer. Im Mittelgrunde dann, herrlich am Ufer eines klaren Sees gelegen, schimmert eine Villa mit weißen Marmorbildern, Laubengängen und Blumenvasen und im Hintergrunde endlich ragt ahnungsvoll in erhabener Ruhe ein blaudämmerndes Gebirg, dessen Haupt sich in Wolken und Nebel verliert. — Welche Linienmusik, welche Stimmung, welche Farbenfreudigkeit, welch' seliger Frieden über das Ganze ausgegossen ist — es läßt sich gar nicht mit dürren Worten wiedergeben. Es ist das Bild des ver-

klärten Hesperiens, herrlich und wonnevoll, wie nur je eines aus sehnsuchtzitterndem Herzen aufgegangen ist. — Und das Alles giebt schon der flüchtige skizzenartige Entwurf; wie wird erst das vollendete Werk sein!

(Spätere Bemerkung.) Das Bild ist nie gemalt worden. Der arme vereinsamte Elsasser ist schon ein Jahr darauf seiner geliebten Gattin gefolgt. Henzen hat ihm in der Augsburger Allgemeinen Zeitung einen Nachruf gewidmet, Paul Mendelssohn einen Theil seines Nachlasses erworben. Jene Mignonskizze aber fand ich nicht bei ihm; wohin sie gekommen, habe ich nicht erfahren können.

4. Mai.

Von meinem Fenster aus zeichne ich jetzt auf drei langen Blättern das ganze mächtige Panorama meiner Aussicht. Es ist ein gut Stück Arbeit, aber ich bin mit dem liebevollsten Eifer dabei, da ich weiß, welch' hohen Werth einst diese Blätter für mich haben werden. Jeder Baum und jedes Haus, jede Kirche und jedes Mauerstück, das ich wahrnehme, kommt darauf und Alles so genau wie möglich.

6. Mai.

Eins hab' ich noch vergessen aus meinem römischen Leben zu erzählen, nämlich meine sonntäglichen Gänge auf dem Montanaraplatze, der den ganzen Sonntagmorgen von Landleuten, Hirten und Gebirgsbewohnern wimmelt, welche hier theils ihre Erzeugnisse zu Markte bringen, theils ihre Lebensbedürfnisse wieder für sich einkaufen, theils sich als

Arbeiter verdingen. Es ist dort das bunteste und interessanteste Treiben, das man sehen kann. Geldwechsler, Briefschreiber, Advokaten, Quacksalber, Zahnbrecher, Barbiere und Händler jeder Art, Alles hat sich dort mit seinen Tischen im Freien postirt und man sieht die charakteristischsten und komischsten Auftritte und Gegensätze menschlicher Natur und Kultur. Mich aber zieht noch etwas Anderes zum Montanaraplatz. Jeder Compagnole und Hirt nämlich bringt auch dahin, was er in der Woche aus der Erde gewühlt hat, namentlich kleinere Sachen, Münzen, Gemmen, Cameen, Lampen, Vasen, Statuetten, antikes Broncegeräth u. s. w., und oft für wenige Paoli (1 Paol = 50 ₰) kann man antike Sachen kaufen, die bei Antiquitätenhändlern nicht für das Doppelte von Louisd'ors zu haben sind und alsdann ist man auch nicht einmal sicher vor Betrug und Fälschung. Hier aber darf man die Aechtheit für sicher annehmen, denn für so geringes Geld ist keine Münze oder gar Gemme herzustellen. —

Mir ist es auf diese Weise gelungen, außer einigen römischen Lampen, einer broncenen Fibula, einigen kleinen etruskischen Figürchen, schon eine hübsche Zahl interessanter Silber- und Kupfermünzen, selbst griechische darunter, zu kaufen, dann bin ich im Besitz von vier Gemmen und einem Cameo und endlich, was das Allerinteressanteste ist, habe ich einen antiken Broncering mit einem geschnittenen Stein erworben, den ich zum Andenken an den Aufenthalt in Rom am Finger tragen will. Diese Gemme stellt ein Pferd dar, das vor einer Palme steht, und Archäologen, die ich be-

fragte, vermuthen, daß sich diese Darstellung vielleicht auf antike Wettrennen beziehe und ein siegreiches Rennpferd hier verewigt sein könne. Indeß ist auch das alte Zeichen von Palermo ein Roß mit einer Palme. Sei es jedoch, wie es wolle, der Besitz dieses Ringes, der doch wohl schon die Hand eines alten Römers schmückte, macht mir große Freude. Gefunden wurde er in einem Grabe der Via Appia. — Meine übrigen Gemmen haben einen Delphin, einen Vogel mit Kirschen im Schnabel, einen Zeus, eine Minerva und eine Gruppe von Seethieren (Polypen und Muscheln) zu ihren Gegenständen. Der Delphin ist ein Onyx, ebenso der kleine Cameo, auf dem ein schöner, bärtiger Portraitkopf geschnitten ist und den ich mir als Brustnadel hier fassen lassen will. — Was würde das Alles in Deutschland kosten!

10. Mai.

Unser Kreis, der im Winter so traulich eng im Café Colonna zusammenrückte, fängt an, mit der nahenden Sommerzeit sich zu lockern und zu zerstreuen. Einige von uns sind bereits wieder jenseits der Alpen, Andere im römischen Gebirge, wieder Andere athmen frische Meeresluft am Golf von Neapel. Unter denen, die wieder Deutschlands Wäldern und Bergen zueilten, sind drei Söhne der „rothen Erde", — drei liebe, wackere Westfalen, denen mein ganzes tiefstes Herz sich zuneigte. Der erste davon ist der Historienmaler Görke aus Münster, der vom dortigen Bischof zurückberufen, seitdem seine alte Vaterstadt und das halbe Westfalen mit den nöthigen Heiligen auf Goldgrund ver-

sorgt; er selber, ein wahrer Johanniskopf, blickt mit seinen blauen Augen so fromm, lieb und sanft in die Welt, daß Einem wohl um's Herz wird, wenn man ihn anschaut.

Sodann verließ auch der Kunsthistoriker Lübke uns, der sammt seiner liebenswürdigen Gattin den ganzen Winter die Casa Tarpea mit bewohnt hatte, allwöchentlich die gastlichen Räume des Professor Henzen mit seinem geistvollen und frischen Humor belebend, gleichwie letztere sie oft genug zu meiner wahren Freude mit ihrem seelenvollen Gesange erfüllte. Lübke selbst, geboren zu Dortmund, ist die kernigste Eichennatur, die nur je der rothen Erde entsproßt ist; so treu und grad, so kräftig und derbig, so frei und frisch, dabei, wie schon bemerkt, mit einem so prachtvollen Kernhumor begabt, daß es eine wahre Freude und Herzerquickung ist, mit ihm zu verkehren, ganz abgesehen von seinem Wissen, seinem feinen und tiefen Urtheil und seinem rastlosen Forschereifer.

Der dritte endlich ist der junge liebenswürdige Architekt Max Rohl aus Iserlohn, dem wohl noch eine schöne Zukunft beschieden ist, denn Keinen kenne ich, der für seinen Beruf ein solches Talent mit solch' mächtiger, ja mit solch' tief glühender Begeisterung verbände, wie dieser reizende, liebe Kerl. Aeußerst klein und zierlich von Wuchs, mit einem lieben, feinen, geistvollen und freundlichen Antlitz und einem wahren Kindesgemüth an Unschuld und Reinheit begabt, ist sein ganzes Empfangen, Streben und Schaffen dagegen einzig und allein dem Großen, Edlen, Erhabenen geweiht. — In Wehmuth und Wonne gedenke ich fort und

fort der Gänge mit ihm, und wie er dann plötzlich stehen blieb, wenn ein großer und schöner Anblick sich ihm darbot — in seligem Schauen versunken erst eine Zeit still verharrte und endlich aus tiefem Herzensgrunde mit seiner wahrhaft süßen Tenorstimme ausrief: „Allmers, lieber Allmers, ist das nicht entzückend!“ — Schnell war dann sein Skizzenbuch hervorgezogen und mit staunenswerther Sicherheit stand das Bild, das ihn packte und erfüllte, in wenigen Minuten auf dem Papiere, ein Wunder von miniaturartiger Feinheit und im kleinsten Maßstabe doch noch auf's Eigenthümlichste den Eindruck und die Stimmung des Vorbildes wiedergebend. — Um ihn aber erst recht kennen und schätzen zu lernen, mußte man seine großen genialen Entwürfe sehen, zu den Rathhäusern von Hamburg und Berlin, zur Börse daselbst, zu verschiedenen Kirchen u. s. w. — Es war das ein Genuß. — Weniges freilich ist davon ausgeführt, fast in jeder Concurrenz hat er unterlegen. Täuschung auf Täuschung ward ihm im Leben, oft der bittersten Art, aber nimmer und nimmer entmuthigt, flammt gleich wieder seine ganze Seele auf, wenn es gilt, ein neues, großes Werk zu schaffen. Wenn ein solch' treues, rastloses, echtes Künstlerleben nicht durch das herrlichste Loos einmal belohnt würde — es wäre traurig!

(Nachträgliche Anmerkung.) Und es ist traurig gekommen; nicht ein herrliches, sondern ein schwarzes Loos ist dem armen Rohl zu Theil geworden. — Wenige Jahre schon nach den Tagen von Rom — und sein schönheitseliges Auge schloß sich für ewig. Den, welcher der schönen

sonnigen Welt so werth war — umfängt das dunkle, kalte Grab. —

Im Juni 1864 ist Max Rohl in seiner Heimath an einer schmerzensreichen Krankheit sanft und ergeben verschieden. Ein Denkmal treuer Freundschaft hat ihm der wackere Lübke geschaffen. In herzenswarmer Sprache hat er sein Leben und Streben geschildert und das Tagebuch herausgegeben, das Rohl in Italien führte, reich geschmückt mit Holzschnitten nach dessen reizenden kleinen Zeichnungen. Ein anderer Mitgenosse unserer römischen Tage, der Bildhauer Willgohs, hat seine freundlichen Züge in Marmor verewigt. —

Auch ein liebes, gastfreies Haus, das allsonntäglich einen traulichen Kreis norddeutscher Freunde in sich vereinte, hat aufgehört mit dem Fortziehen des schleswigschen Malers Christian Magnussen und seiner lieben, prächtigen Gattin nach deren Heimathstadt Hamburg. Mit dankbarer Freude gedenke ich fort und fort der herzerquickenden Abende in jenen urbehaglichen, kunstgeschmückten Räumen. — Magnussen selbst ist eine ernste, männliche Friesennatur, stolz auf seine nordische Heimath, ein talentvoller Künstler im Porträt und höheren Genre und eifriger Sammler von Schnitzwerken, Gemmen und Münzen; seine Gattin Meta so lieb, so kernig und herzig, von so hoher, echter Bildung des Geistes und so tiefer Innigkeit des Gemüths; endlich die Kinder, vor Allem die kleine Ingeborg, von so entzückender Lieblichkeit, daß einem das Herz aufging. Echt norddeutsch war Alles und Jedes dort in Ton und Brauch,

von Fritz Reuter's „Olle Kamellen" und Klaus Groth's „Quickborn", aus dem Commeter, der alte feinsinnige Kunstkenner mit dem prächtigen weißen Borstwischkopfe, so köstlich las, bis zum stattlichen Kalbsbraten und Kartoffelsalat, der hinterher verspeist wurde. Genug, es wehte echte Heimathsluft in dem lieben Hause, in das ich durch meinen treuen Detlessen eingeführt wurde. Sodann verkehrten hier der junge Archäologe Michaelis aus Kiel (nunmehr Professor in Straßburg) und sein urgemüthlicher Onkel Hugo, der wackere Landwirth und Bruder des Archäologen Otto Jahn; endlich ein vierter Holsteiner und der merkwürdigste von allen, Professor Siegel aus Athen, einst Kammmachergesell in Altona, dann Kunstdrechsler, Bildschnitzer, Bildhauer, dann der Wiederentdecker der alten antiken Marmorbrüche in den Gebirgen Griechenlands und nunmehr der reiche Besitzer derselben, ein Mensch mit dem eminentesten Erzählungstalent und den wunderbarsten Erlebnissen. Unser oldenburgischer Landsmann, der alte wackere Willers, war gleichfalls ein Freund des Magnussenschen Hauses.

Höchst interessant waren auch die regelmäßigen „offenen" Abende beim Bremer Bildhauer Steinhäuser und seinem Landsmann und Schwager, Professor Henzen, dem berühmten Inschriftenkenner, deren kunstbegabte Gattinnen Schwestern sind, ebenfalls norddeutscher Abkunft. Hier traf man Gelehrte und Künstler aller Länder, manchen Namen von Rang und Klang darunter. — Steinhäuser's Gattin ist eine talentvolle Malerin, reizend und glühend in der Farbe, tief und seelenvoll in der Empfindung, Henzen's dagegen von einem

an's Wunderbare grenzenden Talent im Wiedergeben aller Stiche und Holzschnitte in Federzeichnung. — Im Hause ersterer lernte ich auch das allverehrte würdige und hochbejahrte Greisenpaar Steinheim kennen, den herrlichen Weltweisen und sein herziges Hausmütterchen.

Aber, wie gesagt, alles stiebt jetzt vor der nahenden Sonnengluth, die in Rom wahrhaft unerträglich sein soll, auseinander, und auch ich habe beschlossen, bald mit meinem hessischen Freunde, dem Architekten Köhler*), dessen bisheriger Reisegefährte, Landsmann und Kunstgenosse, der brave Stock, bereits voran ist, nach dem meerumrauschten Neapel zu gehen, wo frischere Lüfte wehen. —

Außer meinem treuen Detleffen, der Tag für Tag auf's Eifrigste an seiner Plinius-ausgabe arbeitet, ist von unserer Colonna jetzt nur noch mein Freund, der Pfälzer Maler Cäsar Willich hier, den ich seines frischen, ritterlichen und männlich stolzen Wesens wegen so gern habe, dann der Musikhistoriker Schelle, mit Forschungen über Palestrina beschäftigt, ferner der junge feinsinnige Berliner Architekt Tiede, ein Schüler Böttcher's, der liebe treuherzige Ludwig Voigt aus München, ein talentvoller Medailleur, der lange Engelbrecht, ein Hauptkerl unseres Kreises, der Kölner Bildhauer Werres und endlich der Wiener religiöse Historienmaler Bonaventura Emler.

---

*) Köhler ist jetzt Baurath in Hannover und Herausgeber eines Prachtwerkes über polychrome Architekturwerke (meistens Interieurs) in Italien.

Trotz unseres so grundverschiedenen Standpunktes verkehre ich auf's Innigste mit letzterem, denn es zog mich wirklich eigenthümlich von Anfang an zu diesem wahrhaft bedeutenden Menschen hin. In Emler ist mir ein Katholik entgegen getreten, wie nie zuvor, von solcher Strenge der Gesinnung, solcher Tiefe der Auffassung, solch stiller Gluth der Empfindung und dabei doch wieder von solcher Gerechtigkeit gegen den Standpunkt anderer, wenn er nur sah, daß dieser auf echter, innerer Klarheit und Wahrheit beruhte; darum können wir auf unsern Gängen die tiefsten Herzensgespräche haben, ohne in Conflikt zu gerathen. Zugleich halte ich ihn für den bedeutendsten aller hiesigen jüngeren Künstler seiner Richtung. Wer je die Schönheit und Tiefe seines letzten Werkes, die drei großen Compositionen zu Dante's Fegefeuer, Hölle und Himmel, gesehen, wird es mit mir sagen. —

(Nachträgliche Bemerkung.) Die Dantebilder sind sein letztes Werk geblieben. Gleich dem armen Max Rohl, dem reichbegabten Architekten unseres Kreises, ist auch Bonaventura Emler fast zu gleicher Zeit mit diesem und fast in gleich jugendlichem Alter in seiner Heimath gestorben.

Seine Dantebilder hat der Großherzog von Weimar angekauft, wie ich vernahm. —

18. Mai.

Schon zu Oefterem habe ich hier Lust bekommen, eine Abhandlung über das Zechen zu schreiben und es einmal von kulturhistorischer und ethnologischer Seite zu beleuchten.

Hat man doch zuweilen in einer einzigen Osteria zugleich Gelegenheit, hier Italiener, dort Franzosen, dort Deutsche und andere germanische Stämme, Skandinavier und Niederländer an verschiedenen Tischen um den Becher geschaart zu sehen, und sofort tritt dann die Verschiedenheit des Volkscharacters dabei auf's Lebendigste und Sicherste zu Tage. In vino veritas. Da bin ich denn nach und nach zu der festen Einsicht gelangt: das eigentliche Zechen, vulgo Kneipen im wahren und besten Sinne des Wortes verstehen unter allen Völkern der Erde nur einzig und allein die Germanen und unter diesen wieder vorzugsweise wir Deutsche. Wir allein haben das nöthige, ruhige Sitzfleisch, um fest zu wurzeln am flaschenbesetzten Tisch und auszuharren bis auf die letzte Neige; wir allein haben das echte, innerliche Gemüth dazu, welches, befruchtet vom goldenen Naß, aufgeht, sei es in stillseliger Wonne, in begeisterter Rede oder in tönendem Sange zum Preise von allem, was uns lieb und werth, was uns theuer und heilig ist, und endlich, wir allein haben den echten „Bummelhumor", der in Witzen und Liedern Blüthen getrieben hat des höchsten Blödsinns wie der tiefsten Lebensphilosophie, daß sie dastehen ewig und einzig und Nichts ihnen gleichkommt im ganzen Reiche der Literatur.

Was war das für ein unruhiges, zerfahrenes und knabenhaftes Wesen bei den Romanen dagegen! Ein ewiges Herumschwärmen und Lokalwechseln war's bei ihnen, nirgends Ruhe und Festigkeit. Oft drei-, ja viermal hatte in der Osteria die Gesellschaft drüben an den Tischen schon

gewechselt, während wir an dem unsern noch im ersten Stadium der Kneiperei, im gemüthlich angeregten Gespräch begriffen oder kaum zur zweiten Phase, zum Gesang übergegangen waren. — Und wie verschieden wirkte der Wein selbst! Hatten die Franzosen kaum ein paar Gläser geleert und ein paar Chansons gesungen, schlug meistens die Lust sofort in's Possenhafte, Läppische, auch wohl in's Zotig-Frivole um. Sie machten Kunststücke, schnitten Fratzen, sprangen wie Hampelmänner, mit Händen und Füßen zappelnd, umher und endeten oft mit dem Cancan, eben nicht in anständiger Weise. —

Ganz anders dagegen die Italiener. Bei ihnen brach gleich das poetische, dramatische und mimische Element durch, sobald die Geister des Weines ihre Macht übten. Sie fingen an voll Pathos aus Opern zu singen, wohl ganze Scenen daraus zu spielen, oder Dichtungen zu recitiren oder zu improvisiren aus dem Stegreif, oder sie sprangen auf Tisch und Bank und führten mit lebendigster Characteristik allerlei Pantomimen auf, aber nie Anmuth und Anstand dabei aus den Augen setzend, daß es eine wahre Lust anzusehen war. — Und wenn endlich eine solche Gesellschaft nach einer Stunde Randalirens das Lokal verlassen hatte, war es kaum der Mühe werth, was sie getrunken. Es war geradezu lächerlich wenig. Unsereins hätte ja nicht einmal darum angefangen. Nein, nur wir Germanen können kneipen.

Auch die Griechen verstanden es einst, in ihren Symposien erscheint es in höchster Vollendung; nicht aber die alten Römer, denn ihnen fehlte das Erste und Nothwendigste

dazu, ihnen fehlte das echte, innerliche Gemüth. Höchstens konnten sie schwelgen und saufen, wo aber dieses anfängt, hört jenes auf.

Wie reich und vielseitig ließen sich diese Kneipstudien noch ausdehnen! —

Auch unsere Colonna hat ihre Symposien in poesievollster Weise, namentlich wenn einer aus unserer Mitte scheidet und wieder in die deutsche Heimath zieht. Wir versammeln uns dann in irgend einem dazu passenden und dazu geschmückten Atelier eines Mitgliedes. In der Mitte steht die lange Tafel, erhellt von dreiarmigen Lampen, besetzt mit dampfenden Maccaronischüsseln, rohrbeflochtenen Orvietoflaschen, Gläsern und Pokalen, bestreut mit duftigen Rosenblättern, und dazwischen manches in Liebe dargebotene Geschenk, manche sinnige und launige Gabe, dargebracht dem scheidenden Freunde zum Andenken an die seligen Tage von Rom für späte Zeiten. Und dann, nach antiker Weise das Haupt mit dem bacchischen Epheukranz geschmückt, führen wir den Scheidenden unter Sang und Klang in's schimmernde Triclinium und das Abschiedsmahl beginnt mit Rede- und Liederlust, Becherklang und Scherz, daß einem das tiefste Herz aufgehen möchte in Wonne und Wehmuth zugleich, denn mitten in die schöne Freude ragt ja auch schon wehvoll und herbe die nahe Trennungsstunde. — Und endlich, wenn es später und immer später geworden, wenn die Flaschen geleert, die Trinksprüche erschöpft, die Rundgesänge verklungen sind — dann folgt der letzte Akt der Feier. Hinaus ziehen wir durch die stillen Straßen der

alten Roma zum rauschenden Trevibrunnen, hier wird Halt gemacht. Eviva Roma! ruft dann der Scheidende, wirft den üblichen Bajocco in das Brunnenbecken und trinkt zum letzten Male nach altem Brauche aus der klaren Fluth, denn es heißt, wer also gethan, dem verleiht ein gütiges Schicksal, daß er nicht sterben wird, ohne Rom wieder geschaut zu haben. „Morgen muß ich fort von hier", tönt es jetzt mit wehmüthiger Melodie durch die stille Nacht, dann schweigt auch das Lied, nur der Brunnen rinnt fort und vom Auge die Thräne. — Noch einen Kuß — „Ade, Ade, lieber Junge! — Leb' wohl! Behalt' mich lieb! — Und schreibe bald! — Und grüße Deutschland!" — So geht es durcheinander. — Der Scheidende geht fort — die Feier ist vorbei und für ihn damit ein glückerfülltes, schönes Stück Leben. — Er aber hat aus der Quelle ewiges Heimweh nach der ewigen Stadt getrunken. — Das ist deutsches Leben in Rom! —

Dichtungen.

In der Fremde.

Einſam und ſtill
Schreit ich dahin
Im fremden Land.
Die Heimath fern,
Die traute Heimath,
Die Jugend vorbei,
Die glückſelige Jugend,
Und mein Liebſtes, mein Theuerſtes
Nun im Grab,
Auch du o Mutter.

Still iſt dein Herz,
Das ſo lange geſchlagen
Für mich allein
In Leid und Luſt,
Das treue, das heilige
Mutterherz.
Geſchloſſen dein Aug',
Das ſo manche Stunde
Gewacht und geweint
Um mich allein.
Und es modert die Hand,
Die liebe Hand,
Die ſo oft mich geſtreichelt
In ſeliger Zeit;
Herz, Aug' und Hand
Und all' deine Liebe,

Haſt Alles genommen
Mit hinein
In's dunkle, in's ſchaurige
Grab — o Mutter!

Und es fällt mein Blick
Auf das weiße Linnen,
Das kühl und lind
Den Leib mir umhüllt.
Aus Heimathserde
Grünte hervor,
Dicht hinter des Gartens
Süßduftender Hecke
Wuchs und blühte
Der blaue Lein;
Im Elternhauſe
Ward er bereitet
Und ſchimmerte hell
Und ſeidenweich
Als buſchiger Rocken.
Im Wohngemach,
Bei traulicher Lampe
Saßeſt und ſpannſt du,
Indeß ich dir vorlas
Aus Deutſchland's Dichtern.
Und jeder Faden,
Durch deine Finger
Iſt er geglitten.
Die lieben Finger
Haben geweiht ihn,
Die oft mir die glühende
Wange geſtreichelt
Und ſegnend geruht
Auf des fröhlichen Knaben
Blondem Gelock.
Und tauſend Wünſche,
Fromme, heilige
Segenswünſche

Spannſt du mit hinein
Mutter, — Mutter! —

Ich fühle, ich fühl' es:
Aus des Gewebes
Verſchlungenen Fäden
Strömet dein Segen
Mir in's vereinſamte
Trauernde Herz. —
Und troſtvoll heimiſch
Wird mir zu Muth,
Als ob du ſelbſt
Mit den theuren Armen
Liebend und ſchützend
Still mich umfingſt
Mutter, — Mutter!

Wenn's Oſtern wird am Tiberſtrom.

Weich und wonnig weht die Luft,
Wenn's Oſtern wird am Tiberſtrom.
Glanzvoll ragt aus gold'nem Duft
Die Kuppel vom Sanct Peters Dom.
Kirche reiht an Kirche ſich,
Palaſt ſteigt an Palaſt empor
Und drüber hin tönt feierlich
In blauer Luft der Glocken Chor.

Das hallt und klinget fort und fort
Bis draußen, wo's ſo ſtill und grün,
Wo Trümmer hier und Trümmer dort
Im Frühlingsſonnenglanze glühn,
Wo über Mauern alt und braun
Cypreſſen ſchau'n und Pinien
Und fern in Zauberſchönheit blau'n
Der Berge feine Linien,

Wo ſich in ernſter Einſamkeit
Die mächtige Campagna dehnt,
Drin man ſich tauſend Meilen weit
Von and'rer Menſchen Treiben wähnt.

O glücklich, wer im Frühling war,
Wenn's Oſtern wird am Tiberſtrom,
Dem ſingt und klingt es immerdar
Wie Glockenklang: O Rom, o Rom! —

Am Coloſſeum.

Schau des Gemäuers rieſig Rund
Und d'rin den ungeheuren Krater,
Das iſt ein blutgetränkter Grund,
Veſpaſians Amphitheater.

Doch heut', wie ſtill im Sonnenſchein
Die goldig braunen Trümmer glühn;
Um jede Mauer, jeden Stein,
Welch' reiches Grünen rings und Blühn! —

Und ſüßes Duften — Vogelſang
Und wonnig Säuſeln, — Bienenſummen,
Nun ferner Kirchenglockenklang,
Nun wieder plötzliches Verſtummen.

Und einſt — Getos' und Waffenſchall
Und Thiergebrüll und Todesſtöhnen
Und Beifallsſturm und Widerhall —
Ein grauſig wildes Meer von Tönen.

Ein wüſt' Gewirr, ein wild' Gewühl,
Blutlachen und zerriſſ'ne Leiber,
Und ohne menſchliches Gefühl
Schaugier'ge Männer rings und Weiber.

Und dennoch — fluch ihm nimmer heut,
Willſt du den ſtillen Ort beſuchen,
Denn wo der Himmel Blumen ſtreut,
Da muß ein Menſchenkind nicht fluchen.

Kleopatra.

I.

Ob auch vorüber das feſtliche Mahl,
Noch winkt der Pokal,
Und Cymbeln und Flöten ertönen im Saal;
Und es wogt, es drängt ſich Gaſt an Gaſt,
So viel der Palaſt,
er ſtolze, der reiche, geräumige faſt.

Und alles ſchaut mit wonnigem Sinn
Auf die Königin,
Des üppigen Gaſtmahls Geberin;
Auf ſchwellendem Polſter ruhte ſie da.
Kein Auge ſah
Je ſolch' ein Weib wie Kleopatra.

Wie ſtrahlt aus dem Purpur die Gliederpracht!
In der Locken Nacht
Erglänzen, wie Sterne, Rubin und Smaragd,
Und die Schulter, weiß wie des Atlas' Schnee,
Wie die Perle der See,
Ein Weib wie Anadyomene!

Und Alles ruft ihr trunken zu:
„Wie schön bist du!
Wer könnte dich seh'n mit Herzensruh'?
Doch dreimal glücklich preisen wir den,
Der dich gesehn,
Und freudig wird er zum Orkus geh'n!“

Die Königin doch mit Zürnen spricht:
„Ich glaub' euch nicht;
Ihr schmeichelt, ihr lügt mir ins Angesicht.
Hat meine Schönheit solch' hohen Werth,
Wird so sie verehrt,
Sei ein Beweis von mir begehrt.

Es ruhe Jeder an meiner Brust
In sel'ger Lust,
Doch dessen sei er sich bewußt:
Ist sie vorüber, die selige Nacht,
Und der Morgen erwacht,
Wird auch seinem Leben ein Ende gemacht!

Dem Henker verfalle sein Haupt! Ich schwör's!
Ammon, so hör's!
Brech' ich den Schwur, mein Glück — zerstör's!“
So spricht die Königin. Jeder weicht
Zurück und neigt
Beschämt das Haupt und Alles schweigt. —

Da plötzlich treten kühn und frei
Der Gäste drei
Hervor und rufen: „Wohlan, es sei!
Du bist so schön, o Königin,
Nimm's Leben hin!
Nach deinem Kuß wär's doch kein Gewinn.“

II.

Die Nacht ist hin, der Morgen graut,
Und man erschaut

Das traurige, dunkle Gerüſt erbaut;
Einen ſchönen Jüngling führen ſie dann
Die Stufen hinan,
Deſſ' droben harrte der Henkersmann.

Wie tief betrübt und wie jung er war,
Kaum achtzehn Jahr'!
Wie wallte ſo ſchön ſein lockig Haar!
„O weh mir, daß ich ſchon ſterben muß!
Du bitt'rer Schluß!
Wie ſüß, o Königin, war dein Kuß!"

Und als der andere Morgen kam,
Der Zweite nahm
Abſchied vom Leben, dem war er gram.
Der ſtieg hinauf, nicht roth, nicht bleich,
Ihm war es gleich,
Er dachte kaum an den Todesſtreich.

„Gekoſtet den Becher bis auf den Grund,
Auch ihren Mund!
Drum grüß' ich dich, Tod in früher Stund'!
Ich weiß nicht, was noch im Leben ich thu',
Ich will zur Ruh,
Bin ſatt, bin müde. — Henker, hau' zu!"

Und als zum Dritten die Nacht verſank,
Ging ſtill und bang
Der letzte nun den ſchweren Gang.
Der aber, der hat kein Wort geſagt,
Auch nicht geklagt.
Hat aufzuſchau'n nicht einmal gewagt.

Sie mußten, als es zu Ende war,
Von ſeinem Haar
Eine Locke bringen der Königin dar;
Die hat ſie lange ſtumm und feſt
An die Lippen gepreßt
Und mit tauſend glühenden Thränen genäßt.

Bei seinem Leichnam hat sie verbracht
Die ganze Nacht,
Und sie ließ ihn bestatten mit Königspracht.
Und ist gegangen noch manchen Tag
Zum Sarcophag,
In welchem der liebe Todte lag.

Antinous.

Monolog aus einem ungeschriebenen Drama.

Wer löst't den Zwiespalt, diesen peinlichen,
Der mir mit widerstrebendem Gefühl
Das tiefste Herz erfüllt, in Seligkeit
Es bald aufjauchzen läßt und wieder bald
Mit namenlosem Bangen es beklemmt. —

Wie war so schön der Wahn, der mich umfing,
Ein Gott sei Hadrian, der den Olymp
Verließ und niederstieg in's Erdenthal
In menschlicher Gestalt, menschlich zu fühlen,
Menschlich zu freuen sich und zu beglücken
Die Irdischen in seiner Götternähe.

Ich mußt' es glauben, Alles trieb dazu:
Die Wüsten grünen, wenn er sie beherrscht,
Das Meer beruhigt sich, wenn er's durchschifft,
Der wilde Scythe und der tapfre Parther
Senkt demuthsvoll die Waffen, wenn er naht,
Und Wonne, Frieden, Hoffnung, süßes Glück
Durchfluthet Alles, was sein Blick besonnt. —
Und dacht' ich, ist er's nicht, ist er kein Gott,
So hat ihn ein Olympischer gezeugt
Und Götter haben reich begnadigt ihn,
Zu ihrem ersten Liebling ihn gemacht
Und angethan mit Himmelsmajestät. —

Doch wohl ist's wahr, was jüngst aus Priestermund
Verkündet ward. — Er ist ein Erdensohn,
Ein Staubgeborener, ein Sterblicher,
Doch wahr auch ist's, er ist der Herrlichste,
Den je die Erde trug und hoch beglückt
Preis' ich die Völker, die sein Scepter lenkt,
Und dreimal glücklich preis' ich dich, o Rom,
Daß solch' ein Herrlicher dein Cäsar ist. —

Mit süßem Schauer füllt's noch heute mich,
Gedenk' ich jenes unvergeßlichen
Verhängnißvollen Tags, da mich zuerst
Sein Götterauge traf mit Zaubermacht.

In meiner Heimath war's, Bithynien.
Als er in glanzvoll kaiserlicher Pracht,
Auf seinem Zuge durch's ungeheure Reich
Auch meine Stadt sah, Claudiopolis.

Mit weißem Chiton festlich angethan,
Den Oelzweig tragend, kranzumschlung'nen Haupt's,
So stand ich dort mit hundert andern Knaben
In langer Reih' am laubgeschmückten Thor
Und schaute, wie mit Blitzen und Gefunkel
Des Staubes mächt'ge Wolken näher rückten,
Die noch den großen Imperator bargen.
Sie theilten plötzlich sich und draus hervor,
Wie Helios aus strahlend Gewölk,
Erschien der Herrliche, ringsum begrüßt
Von lautem Jubelruf und Hymnenrhythmus
Und süßem Flötenspiel und Cymbelklang.
Und als er drauf der greisen Aeltesten
Begrüßend Wort voll Huld erwidert hatte
Und schon den prächtig aufgezäumten Hengst
Antrieb, um einzureiten in die Stadt, —
Da plötzlich hielt er wieder an das Roß
Und blickte unverwandt nach einer Stelle,
G'rad' wo ich stand. — Und lange blickt' er hin,
Gerichtet nur auf mich allein das Auge;

Dann mitten aus der Knaben langen Reih'
Rief er hervor mich, nah' zu sich heran,
Bog tief herab sich, faßte meine Hand,
Nach meinem Namen fragend, sah mir still
In's Antlitz mit dem hehren Götterblick,
Indeß ich zaghaft zitternd vor ihm stand
Und kaum zu athmen wagte starr vor Schreck.

Doch er mit einem Ton, der wunderbar
Mein tiefstes Herz durchdrang, sprach sanft zu mir:
„Komm, ziehe mit und sei fortan mein Sohn,
Ich habe keinen, einsam fühl' ich mich,
Hab' du mich lieb fortan, beglücke mich." —

Mir war's als wie ein Traum, ich wußte nicht,
Wie mir geschah, ich stand und zitterte
Vor seines Blick's erhab'ner Majestät,
Die mich wie Morgensonnenschein umfloß.
Und wie mit wunderbarer Zauberkraft
Zog's mich ihm nach. — Ich folgt' ihm, ward sein Sohn,
Ach, mehr als das, ich ward sein höchstes Glück,
Nahm all' sein Sinnen und sein Sehnen ein,
Wenn still mein Herz an seinem Herzen ruhte,
Und seine Hand mit meinen Locken spielte. —

Und mir auch ging ein neues Leben auf;
Die ganze Welt vergaß ich, Vater, Mutter,
Die Heimath, der Gespielen munt're Schaar,
Als hätt' ich schon der Lethe Fluth gekostet,
So sank ich ein in süße Trunkenheit,
Wenn mich der Arm des Herrlichen umfing. —

So glückausstrahlend und so glückempfangend
War nie ein Erdensohn wie Hadrian! —
Doch weh! er rühmt sich selbst in hohem Stolz,
Der Menschen Allerglücklichster zu sein,
Den je die Welt geschaut, so lang sie steht.
Glücklicher preist er sich als Götter selbst. —

Die ew'gen dulden nie Vermessenheit.
Je höher sich der Staubgebor'ne hebt,
Je tiefer stürzt das Fatum ihn hinab
In Jammer und in Weh. — O Hadrian!
O, wüßtest du die Kunde, die mir ward,
Die schon unheimlich geht von Mund zu Mund,
Doch scheu vermeidet, deinem Ohr zu nah'n. —
Es hat Ammoniums Orakel jüngst
Gesprochen und ein seltsam düster Wort:
„Es droht dem Cäsar Rom's der Götter Zorn,
Ein unabwendbar Wehe, wenn nicht schnell
Sein Liebstes sich zum freien Opfer weiht." —

Die Menschen reden es gleichgült'gen Sinns,
Doch mich durchschauert's bis in's tiefste Mark
Und furchtbar geht mir auf der Worte Deutung.
Was mich schon oft mit düst'rer Ahnung füllte,
Nun ist es da, o schreckliches Geschick!
Und klarer wird es mir von Tag zu Tag.
Ich bin der Einz'ge, der das Wort versteht,
Der einzige zugleich auch, den es trifft.
Bin ich's nicht selber, nicht das Liebste ihm,
Ihm theurer nicht, als alle Sterblichen,
Als seine Gattin, seine Völker, Rom,
Ja, als sein Ruhm und seine Ehre selbst?" —

Ihr ew'gen Götter, was hab' ich gethan,
Daß ihr zu solchen Dingen mich ersaht,
Mich fortrißt aus der Heimath stillem Frieden,
Aus meiner Eltern Armen, daß ich nun
Umgeben hier von Fülle, Glanz und Pracht,
Muß tragen solch entsetzliches Geschick.

O Wehe, Wehe mir, nicht faß ich es!
Die Sinne schwinden — grausig weht's mich an.
O, welch' ein Loos! — Doch wie, was denk' ich da?
Ziemt mir zu jammern über ein Geschick,
Wie mir es ward, ziemt's zu beklagen es,
Daß ich, an Jahren kaum ein Jüngling erst,

Zu solchem hohen Werk schon bin ersehn?
Ersehn, die ew'gen Mächte zu versöhnen
Mit Hadrian, dem Allerherrlichsten,
Dem Stolz des ganzen menschlichen Geschlechts,
Von seinem heil'gen Haupte abzuwenden
Unnennbar Leid? — Und ist's von seinem Haupt,
So ist's von Rom und allen seinen Völkern,
Vom Erdkreis, dessen Heil allein in ihm.

Ich sollte zögern noch vor solchem Ziel,
Wo's einer Menschheit Glück und Wonne gilt?
Was ist ein kurz gebrechlich Erdendasein,
Und wär's das köstlichste, um solchen Preis,
Und wär's wie mein's an Freud' und Fülle reich! —
Und würd's so bleiben, bräch' das Unheil nun
Herab auf sein geliebtes, heil'ges Haupt,
Herab allein, weil ich ein Feigling war
Und mehr mich selbst, als Hadrian geliebt —
Würd' ich wohl eine einz'ge Stunde nur
Im Leben wieder fröhlich, heulte mir
Der Eumeniden schwarzer Schreckenschor
Nicht Tag und Nacht in's Ohr das grause Lied
Von meiner schweren Schuld? — O, einer Schuld,
Wie nimmer sie gesehn, so lange je
Im Erdenthal die Menschen frevelten!
Ich sollte schwanken einen Augenblick, —
Hier Schuld und Frevel, Angst und Schauer hier
Und dort die schönste, segenvollste That?

Und sagt nicht eine süße Ahnung mir,
Mein Name wird gepriesen und verehrt,
Wie keines Erdensohnes je vorher? —
Es wird der Marmor mein verklärtes Bild
Der späten Nachwelt bringen, manches Lied
Den Völkern singen von der Liebesthat
Des armen Jünglings, der sein Leben ließ,
Versöhnend mit den Göttern Hadrian.
Doch höher noch als Alles ist mir Eins:
Die Thränen sind's, die er um mich wird weinen,
Und selig der, der seiner Thränen werth! —

Was säum' ich länger denn mit meiner Sühne?
Schnell wie der Blitz fährt oft der Götter Zorn
Hernieder auf das Haupt der Sterblichen.
Die nächste Stunde kann Verderben bringen.

Komm', sel'ger Tod, und führe mich an's Ziel!
Fort denn, zum Opfer will ich selbst mich schmücken.
Den heilgen Lotoskranz auf's Haupt mir drücken,
Nimm auf in deine Fluth mich heil'ger Nil!

Beim sterbenden Fechter.*)

Still tritt zu ihm hinan und stör' ihn nicht,
Denn einsam will er sterben, ganz allein
Mit sich und seiner tiefen Todesqual.
O schau, wie liegt er da, matt noch sich stützend
Auf seine Linke, wie das bleiche Haupt
Herab sich neigt zur Brust, wie struppig wirr
Sein kurzes Haar, verklebt von Schweiß und Blut,
Und wie auf seiner Stirne schon beginnen
Des nahen Todes Schauer sich zu lagern.

Er sieht nicht mehr des Circus wilden Kampf,
Er hört nicht mehr der Menge Beifallsbrüllen.
Still schaut sein brechend' Aug' auf seine Wunde.
Wie jäh sie klafft und wie es quillt und quillt
Das warme Blut, so voll, so purpurroth!

*) In dieser Dichtung habe ich, wie man sieht, die erste Auffassung, welche in jenem herrlichen Marmorbilde einen sterbenden Gladiator erblickt, festgehalten und zwar, weil mich in dieser das Werk zuerst und am tiefsten ergriffen hatte. Daß man jetzt, und vielleicht auch mit größerer Wahrscheinlichkeit, den schwerverwundeten Barbaren für einen in der Schlacht gefallenen Gallier hält und mit der Gruppe: „Der Barbar und sein Weib" in der Villa Ludovisi in Verbindung bringt, ist mir darum wohl bekannt.

Auch an die Heimath, an die fernen Lieben,
An's treue Weib, an seinen prächt'gen Jungen
Denkt er voll Weh mit nachtumflortem Sinn.
Eine Minute noch — der Arm läßt nach —
Es ist vorbei! — Schlaff sinkt der Leib zur Erde
Und heimwärts fliegt der Geist. — Wohl dir, du Armer,
Daß es vorüber! — Schande dir, o Rom! —

Marienhymnus.

Wo mir dein hehres Bild entgegentritt,
Holdselige, Gebenedeite du,
Sei's, wo es sei, im armen Heil'genstock,
Am Rain des Feldes, im gehöhlten Baum,
Am tief weltabgeschied'nen Waldespfad,
In hoher Kirchen dämmervoller Wölbung,
Von gottgeweihter Meisterhand geschaffen,
Und selbst im wesenlosen Traum des Sinnens,
Sei's, wo es sei, dir neigt sich tief mein Herz
In Liebe, in Verehrung und in Andacht,
Maria, hohe Königin des Himmels,
Holdselige, Gebenedeite du! —
Ave Maria!

Heilige Jungfrau! wenn du demuthvoll
Und kindlich fromm und rein und mild und still
Und hehr erstrahlend doch in Himmelshoheit
Die Blicke niedersenkst, durchschauert's mich
Mit ahnungsvoller, wundersamer Macht.
Das ist die heil'ge Macht der ew'gen Schönheit
Und neuerstand'nen Paradiesesunschuld,
Und morgenfreudig, frühlingssonnenhaft
Wird mir's im Herzen, heil'ge Jungfrau du!
Ave Maria!

Heilige Mutter Gottes, schau' ich dich,
Ob du in namenloser Seligkeit
Dein göttlich Kind still an den Busen drückst,

Ob du im tiefen, heißen Seelenſchmerz
Den heil'gen Leichnam auf den Knieen hältſt,
Dann biſt du mir Symbol des Heiligſten,
Das uns der Himmel hier auf Erden gab,
Biſt mir Symbol des heil'gen Mutterherzens
In ſeinen Wonnen und in ſeinen Qualen.
Ave Maria!

Maria, hohe Himmelskönigin!
Der zarten Jungfrau Unſchuld, Demuth, Schönheit,
Der Mutter Liebe, Stärke, Opfermuth,
Des Weibes ganze Wunderherrlichkeit
Umſtrahlen dich in ew'gem Glorienſchein;
D'rum nennen ſie dich Königin des Himmels,
Und wo mir d'rum dein Bild entgegentritt
Es neigt ſich ſtill vor dir mein tiefſtes Herz
In Liebe, in Verehrung und in Andacht,
Holdſelige, Gebenedeite du!
Ave Maria!

Abſolution.

„Süßer Heiland, ſchöner Heiland,
Neige mir dein Strahlenantlitz,
Deine lichte, freundlich milde,
Lockenfluthumwallte Stirne,
Komm und breite deine Arme
Aus, mich an dein Herz zu zieh'n,
An das große, liebereiche.
O, da will ich ſelig ruhen,
Schau'n in deine Himmelsaugen.
Ja, ſchon glücklich wär' ich Arme,
Könnt' ich nur wie jenes Weib
Trocknen dir die wunden Füße
Mit der Fülle meines Haar's.
Doch ſie haben's abgeſchnitten
Grauſam, als ich Nonne wurde,

Und mich friert, ach, es ist einsam,
Kalt und schauerlich im Kloster,
Wo mich keine Seele lieb hat.
Drum erbarme du dich meiner,
Süßer Heiland, schöner Heiland." —

Also fleht die arme junge
Nonne vor dem Christusbilde.
Leise regt sie nur die Lippen,
Doch die Thränen fallen glühend
Auf die kalten Marmorstufen.

Und zur selben späten Stunde
Kniet ein armer junger Priester
Vor Maria's holdem Bilde,
Aufgelöst in heißem Flehen.

„Heil'ge Jungfrau, anmuthreiche,
Neige mir dein Strahlenantlitz,
Komm' und breite deine Arme
Aus, mich an dein Herz zu zieh'n.
Daß ich schau in deine stillen
Himmelsaugen, daß dein Lächeln
Mir das dunkle Herz durchsonne.
Deine Hände lege segnend
Auf das Haupt und auf das Herz mir.
Wilde, qualenvolle Gluthen
Brennen mir im Hirn und Herzen.
Du allein kannst Frieden senken
In die jäh zerriss'ne Seele." —

Also betet er. Dann harrt er
Stumm in seines Beichtstuhl's Nische,
Andere Herzen zu erleichtern,
Selber kummerschwerer Seele,
Andern Herzen Trost zu spenden,
Selber ohne Trost und Frieden. —

Und es naht mit zagen Schritten
Jene arme, junge Nonne.
Weinend knie't sie hin am Beichtstuhl,
Neigt das traurig süße Antlitz
Nah an's Gitter, stumm und bebend. —

„Sprich, was willst du, sprich, was hast du
Auf der Seele, sprich, was treibt dich
Her zu mir mit deinen Thränen?" —

„O, mir ist so weh' zu Muthe,
O, ich bin unsäglich elend;
Aber ach, weiß ich's denn selber,
Was mein Herz so bang durchzittert?
Und es hilft mir kein Gebet mehr
Und kein Fasten und Kasteien. —
Was kann helfen, was kann heilen?"

Und sie schau'n einander lange
Stumm und bebend an und seufzen,
Und es dringen ihre Blicke
Tief einander in die Seele;
Denn dieselben Himmelsaugen
Strahlten aus Maria's Antlitz,
Und dieselben Heilandsblicke
Sah sie betend am Altare.
Lange schau'n sie an einander
Und vergessen Kirch' und Beichtstuhl,
Priesterweih' und Klosterschwüre,
Tief versunken, still verloren.

Jahre sind seitdem vergangen,
Und in einem fernen Thale
Zwischen Frucht- und Weingeländen
Ruh'n in blüthenreicher Laube,
Herzlich Hand in Hand gelegt,
Nun der Priester und die Nonne.

Bannverfolgt und Fluchbeladen,
Ausgeſtoßen aus der Kirche
Sind die Beiden, doch es heben
Segnend über ſie die Hände
Jeſus Chriſtus und Maria.

Villa Madama.

Vom Monte Mario auf's ew'ge Rom
Schaut eine Villa hell im Glanz der Sonne,
So ganz ein Ort der Schönheit und der Wonne.
Zu Füßen ragt Sankt Peters Rieſendom
Hervor aus Häuſern, Kirchen und Paläſten.
Durch die Campagna mit der Vorzeit Reſten
Webt ſtill ſein Silberband der Tiberſtrom,
Indeſſen fern in Gold und Purpur glänzen
Die ſchönen Berge, die den Blick begrenzen.

Cypreſſen, Pinien, dunkler Eichen Wipfel,
Tief ab ſich hebend von des Himmels Blau,
Bekrönen rings des Berges breiten Gipfel;
Hell ſchimmert d'raus der kunſtgeſchmückte Bau,
Ein duft'ger Garten ſchließt ihn blühend ein.
Aus Marmorbrunnen ſprüht im Sonnenſchein
Der Fluth Kryſtall und ſtolze Pfauen breiten
Ihr Prachtgefieder aus und an den Seiten
Der Pfade ſchimmern Statuen in Reih'n. —

Ein glänzend Feſt erfüllt die ſchönen Hallen,
Muſik ertönt, Lauten und Geigen ſchallen
Und ſanfte Flöthen hauchen ſchmelzend drein.
Und Sänger ſtimmen an viel ſüße Lieder,
Geſchäft'ge Diener eilen hin und wieder,
Köſtliche Speiſen tragend, edlen Wein
In Prachtgefäßen, Garten füllt und Saal
Der Gäſte Schaar, glanzvoll und reich an Zahl.

Der Nobili schwarzsammtne Mäntel bauschen,
Der Frauen bunte Prachtgewänder rauschen,
Die Feder wallt, es funkelt das Geschmeide.
Die Gäste grüßend tritt im Purpurkleide
Huldvoll der Herr der Villa unter sie,
Der Kardinal Giulio d' Medici. —

In dunkler Laube sieht man drei der Gäste
In eifrigem Gespräch. Schlecht stimmt zum Feste
Ihr Mienenspiel, ihr Blick; sie halten Rath
Und flüstern leise, wenn ein andrer naht.
Auch ein unheimlich Weib gesellt sich ihnen
Mit unheilvollem Blick und eisigen Mienen
Und aus dem Flüstern dringt wohl oft zum Ohr
Halblaut ein seltsam dunkles Wort hervor.

„Wohlan, so mag's geschehn! Auf einen Schlag,
Auf daß kein Einz'ger fürder schaden mag.
Doch wann vollführen wir's? Noch im August,
Wenn der Navarrer freit, wie Euch bewußt,
Dann werde, was im Ketzerthum verstockt,
In's königliche Hochzeitsgarn gelockt.
Und haben wir sie drinnen, drauf im Nu! —
Den Segen giebt der Himmel uns dazu."

So sprachen sie, so ward es ausgedacht
Und so geschah's. Stumm sank die schwarze Nacht,
Die Nacht der feigen Unthat und der Schande,
Auf jene Königsstadt am Seinestrande,
Die Nacht, von der man sprach beim Fest der Lust
Die Nacht des vier und zwanzigsten August.

Bei Saint Germain*) gellt auf ein grauser Schrei
Beim Louvre jetzt, dann dort und weiter dort:
„Verrath, Verrath! Zu Hülfe! Mord, Mord, Mord! —
Papisten sind's! — Weh' uns! Herbei, herbei!"
Und Glocken läuten Sturm; dazwischen knallt's

*) Vom Thurme der Kirche Saint Germain l'Auxerrois ward das Signal zum Beginn des Mordens gegeben.

Und brüllt und tobt und klirrt und gräßlich hallt's,
Das wilde Jauchzen blutberauschter Rotten. —
„Drauf, drauf! zur Ader laßt die Hugenotten! –"
Und Fackeln werfen ihre düst're Gluth
Auf Leichenhaufen bald — Gehirn und Blut.
Und erst als es gemach beginnt zu tagen,
Wird's ruhiger. – Fünftausend sind erschlagen,
Fünftausend liegen blutig, kalt und bleich
Nach jener Mordnacht. Es gelang der Streich,
Zur Ehre Gottes ist das Werk vollbracht —
Und heute war Bartholomäusnacht!

Vom Monte Mario auf's ew'ge Rom,
Auf die Campagna und den Tiberstrom
Schaut noch die Villa, doch kein Ort der Wonne,
Kein Ort der Schönheit. Es bestrahlt die Sonne
Kein glänzend Fest mehr. Oede herrscht ringsum,
Es steh'n die hohen kunstgeschmückten Hallen
Voll Staub und Moder, schweigend und zerfallen. —
Die Statuen sind fort, die Brunnen stumm,
Cypressen, Pinien, Eichen abgehauen,
Und böse Fieberluft und Todesgrauen
Umwehen nun den Ort, wo mann's erdacht,
Das schwarze Werk der gottverfluchten Nacht.

Der Alte vom Pincio.

Eine Erinnerung an Ernst Willers.

Auf des Monte Pincio Höhe,
Wo der Blick mit Staunen abwärts
Gleitet über's kuppelreiche
Häusermeer der alten Roma,
Weiterstrebend dann dahin schweift
Ueber jenen ungeheuren
Trümmervollen Völkerfriedhof,
Den man nennet die Campagna,
Bis er endlich an der reizvoll
Purpurduft'gen Bergeskette

Seine schöne Grenze trifft,
Dort, in hochgeleg'ner Werkstatt,
Deren Fenster weinumrankt sind,
Zwischen Skizzen, Studien, Bildern,
Sitzt der alte, wack're Meister
Mit dem prächt'gen Silberbart.

Ruhig ist's umher und einsam,
Nirgends Laut und nirgends Regung,
Als der Uhr eintönig Ticken
Und der Pfeife blaue Wölklein,
Die in gold'ner Sonnenlichtfluth
Traumhaft durch einander zieh'n.

Lange blickt der Alte sinnend
Bald den braunen Meerschaumkopf an,
Bald durch's weinbelaubte Fenster
Hin auf's alte, ew'ge Rom.

Er gedenkt vergang'ner Zeiten,
Denkt an jene fernen Tage,
Da der Meerschaumkopf, der braune,
Glänzend weiß wie Elfenbein war,
Und das Haar des eignen Hauptes
Braun, wie nun der Meerschaumkopf.

Denkt mit Wehmuth jener Stunde,
Als bei Monte Mario's Höhe
Sich aus seiner hochgeschwellten
Brust zuerst der Ruf entrungen:
Ecco Roma, ecco Roma! —
Donnernd über Ponte Molle
Ging's nun glück- und schönheitstrunken
Rasselnd dann hinein zur Porta,
Die man nennt del Popolo.

Weiter denkt er mancher andern
Seligkeitumstrahlten Stunde,
Mancher wunderprächt'gen Wand'rung
Durch Campagna und Gebirg.

Und mit seiner Pfeife Wolken
Steigen aufwärts hundert Bilder,
Hundert Bilder einst'ger Tage,
Wie ein wundersamer Traum.
Und in seiner Wanduhr Ticken
Tönen Klänge ihm auf Klänge,
Zaubervolles Durcheinander:
Carneval, Cerbarafestlust
Und Octobersaltarello,
Fromme Pifferariweisen,
Miserere, Osterhymnen,
Weihrauchwolken, Kerzenschimmer,
Kuppelglanz, Girandola. —

Mancher frohen Nacht auch denkt er,
Mancher Nacht bei strohbeflocht'nen
Vollen Orvietoflaschen,
Hingebracht mit lieben Menschen,
Sei's in kunstverständ'ger Rede,
Sei's in tiefer Herzergießung,
Sei's in Sang und Klang und Possen
Selbst von Neuem blitzt empor ihm
Mancher tief in's Herz gedrung'ne
Gluthenblick aus Flammenaugen
Einer stolzen Römertochter,
Doch vor Allem dein gedenkt er,
Mädchen von Olevano.

Jahre kamen, Jahre schwanden —
Hundert And're riefen nach ihm
Glückberauscht und schönheitstrunken:
Ecco Roma, ecco Roma!
Gleich wie er gejubelt hatte.
Hundert And're tranken scheidend
Wehmuthsvoll den Trank der Trevi
Tranken d'ran sich ew'ges Heimweh
Nach dem alten ew'gen Rom.
Aber manches treue Herz auch

Mußt' er mit zur Gruft geleiten
Bei der Cestiuspyramide
Drüben im Cypressenhain.

Jahre kamen, Jahre schwanden,
Braun und brauner ward der treue
Meerschaumkopf, indeß der eig'ne
Weißer stets und weißer wurde;
Eines nur blieb ohne Wandel,
Roma's ew'ge Schönheitswelt.

Also zieh'n des Lebens Bilder
Wie ein buntes Traumgewoge
Ihm vorüber, und dazwischen
Aus der fernen trauten Heimath
Traute Klänge und Gestalten
Freundlich grüßend. — Leise zittert
Eine Thräne ihm im Blick.
„O, wo wird's so still, so einsam,
Nun die Tage gehn zur Neige!
O, wie sind sie hingestoben,
All' die fröhlichen Genossen
Jener glückdurchsonnten Zeit!
Todt ist Dieser, fern ist Jener,
Und, Gott sei's geklagt, auch Mancher
Todt schon bei lebend'gem Leibe.

Wäre nun ein liebes Weib
Treu vereint in Lust und Leid mir,
Daß es mir von Wang' und Stirne
Freundlich fort die Falten streich'le,
Oder spielten lust'ge Kinder
Um mich her, daß sie verscheuchten
All' des Unmuths trübe Wolken,
Die um's Herz sich düster lagern,
Und daß einst auf meines Grabes
Hügel warme Thränen tropften
Und mein Name nicht verhallte

Und gesegnet mein Gedächtniß —
Aber nun wird's still und einsam,
Nun die Zeit zur Neige geht. —"

Also redet dumpf der Alte. —
Ruhig wieder ist's und lautlos,
Nur der Pfeife Wolken ziehen,
Nur die Wanduhr tickt eintönig
Und die Thräne von der Wimper
Sinkt in seinen Silberbart. —

Leise dann vom Fenster wendet
Er das gramvoll düst're Antlitz —
Ha, was schau'n jetzt seine alten
Augen unter Thränen da!

Seine Bilder an den Wänden
Leuchten ihm in niegeahnter
Farbengluthenpracht entgegen.
Nimmer schaut er sie so herrlich,
So voll Gluth und so voll Tiefe,
So voll Ernst und so voll Hoheit. —
Mächtig Staunen füllt das Herz ihm,
Mächtig tönt's entgegen ihm:

„Traure nicht, wisch ab die Thränen,
Der du solche Werke schufest,
Solche Werke mögen scheuchen
Alle Wolken deiner Seele;
Werden hegen deinen Namen
Und bewahren dein Gedächtniß
Besser noch als Weib und Kinder,
Werden späten Tagen melden,
Was dir einst die Seele füllte. —
Wirst du doch in fernster Zeit
Manchem armen Menschenherzen
Freude und Erhebung bringen,
Daß es aufgeht und vergisset
Erdenloos und Erdenleiden
In der Schönheit Gottesstrom. —"

Alſo tönt es ihm entgegen. —
Lange ſitzt er ſtill verloren
Ganz im Anſchau'n ſeiner Bilder,
Denkt nicht mehr vergang'ner Tage,
Denkt nicht mehr, daß er ſo einſam,
Schaut um ferner Zukunft Zeit.
Aber herrlicher als alle
Abendgluthbeſtrahlten Bilder
Und in ſeligſter Verklärung
Leuchtet nun ſein eig'ner Blick.

Mählich dann erlöſcht das Glühen,
Während draußen hunderttönig
Steigt zum gold'nen Abendhimmel
Roma's heil'ger Glockenchor.

„Sei's, wie's ſei," ſpricht dann der Alte,
„Und ob auch kein Weib noch Kind mir
Meine müden Augen zudrückt,
Sei's, wie's ſei, ich ſcheide ruhig
Von der Erde und von Rom.
Und nur Eines macht mir Sorge —
Alte, treue Meerſchaumpfeife,
Wenn ich todt bin, wo bleibſt du? —"

Die Capitolslöwen.

Auf die alte ew'ge Roma ſank die Sternennacht. Vorüber
War das Feſt zu Ehren jenes unerforſchlichen Mirakels,
Das der heil'gen Anna wurde, längſt verkündet, neubegründet,
Allen kommenden Geſchlechtern ſpäter Zeiten heilig Dogma.

Heimgekehrt in Araceli war die Proceſſion; die Menge
Hatte mählich ſich verloren. Stiller ward's um's Capitol,
Auf den Gaſſen, auf den Plätzen; nur die Brunnen rauſchten leiſe,
Und mit ruhig ſchönem Glänzen zogen hoch im ew'gen Blau
Ew'ge Sterne ihre Bahnen.

Spät war ich umhergewandelt drüben auf der Via sacra,
Durch des Colosseums Hallen, durch des Titus schönen Bogen;
Hier die buschbewachs'nen Trümmer vom Palaste der Cäsaren,
Dort die riesenhaft gewölbte Constantinsbasilika,
Und vorüber bald an Säulen, umgestürzt und halb geborsten,
Bald noch einsam in die Lüfte ragend mit den Architraven,
Und an rothen, formlos felshaft, räthselvollen Mauerklumpen
Und an schnörkelreichen Kirchen, die auf Trümmern sich erhoben.

Einsam sinnend stand ich lange beim metall'nen Reiterbildniß
Marc Aurel's. Er streckte segnend, milden Lächelns seine Rechte
Ueber Rom. Gewiß, er dachte: „Ist mein Segen doch so wirksam
Als der deine, heil'ger Vater, den du drüben auf das Volk
Von der Petersloggia sendest". — Nieder dann die große, breite,
Sanftgeneigte Treppe stieg ich, der zu Füßen die basaltnen
Löwen aus Aegypten liegen; gar zwei prächtige Gesellen,
Mähnenlos, doch backenbärtig, reckenleibig, muskelstramm.
Grämlich ist des Einen Antlitz, runzelvoll und reich an Narben,
Und auf seinem dunklen Rücken glaubt man Striemen zu erkennen;
Aber heit'rer schaut der And're in die Welt, ein seltsam Schmunzeln
Zuckt ihm um die dicken Lippen, und er speit zu seiner Kurzweil
Einen hellen Wasserstrahl lustig plätschernd in ein Becken,
Und ergötzt sich afrikanisch, wenn der Nachbarn hübsche Töchter
Kommen, ihren Krug zu füllen, und wohl gar ein schönes Kind
Dann die rothen Purpurlippen an das schwarze Maul ihm hält,
Wie zum Kuß, doch nur zu schlürfen gleich die kühlen, klaren Fluthen.
Schütteln will er sich vor Freude, möchte um den Hals ihm fallen.

Nicht sehr jugendlich sind Beide. Sie begingen vor drei Wochen,
Doch natürlich ganz im Stillen und in tiefster Selbstbeschauung,
Ihr fünftausendstes Geburtsfest. Hab' sie dennoch herzlich gerne,
Muß sie immer wieder anschau'n, wenn mein Weg vorüber führt.
Aber heute wollt' ich ohne Weilen fördern meine Schritte;
Doch was sollten heute meine hocherstaunten Blicke schauen!

Plötzlich sah ich, wie der eine Löwe seinen runden Kopf
Langsam nach dem andern wandte und es klang wie dumpfes Murmeln,
Was er raunte. Ueberrascht hielt ich an und lauschte lange.
War es Täuschung, war es Zauber oder Traum — es kamen Worte

Deutlich aus dem Maul der Beiden und ich hörte nun mit Spannung,
Wie ein Zwiegespräch begann. Zwar verstand ich es nur stückweis,
Denn sie sprachen bald lateinisch, bald italisch, bald in einer
Niedern Mundart Altägyptens, bald war's auch nur bloßes Brummen.

„Das war, o basaltner Bruder," hub der Heit're an zu reden,
„Das war wieder heut' ein Schwindel, — hab' mich recht ergötzet dran.
Bruder, hast du's wohl beachtet, diese hundert Capuciner
Mit den braunen, langen Kutten und langweiligen Gesichtern
Und der Mähne unter'm Halse, wie sie näselten und plärrten?
Wen'ge waren ernst und würdig. Diese gähnten, Jene schwatzten,
Manche gafften in die Menge nach den Mädchen und den Buben,
Ein'ge steckten unaufhörlich sich ein Pulver in die Nase;
Viele waren auch sehr schmutzig. Und das Bildniß, das sie trugen,
Puppenhaft war's angezogen, war behängt mit seid'nen Lappen,
Flittergold und Glaskorallen, widerwärtig anzuschauen.
Und das arme Volk — es gaffte, wußte selber nicht, wie's dran war. "

„Nein, mir war's zu widerwärtig", sprach der And're mürrisch brummend,
„Habe das vertracte Wesen so viel tausend Mal geschaut schon
In Aegypten wie in Rom — immer war's derselbe Blödsinn.
Darum schloß ich meine Augen und nach wenigen Minuten
Nickt' ich ein und schlief ein Weilchen. Solch' ein Schlaf ist gut und tröstlich
In dem Einerlei des Daseins". — Also sprach er, doch der And're
Schwatzte fort mit heit'rem Schmunzeln: „Niemals den Humor verlieren
Muß man, ist die erste Regel der Philosophie des Lebens.
Nein, ich hab' mich heute wieder löwenköniglich ergötzet,
Bin gespannt d'rauf, ob die Menschen endlich wohl vernünftig werden.
Du hast Recht, viel tausend Mal haben Gleiches schon geschaut wir.
Denkst du wohl an uns're Reden bei den großen Isisfesten,
Als wir noch im hundertthor'gen Theben lagen, in dem zweiten
Hof des Tempels, war es nicht auf ein Jahr beinah' wie heute?
Trugen gleichfalls mit Gepränge dort umher der Göttin Bildniß,
War von Sycomorenholze, war behängt, geputzt wie dieses,
Hielt im Arm das Horoskindlein. Und die tausend Isispriester
Mit kalantikabedecktem Haupte oder spitzen Mützen,
Welchen Lärmen machten sie, plappernd, plärrend, tubenblasend,

Oder mit dem Sistrum rasselnd, oder mit den Cymbeln klirrend,
War ein scheußliches Getöse. — Weißt du noch wohl, was du ausriefst:
„„Dieser große Heidenschwindel ist nur in Aegypten möglich,
Möglich nur in Afrika!““ — Als wir endlich dann nach Jahren
In des Macedonier's Hände fielen, den man hieß den Großen,
Und mit Recht, wie freuten wir uns nicht damals, denn wir hofften,
Daß hellenische Kultur eine neue Aera brächte.
Manches änderte sich freilich unter'm Ptolomäerscepter;
Kunst und Wissenschaften blühten, neu erwacht und neu gepfleget.
Segen brachte wahrlich jene Diadochenherrlichkeit.
Doch auch Vieles blieb beim Alten und zu unser'm Aerger sah'n wir
Die verhaßten Priesterschaaren nach wie vor ihr Wesen treiben.

Endlich kam Aegypten unter Roma's Herrschaft. O, wie jauchzten
Innerlich wir Beide damals, als man in das Schiff uns packte.
Kaum mit großer Mühe hielten wir vor Freude uns're Würde
Aufrecht, daß wir endlich sollten Roma schau'n, die hohe stolze
Weltbeherrscherin. Wir sagten: dort wird's keine Priester geben,
Die das arme Volk betrügen; Wahrheit, Recht, Vernunft und Freiheit
Wird da walten, sind die Römer doch das erste Volk auf Erden.

O, basalt'ner Herzensbruder! welche schmerzvoll bitt're Täuschung
Mußte unser Herz erleben! War es nicht derselbe Unsinn,
Nicht dieselbe Priesterherrschaft, nicht dasselbe Volksbetrügen,
Was wir dort von unser'n rothen Porphyrpostamenten sahen?
Selbst solch' hölzern' Bildniß führte man herum mit altem Lärmen,
War das Bild der Cybele, auch genannt die große Mutter;
Hoch auf einem Wagen stand es, den sogar zwei Kameraden,
Afrikan'sche Wüstenlöwen, die gefangen und gefesselt,
Und gezähmt dann ziehen mußten. Hätten tief sich schämen sollen
Ob der Schmach und ob der Schande, doch sie trabten sehr zufrieden.

Und ich seh's als wär' es heute. — Ha, wie sprühte da dein Auge
Flammenblitze auf die beiden! Scham und Zorn und heiße Mordlust
Rötheten dein dunkles Antlitz, furchten deine Königsstirne.
So entrüstet hab' ich nimmer dich gesehen, ja du grolltest
Mir auch, daß ich, statt zu zürnen, ein paar schlechte Witze machte.
Konnt' ich anders denn, als lachen? Mehr noch aber mußt' ich lachen,
Als der sonst doch so vernünft'ge Imperator Hadrianus
Unsern alten Isisrödel, den wir längst für überwunden
Hielten, gar nach Rom verpflanzte und wir sah'n den alten Unsinn.

Aerger ward es d'rauf und ärger. Solche Zeit voll Gräu'l und Willkür,
Aberwitz und Herzensroheit und voll raffinirter Wollust,
Als wir schauten in den nächsten drei Jahrhunderten — o wahrlich,
Niemals konnten wir es ahnen, solche zu erleben; zuckte
Doch vor Abschau und vor Trauer unser wildes Herz im Busen
Bei so düster'n Schreckensbildern! — Endlich brach die ungeheure
Langgeahnte Katastrophe ein auf Rom! In Schutt und Trümmer
Sank die Weltstadt, hochauf flammte ihre Lohe. Längst zerrüttet,
Längst verrottet ging das alte Reich aus allen seinen Fugen.
Her aus Norden schritten blonde, prächtige Barbarensöhne;
Drunter ging es dann und drüber, Völker flutheten auf Völker,
Reiche blühten auf und sanken und die Göttertempel stürzten
Einer nach dem andern nieder und die hehren Götterbilder
Sanken von den Postamenten, jäh verachtet, schnell vergessen.
Und als Rauch und Qualm verzogen, als es ruhiger geworden,
Herrschte rings ein neuer Glaube. Und sie redeten von Liebe,
Von Versöhnung, ew'gen Rechten, und daß selbstgeschaff'ne Werke
Anzubeten sündhaft sei, sündhaft sei und nicht verträglich
Mit Vernunft und Menschenwürde, und man predigte viel Schönes.
Wieder athmeten wir beiden damals auf und dachten: Endlich
Ist gekommen, was wir hofften — Völkerfriede, Recht und Wahrheit.

Tausend Jahre sind vergangen, tausend Jahr' und wohl noch drüber,
Seit wir die Gedanken hegten; und nun heute — dieses Schauspiel!
Frage dich, was ist gewonnen?" „Halt' dein Maul!" rief barsch der And're,
„Halt dein Maul! ich weiß es selber. O, ich wollt', daß gleich ein Blitzstrahl
Mich in hunderttausend Splitter schmetterte, so satt, so müde
Bin ich dies' basaltnen Daseins, das mich bannt, das ekelhafte
Menschentreiben anzuschau'n. Aber Eins will ich dir künden,
Schrecklich ist's, doch sollst du's wissen. Höre Bruder denn und bebe. —"

Und mit grauenhafter Miene und mit dumpfer Donnerstimme
Hub der Löwe an zu reden und der an'dre horchte schaudernd. —
Leider sprach er nun ägyptisch und in gleicher Sprache setzte
Auch der and're fort die Rede. Nicht ein Wort verstand ich jetzt,

Ob ich lauſchte auch und lauſchte; wandte d'rum mich fort zum Heimweg.
Aber lange noch vernahm ich bald des Einen dumpfe Stimme,
Bald des Andern ſtaunend Fragen, bis auch das zuletzt verſtummte. —

Mitternacht erklang vom Thurme und in Araceli wurden
Mählich hell die ſchmalen Fenſter und die Mönche droben ſtimmten
Alte Hymnen an, die Töne klangen ſchaurig durch die Stille.
Sonſt war alles lautlos ruhend, nur die Brunnen rauſchten leiſe
Und mit ruhig ſchönem Glänzen zogen hoch im ew'gen Blau
Ew'ge Sterne ihre Bahnen. —

St. Martinianus.

Legende.

„O die Weiber, o die Weiber!
Dieſe üppig ſtolzen Leiber,
Dieſer Locken prächt'ge Fluthen,
Dieſer Blicke tiefe Gluthen,
Und der Lippen ſüßes Schwellen,
Und des Buſens weiche Wellen —
Wie das alles ſo entzückt
Und den armen Sinn berückt!
Hielt ich doch ſo ſtolz mein Haupt,
Denn ich hatte ſchon geglaubt,
Alle Weltluſt zu zerſtören,
Ganz dem Himmel zu gehören. - -
Alles hin, Alles hin!
Neu berückt ſind Herz und Sinn.
Nein, ich muß, es iſt vonnöthen,
Um die Weltluſt ganz zu tödten,
Noch die Menſchen alle flieh'n
Und in eine Wüſte zieh'n. —"

Alſo ſprach Martinianus;
Und er ließ mit einem Schiffe
Sich zur fernſten Inſel führen.
Menſchenſpuren waren hier
Niemals noch geſehen worden,

Und die Vögel alle waren
Zahm, daß man sie greifen konnte.
Und die kleine Insel hatte
Sanfte Hügel, saft'ge Wiesen,
Quelldurchrauschte Schattenhaine,
Wild in Menge, fette Wachteln,
Schnepfen auch und Ortolanen,
Doch es fehlten gänzlich alle
Gift'gen Schlangen und Gewürme,
Alle reißend wilden Thiere.

Und Martianus lebte
Recht erbaulich, recht beschaulich,
Wie es einem Heil'gen zukommt.
Morgens trank er süße fette
Milch von seiner Ziegenherde.
Und zum zweiten Frühstück aß er
Meistens Austern, die am Strande
Tags zuvor er aufgelesen.
Mittags oftmals von Schildkröten
Eine gute, kräft'ge Suppe,
Die er dann mit span'schem Pfeffer
Letzt'rer wuchs hier nämlich häufig
Schmackhaft zu bereiten wußte.
Aber auch sein Garten bot ihm
Manches köstliche Gemüse:
Broccoli und Artischocken,
Zarten Spargel und Lattuga.
Wildpret gab's, so oft er's wollte,
Selten fehlten seine Pfeile,
Und zum Schluß des Mahles labte
Manche saftgeschwellte Frucht ihn.
Daß er dazu einen guten
Selbstgebauten Tischwein trank,
Das versteht sich schon von selber.
Abends aß er meistens Eier
Von verschied'nen Vogelarten,
Und zu fördern die Gesundheit
Thät er viel lustwandeln gehn.

Aber viel auch that er beten:
Vor dem Essen, nach dem Essen,
Morgens und beim Schlafengehen,
Wie es einem Heil'gen zukommt.
Und wenn gar zu heiß die Sonne
Brannte, lag er still im Schatten,
Hingestreckt im weichen Grase
Und bewunderte die Gegend,
Bis der Schlaf ihn sanft umfing. —

Und so lebt' er manche Jahre
Auf der stillen schönen Insel,
Lebte wie im Paradiese.
An die Welt und ihre Freuden,
An die schönen Engelsweiber
Schien er gar nicht mehr zu denken,
Dachte höchstens an die Engel,
Die im gold'nen Himmel schweben.

Und so macht' er einst am Strande,
Da es Nachts zuvor gestürmt,
Wieder seine Morgenwand'rung,
Wie gewöhnlich Austern lesend.
Und so bog er, emsig suchend,
G'rad um eine Felsenecke —
Welch' ein Anblick ward ihm da!
Einen bleichen, starren Leichnam
Hatt' die Fluth herausgespület,
Welcher dalag auf dem Sande,
Ganz umhüllt mit braunem Meertang;
Stammte wohl von einem Schiffe,
Das im Sturm der Nacht gescheitert.

Und Martinianus bog sich
Eilends nieder zu der Leiche,
Fand sie warm noch, gar noch biegsam,
Mußte wohl noch Leben hegen.
Und er nahm sie auf die Arme,
Trug sie schnell in seine Hütte,

Wandte manches gute Mittel
An, das Leben zu erwecken.
Bürstete der Füße Sohlen,
Kitzelte die Nasenhöhlung,
Bließ hinein zerstoß'nen Pfeffer,
Streifte fort den braunen Seetang.

Es gelingt ihm, denn der Himmel
Steht ihm bei, die Wangen röthen
Leise sich, ein Zittern fliegt
Durch die Glieder, — Gott, was sieht er!
Als das Meerkraut ganz entfernt ist,
Liegt ein schönes, bleiches Weib
Leise athmend auf dem Lager,
Hebt die langen, schwarzen Wimpern,
Blickt ihn staunend an mit ihren
Wunderbaren dunklen Augen.
Ach, wie ward ihm da zu Muthe!
Eilends holt er eine Schale
Süßer Milch von seinen Ziegen,
Und sie trank und dankte freundlich
Ihm mit zaubervollem Nicken.
O, wie schwoll ihm da das Herz!
Närrisch lief er hin und wieder,
Bot ihr Austern, bot ihr Eier,
Wollt' ihr eine Suppe kochen,
Wollte Blumen für sie pflücken,
Griff bald Dieses an bald Jenes,
Ließ bald Dies, bald Jenes fallen
Und that hundert dumme Dinge.

Unterdessen war das schöne
Weib sanft wieder eingeschlummert.
O, wie lag es zauberwonnig,
Traumbefangen hingegossen!
O, wie floß die lange, dunkle,
Meerfluthfeuchte Lockenfülle
Um die weißen Marmorglieder;
O, wie wogte leis' der Busen

Kaum zu merken auf und nieder!
Selbst die schaumgebor'ne Göttin
War nicht herrlicher, als diese.

Und Martinianus stand jetzt,
Schier von Sinnen, angewurzelt
Vor dem Lager. In die Hände
Hatt' er sein Brevier genommen,
Wollte lesen, sich zu stärken
In so schrecklicher Versuchung;
Doch die Lettern alle schwammen
Durcheinander, wirr und seltsam.
Glaubt' es erst verkehrt zu halten,
Dreht' es um und dreht' es wieder,
Aber seine Blicke fielen
Immer auf die Schlummernde.

Endlich aber bricht er los:
„Apage! Apage!
Weiche von mir, Satan, Satan!
Ach, ich armer! Weh mir, weh!
Was zu viel ist, ist zu viel!
Ist nicht einmal diese Insel
Mehr ein friedliches Asyl? —
Ach, wie hatt' ich doch seit Jahren
Mich so brav empor gerafft! —
Aber nein, o Himmel, Dieses —
Das geht über Menschen Kraft.
Wieder muß ich weiter fliehen,
Flieh'n, indeß sie schlummert noch,
Retten muß ich meine Seele,
Meine arme Seele doch. —"

Und so stürzt er aus der Hütte
Und mit tollen wilden Sprüngen
Rennt er nach des Meeres Strand,
Wo die wilden, rothen Klippen
Bilden eine schroffe Wand.
Oben ist er, Gott, der Tolle!

Ohne rechts und links zu schau'n,
Nur den Blick emporgehoben,
Stürzt er sich in frommer Wuth
Rasch kopfüber in die Fluth. —

Heiliger Martinianus!
O, wie staunen wir dich an!
Großer Mann!
Starker Weltlustüberwinder,
Was sind all' wir Menschenkinder
Gegen dich für arge Sünder!
O, du großes Tugendlicht!
Doch nur Eins laß uns bekennen: —
Solche Narren sind wir nicht. —

Tivoli.

Ruht auf Rom des Sommers Schwüle fieberbrütend, o dann flieh
Nach dem herrlich hochgeleg'nen schattenreichen Tivoli.
Dann ist's dort ein wonnig Weilen, dann ist's dort ein herrlich Hausen,
Wo die stäubenden Cascaden köstlich kühlend dich umbrausen.
Wonnig in der Villa d'Este ist's im Schatten der Cypressen,
Schönrer Tage zu gedenken und die Gegenwart vergessen;
Wonnig in der wundervollen Wildniß einsam sich zu nah'n
Jenen reich umrankten Trümmern, denkend still an Hadrian.
Doch am herrlichsten hoch oben, wo auf steiler Wand der runde
Säulentempel ragt und Labung weht herauf aus kühlem Grunde,
Während vor uns in der Flasche winkt des Weines Purpurfluth,
Ueber uns und all der Schönheit glanzerfüllt der Himmel ruht.

Friesentreue oder die Entstehung des Bajocco.*)

Eine wahre neapolitanisch-friesische Tannhäusergeschichte.

Verlangt dich von Rom nach Neapel zu zieh'n,
O dann zieh' nicht, bevor
Du diesem Liede hast gelieh'n
Ein freundlich geneigtes Ohr.
Denn von Napolis holdester Königin
Und von Frieslands wackerstem Mann,
Und von Lieb' und von Leid und von Friesensinn
Meldet mein Lied. Hör an! —

„Baj' Occo, noch einmal vernimm mein Wort:
Geh' nicht nach Friesland zurück,
Sprich, wo in der Welt ist ein schönerer Ort,
Als hier und ein schöneres Glück? —
Baj' Occo, du mein Herzliebster, schau',
Wie strahlt hier Fluth und Strand;
Sprich, wo in der Welt ist der Himmel so blau
Und so reich und so blühend das Land? —

---

*) Im friesischen Brokmerlande herrschte der alte Häuptling Keno ten Brok, der bald nach seiner Niederlage gegen die Bremer Bürger 1376 starb, während sein junger heldenmüthiger Sohn Occo als Oberster der Leibwache der üppigen Königin Johanna von Neapel diente, wohin er im Gefolge ihres jüngst nach kurzer Ehe verstorbenen Gatten gekommen war, eines Herzogs aus dem Hause Braunschweig.

Als ihm seine Schwestern Elbrig und Doda schrieben, sein Vater sei todt, wollte ihn die Königin durchaus nicht ziehen lassen. Da reisten die Schwestern selbst nach Neapel, traten prächtig geschmückt in altfriesischer Tracht vor die Königin und forderten im Namen des Landes und seiner ihm längst verlobten Braut den Bruder.

Endlich gab die Königin gerührt nach und hörte zugleich, daß die Schwestern ihren Bruder mit dem Kosenamen Bojo, auch Bajo, oder zusammengezogen Baj-Occo nannten, was im Friesischen so viel wie Jung- oder Knabe Occo heißt. Da schlug die Königin den Jüngling zum Ritter und ließ zu seinem Andenken eine Münze prägen, die man nach ihm „Bajocco" nannte, ein Name, der sich bekanntlich am

Wie reich iſt an Wild auf den Bergen der Wald,
Wie wimmelt von Fiſchen die Fluth.
Horch! Santa Lucia! — Wie lieblich es ſchallt!
Wo ſingt man auf Erden ſo gut?
Und dort winkt Capri und Iſchia,
Die der Himmel zur Luſt uns ſchuf,
Und nicht allzufern und nicht allzunah
Raucht dort der dunkle Veſuv.

Warſt du nicht gleich ein ſo lieber Gaſt,
Wie keiner zuvor es war,
Bis dann du geboteſt in meinem Palaſt
Der Wachen gewappneter Schaar?
Warſt du nicht dann mein trauter Genoß,
Wie Keinen ich liebte ſo ſehr?
Nun biſt du mein Herr, wie du Herr im Schloß
Und im herrlichſten Schloß am Meer.

---

längſten im römiſchen Kupfergelde erhalten hat. Er aber verließ Neapel, trat das Vatererbe an, vermählte ſich mit ſeiner Frühverlobten Foelke von Strackholt und nahm ſpäter auch den Knaben zu ſich, den die ſchöne Johanna ihm geſchenkt hatte, der mit ſeinem rechtmäßigen Sohn Keno erzogen wurde und ſich auch die Liebe ſeiner Stiefmutter zu erwerben wußte. Nach kurzer ruhmvoller Heldenlaufbahn fiel Occo durch Mörders Hand im Jahre 1391. Seine hinterlaſſene Gattin ergriff bis zur Großjährigkeit ihres Sohnes die Herrſchaft und entfaltete eine ſolche Härte und Grauſamkeit, daß ſie noch heute unter dem Namen „de quade Foelke", d. h. „die böſe Foelke", im Munde des Volkes lebt.

Von der Stammburg des alten mächtigen Häuptlingsgeſchlechts derer ten Brok, die Oldeborg genannt, ſind beim Dorfe gleichen Namens noch Reſte vorhanden.

Daß endlich die Benennung jener dicht bei den Trümmern des Schloſſes der Königin Johanna gelegenen Oſterie „Al Friſio" mit dem in der Ballade behandelten hiſtoriſchen Stoff in Verbindung ſtehen wird, iſt wohl anzunehmen. — Eine fröhliche Einkehr dort nach ſchöner Meerfahrt gab den Anlaß zu meiner Dichtung.

Weiteres findet man in Beningas Frieſiſcher Chronik, aus der auch Wiarda, Wolfgang Menzel und Onno Klopp für ihre Darſtellungen dieſer Begebenheit geſchöpft haben. H. A.

Wir haben gekoſt, wir haben geküßt,
Mir am Herzen durfteſt du ruhn.
Wie halt' ich dich ferner, ach, daß ich's wüßt'!
Sag an, was kann ich noch thun? —

Und dein Friesland, öde ja iſt's und rauh,
Du ſprachſt, daß weit und breit
Oft Nebel bedeckten ſchwer und grau
Marſchen und Moor und Heid'.
Du ſprachſt, wie das Land ſo wären die Leut',
So ernſt, ſo ſtumm und ſo barſch.
Wo bieten denn auch, was die Seele freut,
Heiden und Moor und Marſch?

Drum nicht nach Friesland geh' zurück,
Es blüht ja dir wie mir
Im herrlichſten Lande das herrlichſte Glück,
Occo bleib hier, bleib' hier!" —
Die Königin rief's und ſie warf ſich hin,
Aufſchluchzend umſchlang ſie ſein Knie.
So wehvoll war ihr noch nie zu Sinn,
So bitterlich weinte ſie nie. —

„Johanna, nicht ziemt dir Weinen und Knien,
Dein Platz, das iſt der Thron.
Ich aber, ich will und ich werde ziehn
Als Frieslands treuer Sohn.
Seit der Vater mir ſtarb, der edle Greis,
Hauſt zuchtlos mir im Schloß,
Mein Landvolk plagend in frecher Weiſ',
Der Knechte wilder Troß.

Mich baten die Schweſtern, mich rief die Braut,
Mir ſchon als Knaben verlobt,
Es ſage nicht Einer leiſ' oder laut:
Nicht als Frieſe wär' ich erprobt.
Drum flehſt du vergebens, heimathwärts
Ruft mich die Ehre hinfort;
Doch höre, Johanna: Du haſt mein Herz,
Friesland jedoch mein Wort." —

Stumm hat er dann sich abgewandt,
Der wackre Friesensohn;
Und Ehr' und Ruhm im Heimatland
Ward seiner Treue Lohn.
Die arme Königin hat gehegt
Im Herzen treu sein Bild,
Ihr Volk erhielt's auf die Münzen geprägt
Mit Wehr und Wappenschild.

Und kommst du nun nach Neapel hin,
Besuche Johannas Palast;
In Trümmern liegt er, aber drin
Verweile und halte Rast.
„Al Frisio" heißt eine Osterie
Am Gemäuer, umrauscht von der Fluth.
Warum? — Das wissen sie dort nie,
Doch man isset und trinkt da gut:
Den feinsten Fisch, den famosesten Wein,
Und zur Laute lieblichem Klang
Tönt heut' noch Santa Lucia drein,
Napoli's süßer Gesang.

Du aber denk' an vergangene Zeit
Bei dem Sang und der Saiten Ton:
An der holdesten Königin Lieb' und Leid
Und an Frieslands wackersten Sohn.
Selbst wird er längst nicht mehr genannt,
Sein Name doch tönt zum Ohr;
Der Bettler hält dir entgegen die Hand
Und fleht: „Un Bajocco Signor!"

Schutt und Scherben.

Willst du dich am Ganzen erquicken,
So mußt du das Ganze im Kleinsten erblicken.
Goethe.

Wenn sich Auge und Herz erfreut und gesättigt hatten an den Gegenständen der Umgebung, oder wenn trüber Scirocconunst Fernsicht und Farbenschönheit rings nicht aufkommen ließ, dann gewährte mir auf den Gängen durch die römische Ruinenwelt nichts einen größeren Reiz und eine fesselndere Unterhaltung, als die Blicke suchend und forschend nach interessanten Resten und Brocken der Vorzeit auf den Schutt des Bodens zu richten.

Zwar das Innere vieler antiker und wieder zu Tage gelegter Bauwerke ist bis auf die Marmorplatten des Fußbodens und wieder bis in die entlegensten Ecken und Winkel auf's Gründlichste gereinigt und ausgekehrt. Dort ist nichts zu finden, aber *hinter* den Mauern muß man suchen, seitabwärts der betretenen Wege gehen, in die stillen Gärten

und Vignen sich stehlen, im gelockerten Boden der Broccoli-, Artischocken- und Finocchifelder umherstöbern; hier ist die rechte classische Trümmerstätte, hier erst der rechte Schuttboden, geschaffen und hoch aufgehäuft durch Brand und Raub, Zerstörung und Verwitterung vieler Jahrhunderte,*) hier sind die geheimnißvollen Grabhügel, unter denen sicherlich noch eine ganze Welt von Kunst und tausendjähriger Schönheit schläft, jener Stunde harrend, da endlich der Spaten an sie herandringt und sie wieder zur Freude und Erhebung der Menschen aus der langen Nacht an den sonnigen Tag bringt. Hier aber belohnt auch selbst auf der Oberfläche schon manch' interessanter kleiner Fund die geringe Mühe des Suchens.

Die günstigste Zeit dafür ist im Herbst oder im Frühling, wenn eben die Beete wieder umgegraben sind, und vor allem, wenn kurz vorher ein Regen alle Scherben und Trümmerstücke des Bodens von Staub und Erde gereinigt und ihre Farben zu neuer Frische und Sättigung belebt hat. Wie dicht besäet erscheint dann oft rings das dunkelbraune Erdreich mit den mannigfachsten Fragmenten, daß häufig kaum ein handbreites Fleckchen zu schauen ist, wo nicht irgend ein Stückchen oder Splitterchen wahrzunehmen wäre.

---

*) Räthselhaft und oft zum Erstaunen ist an einigen Orten die Höhe der aufgehäuften Schuttmassen. Eine Mächtigkeit derselben von zwanzig bis dreißig Fuß ist gar nicht selten, ja, an einigen Hügelabhängen, z. B. am Palatin und Capitol, lag der Schutt einst über vierzig Fuß, so daß einige der hohen Säulen nur um ein Weniges mit ihren Capitellen daraus hervorragten. Am Fortschaffen desselben haben beide Napoleons die größten Verdienste.

Vor allem Uebrigen und in größter Menge leuchten die Bruchstücke antiken Marmors darunter hervor.

Die Prunksucht und Verschwendung der Römer mit edlem Steinwerk hatte in der Kaiserzeit, wie wir wissen, keine Grenzen. Kannte man doch allein über achtzig edle Marmorarten, mit denen man die Wände der Tempel, Paläste, Villen und Thermen bekleidete. Ihre Ueberbleibsel schmücken zum Theil jetzt wiederum Paläste und Gotteshäuser, ihre Splitter und Brocken sucht sorgfältig jeder fremde Reisende oder der Schleifer, um für die Fremden Briefbeschwerer und allerlei antikisirende Nippsachen und andere hübsche Dinge daraus zu fertigen, doch von den meisten ist der Ort oder das Gebirge, wo sie einst gebrochen wurden, längst verloren und vergessen, bis erst in neuester Zeit durch Zufall einige antike Steinbrüche in Griechenland wieder entdeckt wurden.

Und so geht es uns auch mit ihren antiken Namen. Nur von den allerwenigsten kennen wir sie, obwohl die Schriftsteller der Alten, und namentlich Plinius, sich weitläufig darüber ergehen. Sie haben heutzutage alle italienische Benennungen und sind nur unter diesen weit und breit umher bekannt geworden.

Wer hätte nicht schon von Giallo-, Nero-, Verde- oder Rosso-antico gehört. Die alte Fundstätte des letzteren ist auch erst vor einem Jahrzehend im Taygetosgebirge von dem in Athen lebenden Bildhauer Siegel entdeckt und angekauft worden.

Bald aber lernt man in Rom noch manche andere

interessante Art kennen. Da ist der geschichtete Cipollino, der prächtige schwarz-purpurne Marmo etiopico, der violette Pavonazetto, der röthliche Fiore di Persico, der roth- und gelb-gewölkte und gekräuselte Brocatello und andere mehr, oft mit reizendem Farbenspiele. Mitunter wahrhaft lächerlich bunt sind einige Arten des Breccienmarmors, die wie ein Harlequin ein Kleid aus allen möglichen andern zusammengesetzt tragen; wieder andere ahmen auf's allertäuschendste Stücke von abgeschnittenem Schinken oder von einer Roth- oder Leberwurst nach; seltener wieder sind die, welche schöne Conchylien- und Corallenversteinerungen enthalten, und noch geschätzter jene mit feinem und reichem Dendritenschmuck. —

Von anderen Steinarten findet man am häufigsten Ueberbleibsel von polirten Platten rothen Porphyrs und grünen sogenannten Serpentins. Letzterer ist indeß nicht unser bekannter talkartiger Stein, welchen wir mit gleichem Namen bezeichnen, sondern vielmehr ein schönes, äußerst hartes porphyrartiges Gefüge, dunkelgrün mit hellgrünen eingesprengten Krystallen, und bildet in Rom mit dem rothen Porphyr, dem Syenit und einigen Marmorarten, namentlich Giallo antico, die Hauptbestandtheile des sogenannten Opus Alexandrinum der Fußböden in den alten Basiliken.

Wohl selten verläßt Rom ein Fremder, der wenigstens nicht einige dieser schön gefärbten Proben alter Pracht mit in seine ferne Heimath nähme. Wer länger in der ewigen Stadt weilt, legt sich wohl eine größere Sammlung davon an. Die Mühe ist so gering und die Unterhaltung voll

Reiz dabei. Noch heute gedenke ich mit echter Herzensfreude der Stunden, da ich, war's nun allein oder in Gesellschaft meines lieben Reisefreundes und Hausgenossen Detlefsen, zwischen Kraut und Gestrüpp die reichen Schutt- und Scherbenhaufen, die Gräber alter Herrlichkeit durchwühlte und durchsuchte. Zur höchsten Lust, ja zur Leidenschaft kann solch' Suchen und Sammeln werden, zumal, wenn dann und wann ein wirklich interessanter und schöner Fund die Mühe lohnt. Man wird schier zum Kinde, steckt alle Taschen voll, daß sie reißen wollen, wirft wieder fort, wenn man glaubt, Schöneres gefunden zu haben, um auch dieses wieder fortzuwerfen, wenn abermals anderes von noch größerem Reize sich zeigt.

So haben Hunderte es gethan von Winckelmann und Goethe an bis auf die heutigen Tage und werden es fortan Hunderte noch ferner so treiben können, viele Jahre lang, denn schier unerschöpflich sind diese Schutthaufen.

Wo nicht edler Marmor an den Wänden der Alten glänzen sollte, überzog man die Fläche mit jenem feingeschliffenen, spiegelglatten Stuck, der heute in solcher Vollendung wohl kaum mehr herzustellen ist, trotz all' unserer hochgepriesenen vervollkommneten Technik. Auch von solchem findet sich mancher Rest an diesen Orten und leuchtet meistens mit seinem bekannten, feinen, gesättigten Roth schon von Ferne aus den grünen Krautbüschen hervor, und wem das Glück hold ist, der mag wohl gar ein solches mit einem Rest alter, schöner Malerei bedecktes Stück finden, wie ich es einigemale that. —

Sodann sind es zunächst die Scherben der gebrannten Thongefäße, welche am häufigsten unsere Aufmerksamkeit fesseln. Wenig Uebung gehört dazu, um sie auf den ersten Blick von denen modernen Geschirrs zu unterscheiden. Das feine Korn des Materials, der warme gleichmäßige Farbenton, die milde Glätte, die Sauberkeit der ganzen Behandlung und endlich die, zwar nur bei größeren Bruchstücken sichtbar werdenden edlen Formen, lassen sie sofort als der Antike angehörend erkennen.

Die größte Anhäufung von Thonscherben in Rom und sicherlich in der ganzen Welt ist natürlich der hundertfünfzig Fuß hohe und einige Morgen Landes im Umfange haltende Monte Testaccio (Scherbenberg) zwischen dem Tiber und der Cestiuspyramide bei der Porta die San Paolo. Er besteht in der That aus nichts anderem, als nur aus Scherben gebrannten Thons, vielleicht die Abfälle in der Nähe liegender großer Töpfereien, vielleicht auch durch irgend eine Stadtverordnung, in Gott weiß wie vielen Jahrhunderten nach und nach aus ganz Rom hierher gebracht und zu so staunenerregender Masse angehäuft. Diese Scherben aber sind fast alle nur von der gröbsten und gemeinsten Art, meistens von zerbrochenen, antiken Oel- und Weinkrügen (Amphoren und Ollen) stammend. Bruchstücke jener edlen, bemalten Thonvasen griechischer Kunstweise, welche die Grabstätten Etruriens und Großgriechenlands in so reicher Fülle enthalten, birgt dagegen der römische Schutt niemals. Im ganzen alten Rom hat man, so viel ich weiß, auch nicht eine einzige bemalte griechische Vase oder auch nur Vasen-

ſcherben gefunden und eben ſo wenig in Pompeji, das doch ſonſt ſo viele griechiſche Einflüſſe erkennen läßt.

Faſt möchte man annehmen, daß dieſe ſinnvoll edlen Werke von den, gegen die Griechen ungleich roher organiſirten Römern weder geachtet noch verſtanden wurden. In ihrer ſtilleren Schönheit mochten ſie ihnen nicht koſtbar und prunkvoll genug ſein.

Oft aber entdeckt das Auge Fragmente kleiner, ſchön geformter Handlämpchen mit manchem Reſt intereſſanten Bildwerks, das einſt ſie ſchmückte. Was indeß an dieſen und an allen Thongefäßen, welche nicht auf der Scheibe gedreht, ſondern mit der Hand in Hohlformen gedreht wurden, mich am eigenthümlichſten berührt, iſt der Umſtand, daß man nicht ſelten klar und deutlich noch den Abdruck der Hand des Formers, ſeiner Finger und Nägel, wie der feinſten Hautlinien, Runzeln oder Warzen darin ausgeprägt ſieht, — ein faſt zweitauſendjähriges Menſchenpetrefact. Ich fand ſelber ein ſolch' intereſſantes Stückchen. —

Rothe mit Reliefs gezierte Thongefäße ſind überhaupt in und um Rom herum nicht ſo ſelten, z. B. von jener Art, die man *aretiniſche* Vaſen nennt, von Aretium (dem heutigen Arezzo), ihrem alten Hauptfabrikorte.

Von antiker Gefäßbildnerei kommen ferner, wenn auch ſeltener und faſt immer nur in kleinen Bruchſtücken, die intereſſanteſten Glasarten im römiſchen Schutte vor und lehren uns, wie weit man es ſchon im Alterthum in dieſer Technik gebracht hat. Daß die Alten bereits hier und dort die Lichtöffnungen ihrer Wohnungen mit Glas verſchloſſen haben,

ist außer allem Zweifel, mag es gleich auch nur bei Reichen geschehen sein. Namentlich findet man in zwei verschütteten antiken Städten, in Pompeji und in dem von einem Bergsturz im vierten Jahrhundert begrabenen Veleja (bei Piacenza) Proben von schönem hellen Fensterglas. Auch mir glückte es, bei der Aufgrabung einer antiken Villa in Tuskulum ein Stück zu finden, welches so dick und dabei so rein war, daß noch jetzt keine Fabrik sich dessen zu schämen brauchte. Die Scherben weißen Glases sind freilich längst nicht mehr von ursprünglicher Durchsichtigkeit, sondern durch die tausendjährige oxydirende Einwirkung der Luft meistens mit einer Haut überzogen, die in den allerköstlichsten Regenbogenfarben schillert. Häufiger dagegen aber sind die Scherben aus wirklich vielfarbigem Glase, meistens von kleinen Schalen und Bechern herrührend. Ein schönes, tiefes Purpurroth, ein dunkles Blau, ein goldiges Braungelb und ein warmes Grün waren die beliebtesten Farben und namentlich verstand man es, mehrere Farben derart zusammen zu schmelzen, daß ein solches Glas ein buntes, vielfach durchsprengtes Ansehen hatte. So fand ich ein Stück goldbraunen Glases, durchsetzt mit vielen kleinen unregelmäßigen Stückchen von prächtiger Ultramarinfarbe; ein anderes grünes mit kleinen gelben Ringen geziert — das heißt, es waren diese nicht darauf gemalt, sondern die ganze Masse durchsetzend. Oft auch ganz mit verschiedenfarbiger Masse durchschlängelte Glasstücke kommen vor und solche, deren Grund eine Farbe, z. B. ein dunkles, durchsichtiges Blau zeigt, während aus einer undurchsichtigen weißen Glasmasse auf seiner Oberfläche

sich allerlei Ranken und Arabesken durcheinander winden, nach Art der berühmten Portlandvase des britischen Museums. — Kurz, alles läßt genugsam erkennen, wie hoch auch in diesem Zweige die Technik der Alten stand und daß in späterer Zeit eigentlich nur Venedigs berühmte Glasfabrikation etwas ähnliches, aber nichts gleiches aufzuweisen hatte.

Zu den interessantesten Dingen in den Schutthügeln endlich gehören die zahlreichen Reste alter Bildnerei von gebranntem Thon, die Terracotten. Sie finden sich so häufig, daß man ohne große Kosten und Mühe in einem einzigen Winteraufenthalte zu Rom sich durch Kauf von Campagnabewohnern, Hirten und Knaben, sowie durch eigenes Aufwühlen leicht eine kleine, anziehende Sammlung davon verschaffen kann. Die Vorliebe für plastischen Schmuck war durch's ganze Alterthum so groß und bedeutsam, daß wir uns heute kaum eine Vorstellung davon machen können. Der Reiche wie der Arme, der Hohe wie der Niedere, keiner konnte für seine Wohnung des bildnerischen Schmuckes entbehren, der Tempelzierden und Weihgaben nicht einmal zu gedenken. Und da doch nur die Vermögenden im Stande waren, Bildwerk von Erz und Marmor zu haben, so war das wohlfeile und herrlich sich eignende Material des Thons für die große Menge da. Seine Reste birgt dann auch der antike Schutt in unglaublicher Menge. In ganz Etrurien, in Rom und seiner Campagna, in Großgriechenland, in den Ruininstätten von Bajae, Herkulanum und Pompeji, wie in ganz Sicilien, geschweige denn in Griechenland selber,

wo irgend Spuren alter Wohnungen und Tempel sind, finden sich auch Terracotten. Da nun zu allen Zeiten des Alterthums in Thon geformt ward, so können wir auch die ganze Entwickelung der Kunst und jedweden Styl, von der kindisch rohen, primitiven Fratzengestalt an, bis zur hochedelsten Auffassung und weiter hinab von der raffinirtesten Ausbildung, bis zur schwächlichsten und mattesten Nachahmung früherer Formen in diesem Kunstzweige verfolgen. Das kleine Götterbild des Penatenaltars, das Portrait geliebter Freunde, Verwandter und Verstorbener, die genrehafte Nippfigur für Tisch und Wandborte, Spielzeug für die Kinderwelt, Ornamentbildwerk für Architekturglieder, für Consolen, Friese, Gesimse und Rinnleisten; ferner einzelne Gliedmaßen, namentlich Augen, Ohren, Hände und Füße als Votivgaben in den Tempeln, Amulete für Gläubige — alles das finden wir ganz oder in Stücken, bemalt oder unbemalt, roher oder vollendeter aus Thon gebildet und wirklich oft von einer so reinen Formenschönheit, von solcher Frische des Ausdruckes und solchem inneren Leben, daß es im Stande ist, uns die reinste Freude zu bereiten.

Seltener als Terracottenreste, jedoch immer noch häufig genug, finden sich antike Münzen und Gemmen in den Schutthaufen, letztere indeß merkwürdiger Weise fast nie in irgend einer Fassung. Fast möchte anzunehmen sein, daß in den Zeiten der Barbarei der Völkerwanderung nur das Gold der Ringe, Becher und Schüsseln, die mit ihm besetzt waren, die verwüstenden Raubhorden gereizt hat. Das Metall zog man vor zu zerschlagen und einzuschmelzen, die

edel geschnittenen Steine aber als werthlos auszubrechen und fortzuwerfen. Denn erst viel später wieder wurden sie zum geschätzten Schmuck der Kelche, Kreuze und Reliquienbehälter von der Kirche verwandt.

Antike Münzen und Gemmen bilden jetzt einen Hauptartikel der römischen Antiquitätenhändler, doch ist kein Laie sicher, durch nachgemachte Waare betrogen zu werden. Selbst bei Knaben und Hirten, die noch so fest versichern, die Dinge im Schutte gefunden zu haben, ist man dessen nicht gewiß. Nur wenn sie dieselben so wohlfeil bieten, daß sie nimmer dafür herzustellen wären, kann man die Echtheit annehmen. Und für wenige Paoli habe ich schon reizend geschnittene Steine erhalten. Das Beste und bei weitem Erfreulichste ist und bleibt freilich, solche Dinge selber zu finden. —

Es ist garnicht mit Worten zu beschreiben, wie schön diese einsamen Morgengänge sind durch die Trümmerwelt Roms, über diese Hügel von Schutt und Scherben. Dichtung, Bilder und Töne müßten sich vereinen, um solches andere nachfühlen zu lassen.

Ringsum weit und breit alles so still und friedevoll, nur nahes Bienensummen und ferner Kirchenglockenklang erfüllt die linde blaue Luft. — Die rothen Trümmer stehen mit ihrem Epheu- und Blüthenschmuck so bedeutsam, so verklärt leuchtend im Frühlingssonnenschein da — und fernher durch ihre Lücken und Bogenweiten dämmert traumhaft das schöne, purpurduftige Gebirg. —

Die große Vergangenheit aber webt ihren Zauber fort

und fort um die Seele, daß uns fromm und feierlich zu Muthe wird und kein unedler, niedriger Gedanke Raum im Herzen hat; — fort und fort erfüllt uns das Bewußtsein auf geheiligter, geweihter Erde zu wandeln, mit freudiger Rührung heben wir jedes kleine Stückchen alter Kultur vom Boden, während unser geistiges Auge tief hineinschaut in den geheimnißvollen Grund und sieht unter tausendjährigem Schutt und Moder eine Welt von Schönheit schlafen, harrend der künftigen Stunde ihrer Auferstehung. —

Aus der Pflanzenwelt.

Fast jeden Wanderer aus dem Norden, der die Alpen hinter sich hat und zum ersten Male so viele Gewächse, die er bisher nur als verkommene und verkrüppelte Exemplare mühsam in Treibhäusern und hinter Glasfenstern mit künstlich geleiteter Ofenwärme am Leben erhalten sah, plötzlich rings um sich her im freien Lande wild, üppig und kräftig zum blauen Himmel aufstreben sieht, wohl jeden nordischen Wanderer überkommt dabei eine nie gekannte Freude. Er selber fühlt sich wie befreit, wie von irgend einem Banne erlöst, er athmet auf, er bricht in Jubel aus, sein Herz pocht in ahnungsvoller Wonne. Wie lebendig und wahr hat Leopold Schefer das in seinem Liede ausgesprochen:

„Italia, Italia!
Ich bin am Ziel, nun bin ich da!
Ich bin ja wach, es ist kein Traum,
Da steht ja im Frei'n der Orangenbaum!"

Und wie habe auch ich das Lied nachgefühlt, jedesmal wenn ich glückselig hinabstieg von den steilabwärts sich senkenden Alpenhöhen und die sonnenfreudige Pflanzenwelt des Südens mich umgab.

Aber auch wieder in Rom hat mich trotz seiner ganzen überwältigenden Kunstherrlichkeit kaum irgend etwas mehr überrascht, als die unerwarteten südlichen Erscheinungen im Reiche der Pflanzen. Hier erst sehen und fühlen wir nordischen Fremdlinge, was die Sonne des Südens vermag, vereint mit fruchtbarer Erde; hier erst treten uns Baumformen in einer Schönheit und Ausbildung entgegen, von der wir vorher fast immer nur einen unvollkommenen und schwachen Eindruck bekommen konnten.

Wie oben angedeutet, begrüßt uns zwar schon unmittelbar am südlichen Abhange der Alpenwände in strahlenfangender und windgeschützter Lage eine echt südeuropäische Pflanzenregion. Aber nur sehr schmal ist dieser Saum von Cypressen und Oliven, Feigen und immergrünen Eichen. Es ist, als ob die schöne verlockende Zauberin Italia dem Wanderer beim Eintritt in ihr Reich zuvor nur eine Probe ihrer Herrlichkeiten entgegenbrächte und ihm zurief: „Schaue her, das kann ich dir bieten, dringe nur tiefer ein in mein Reich, dort sollst du des Köstlichen haben in reicher Fülle.“ —

Und rasch, wie sie auftrat, verschwindet dann die vielversprechende Erscheinung des Südens wieder, wenn man weiter dringt. Nur wenige Meilen weit reicht der schöne Gürtel. In der Lombardeiebene schon ist's kaum viel anders, als in den wärmsten Strichen Süddeutschlands.

Die ewigen Maulbeerpflanzungen derselben mit ihren häßlich verschnittenen und verstümmelten Bäumen, die endlosen Mais- und Weizenfelder, welche die vollkommen wagerechte Fläche bedecken, ermüden den Blick hinfort auf's Entsetzlichste, und vollends an den schlammigen und öden Ufern des Po sind oft genug ein paar traurig bestäubte und gestutzte Weidenbäume das einzige Gebüsch auf weite Strecken und man vergißt in dieser langweiligen Einförmigkeit, daß man sich wirklich unter Hesperiens gepriesenem Himmel befindet. —

Aber so wie man nun auch den Apennin überstiegen, seine kahlen und langgestreckten Höhenrücken hinter sich hat und hinabsteigt in's blühende Arnothal, dann wird man wieder um so beglückender und herrlicher davon überzeugt, denn nun ist mit einem Male alles wieder da, was wir am Fuße der Alpen verließen, aber diesmal in doppelter Fülle von Schönheit und Mannigfaltigkeit.

Graue, malerisch gewundene und verknorrte Oliven bedecken wieder alle Bergabhänge und ihr sanfter Silberton bildet zu dem nackten, warm-gelblichen Felsgestein den köstlichsten und wohlthuendsten Gegensatz, während das eigenthümliche und tiefe Grün der italienischen Eiche prachtvoll dunkel dazu steht. In jeder Vigne dann entfaltet die Feige ihr saftreiches Blatt in größter Ueppigkeit, dichter Lorbeer schaut über jede Gartenmauer und vor allem ist es die Cypresse, die in mächtigen schwarzgrünen Massen in der Umgebung von Florenz alle Villen und Klöster umschattet. —

Und dennoch, erst in Roms Gärten empfängt uns der

ganze volle Süden Europas mit seinen Farben und Formen, seinem Duften und Prangen, herrlich und wonnevoll, wie wir ihn nur je geträumt haben, und bereitet uns auf Schritt und Tritt die freudigsten Ueberraschungen.

In Rom sah ich die ersten wahrhaft ausgebildeten Pinien, deren malerische Schirmkronen mir auf italienischen Landschaften schon so oft Freude gemacht hatten. Ja, die Pinie ist, so zu sagen, der echte Characterbaum der ewigen Stadt, gleichwie ich Florenz nicht ohne seine dunklen Cypressengruppen zu denken vermag. Einige römische Villen, z. B. Villa Pamfili und Villa Borghese, haben wahre Wäldchen von hohen breitkronigen Pinien und ich konnte mich nicht satt sehen an der unendlichen Mannigfaltigkeit ihrer malerischen Astung. Doch erst recht wirkungsvoll ist die Pinie, wenn sie in kleinen Gruppen oder in völliger Einsamkeit ihren Schirm über einer Gartenmauer oder über dem Gemäuer einer halbzerfallenen Tenute in öder, menschenarmer Campagnagegend breitet. —

Sodann sind wohl in ganz Italien kaum gewaltigere und schönere immergrüne Eichen als in Frascata, Ariccia und vor allem am Albanersee, nirgends so uralte, seltsam knorrige Oliven und so ungeheure Cypressen als Tivoli in seiner unvergleichlichen Villa d'Este aufzuweisen hat oder der Klosterhof degli angeli zu Rom, während baumartiger Bux und edler Lorbeer überall die hohen Heckenwände und Laubengänge der alten italienischen Gärten bilden, des noch häufigeren glanzlaubigen Kirschlorbeers auch nicht zu vergessen.

Andererseits ist es aber auch wieder rathsam, bei manchem seine Erwartungen etwas herabzustimmen. Orangenwälder und Myrthenhaine giebt es weder in Rom noch überhaupt in Italien. Die süße und bittere Orange erblickt man zwar in allen Gärten und Villen, ebenso die Citrone*) (Limone); massenhaft angepflanzt und für den Handel bestimmt erscheinen sie aber erst im Neapolitanischen, wo sie zuerst bei Molo di Gaeta, dann in noch größerer Herrlichkeit im schönen Sorrent in dichtgedrängten Massen den entzückten nordischen Wanderer mit ihrem Schatten umfangen. Die Myrthe kommt fast nur als niederes Gebüsch vor, wild wächst sie am liebsten an den steinigen Abhängen der Gebirge und zwar nur die breitblättrige. Jene Spielart, die sogenannte Brautmyrthe, wird nur in Gärten gezogen, wild habe ich sie nirgends gefunden. Myrthenhaine aber duften und blühen nur in Gedichten, deren Verfasser sicher nie Italien mit eigenen Augen gesehen haben.

Auf sonnigen Felsen und felsenhaften römischen Ruinen lernte ich eine andere Characterpflanze der Mittelmeerflora kennen, den starkriechenden Mastix (Pistacia Lentiscus), welcher durch seine fast schwarzgrünen und schmalen Fiederblätter mit der helleren Myrthe und dem schönen Erdbeerbaum (Arbutus Unedo), in deren Gesellschaft er oft erscheint, eine reizvolle Wirkung macht. Zwei andere echte

*) Der nördlichste Citronenbau für den Handel ist jedenfalls an den Ufern des Gardasees, doch bedürfen hier die Bäumchen noch einer Winterbedeckung.

Repräsentanten des europäischen Südens, der Granatbaum mit seiner wundervollen Blumengluth und der Johannisbrotbaum (Ceratonia Siliqua), der schon mit seinen schlangenartig gewundenen Aesten und lederdicken tiefdunklen Blättern ein ganz tropisches Ansehen hat, treten hier in Rom nur in Gärten auf; bei Terracina beginnt erst ihr eigentliches Reich.

Was mich indeß hier vor allem anderen in's freudigste Staunen setzte, war nicht die südeuropäische Pflanzenwelt, sondern es waren die Erscheinungen der tropischen und subtropischen Vegetation, welche frei und pflegelos in so köstlicher Fülle und Ausbildung schon überall uns entgegentreten.

Eine herrliche, mit Früchten beladene und reichverzweigte Yucca (Yucca gloriosa), die gleich unter meinem Fenster der Casa Tapea sich erhob, war die erste Ueberraschung dieser Art. Ihre braunen Fruchtkapseln gaben ihr ganz das Ansehen, als ob sie mit kleinen Würstchen behängt sei, den Bäumen in Hans Sachsens Schlaraffenlande gleich. Und dicht daneben breitet eine mächtige Agave ihre schenkeldicken, graugrünen und dornenreichen Saftblätter aus in engster Nachbarschaft eines zehn Fuß hohen Opuntiencactus, dessen Glieder ebenfalls voll stachlichter Früchte hingen. Auch den peruvianischen Säulencactus (C. peruvianus) sah ich bald darauf in Exemplaren von fünfzehn Fuß Höhe im freien Lande eines gewöhnlichen Weinberges wuchern, und in den modernen Anlagen

der öffentlichen Promenaden auf dem Monte Pincio war nun gar ein wahres Stück Tropenwildniß zu schauen.

Das Herrlichste aber sind und bleiben Roms Palmen (Phoenix dactilifera). Es waren die ersten, die ich so völlig im Freien wachsend erblickte. Bald kurzen gedrungenen Stammes, bald wieder in der schlankesten und edelsten Linie aufsteigend, ragen sie mit ihren wundervollen Wedelkronen über mancher Gartenmauer und über manchem Gebüsch empor.

Drei indeß sind unter allen die schönsten und höchsten und fallen so sehr in die Augen, daß man sie zu den Wahrzeichen der ewigen Stadt zählen möchte. Ich meine jene einsame vor der Kirche von San Pietro in vincoli und die beiden edlen Schwesterpalmen, die hoch von den Trümmern der Kaiserpaläste nicken, im stillen Klostergarten von San Bonaventura. Ich konnte sie nimmer genug anschauen, die königlichen Gestalten, und habe manche Stunde in ihrem Schatten an jenem entzückenden Orte geweilt, der so ganz dazu geschaffen ist, ein armes Menschenherz mit still seliger Wonne zu füllen und es empor zu heben aus Erdenleid und Erdenjammer.

Mochten sie nun über mir still und regungslos ihre Kronen in das tiefe Blau des Himmels tauchen oder leise säuselnd mit sanftem Neigen und Beugen ihr ganzes Lichter- und Linienspiel entfalten; mochten sie angeglüht sein von den Purpurtinten des Sonnenuntergangs oder sanft umfluthet vom Silberlichte der südlichen Mondnacht; immer und immer erschienen sie mir schöner, edler und erhabener,

und aus ihren Zweigen wehte mich's ahnungsschauernd an wie ein Hauch aus fernem Morgenlande.

Welche Stätten aber könnten Palmen würdiger beschatten als Roms geheiligten Boden, geweiht seit Jahrhunderten durch das Blut so vieler frommer Märtyrer und Bekenner, deren ganzes Leben und Streben es war, zu erringen des Friedens und des Sieges Palmen.

Festleben in Rom.

Mit dem Beginn des Kirchenjahres war ich mit meinem Freunde Detleffen in Rom angekommen. Die heilige Adventzeit begann. Schon am ersten Sonntage derselben hatte ich Gelegenheit, das ganze mystischfeierliche, weihrauchumzogene und farbenleuchtende Schauspiel der sixtinischen Kapelle zu genießen; ich schaute „verschwenderisch aus Wand und Decke quillend“ Michel Angelo's ewige Schöpfung, sah Pio Nono's hohe Gestalt mit dem milden menschenfreundlichen Antlitz, die violetten Kardinäle, die bunte Landsknechtschaar der Schweizer und hörte von den weltberühmten Sängern eine Motette Palestrina's singen. Um dem Gottesdienste in der sixtinischen Kapelle beiwohnen zu können, ist bekanntlich für Herren, die keine Uniform tragen, schwarze Kleidung und Frack nöthig, während alle Damen ebenfalls in schwarzer Seide und mit einem Schleier über dem Haupte erscheinen müssen. Es gab diese dunkle Masse eine vortreffliche Folie, gegen welche die goldigschimmernde und farbenleuchtende Geistlichkeit und das bunte

Landsknechtkostüm der Schweizer auf's Wirkungsreichste abstach. Es war, als ob man ein großes Historienbild vor sich sähe. Zur Rechten des Altars, unter purpurnem Baldachin war der Thron des Papstes. Ein Bischof las die Messe, ein junger Mönch hielt eine kurze lateinische Predigt, auf die kein Mensch hinzuhören schien. Sonnenstrahlen und still dahinziehende Weihrauchwolken gaben dem Ganzen eine wundersame mystische Stimmung, und plötzlich aus halbverborgener Nische der Seitenwand drangen die vollen, starken Accorde der Sänger. Aber ich muß gestehen, kaum ein einziger Ton drang mir in's Herz und weit entfernt war der Eindruck von dem des Berliner Domchors oder der Münchener Hofkapelle. Mochte nun das völlig Neue, Glanzvolle, Ungewöhnliche der ganzen Umgebung daran Schuld sein, oder die merkwürdig kalte und oft fast harte Stimmenfärbung, die ganz eigenthümlichen Accorde, Uebergänge und Harmonien, oder die seltsame Art des Vortrags mit ihrer aller und jeder eigenen Theilnahme entbehrenden reinen Objectivität — genug, ich blieb von Anfang bis zu Ende völlig kalt dabei, so sehr ich auch die hohe Meisterschaft und Präcision des Gesanges einsah, und wie mir ging es auch meinen Bekannten, die mit mir zum ersten Male die sixtinische Kapelle hörten. Wir alle vermißten den echten innerlichen Seelenausdruck in diesen Tönen, die eher Instrumenten, als einer warmen Menschenbrust zu entströmen schienen. Wohl klangen sie uns stark und rein wie Metall, aber auch herzlos und kalt wie solches.

Erst ganz allmählich und nach langer Zeit ging mir

das Verständniß dafür auf und nun erst sah ich mit wachsendem Staunen, wie großartig und hoch diese wundervolle Kapelle alles andere überragte, was bis dahin mein Ohr vernommen; nun erst erkannte ich auch, daß gerade diese Objectivität das innerste Wesen der alten herrlichen katholischen Kirchenmusik ausmacht. Und das eben drückt dieser einzige Sängerchor, wie kein anderer in der Welt, aus.

Der Berliner Domchor und mit ihm manche andere Chöre verfallen, indem sie streben, in die Herzen der Hörer zu dringen, sie zu rühren oder zu entzücken, nur zu oft geradezu in einen weichen, man möchte sagen affektirten Gefühlsausdruck, dem man die Absicht nur zu sehr anmerkt; dieser großartige Chor aber, gleichsam von Stimmen ohne Herzen, singt nur allein zur Ehre Gottes und zur Verherrlichung seiner Kirche, erhaben über menschliche Regung und Leidenschaft, unbekümmert um die Herzen der Hörer, einer Sphärenmusik vergleichbar, seine uralten und hochherrlichen Weisen in die Welt hinein, und in dieser Auffassung allein müssen wir ihn hören, aufnehmen und unsere Seele willenlos von seinen Strömungen und auf seinen Schwingen himmelan tragen lassen.

Als der Papst die Kapelle verließ, mußte er dicht an mir vorüber, und ich konnte, da er sehr langsam ging, genau sein Antlitz betrachten, ein Antlitz mit feinen Zügen, klar und geistvoll und von einer außerordentlichen Milde, daß es förmlich aus all den stupiden, oder verschmitzten, oder asketischen Gesichtern seiner Umgebung herausleuchtete. Auch seine Bewegungen waren stets einfach, edel und natürlich,

und es war, als ob ich den ganzen innern Menschen auf seinem Angesichte dargelegt sah, eine Natur von allumfassender Liebe und Güte, aber weit entfernt von jener Herkuleskraft und Ausdauer, die der besitzen muß, der es wie er unternehmen wollte, den großen Augiasstall des alten Kirchenstaates auszumisten und dabei allen Stürmen von außen her, allen Einflüsterungen und Intriguen von innen ruhig zu wiederstehen. Sein Haar war längst schneeweiß geworden, obwohl er damals nur ein angehender Sechziger war. Wie viel der Gram des Herzens und die Sorge so vieler Tage und Nächte mit dazu beigetragen, es vor der Zeit zu bleichen — wer kann es wissen! „Gehen die Franzosen heute von Rom fort, so müßte Papa Pio sicherlich morgen hinterdrein", so hörte man überall die Römer ganz offen und unumwunden sich äußern. — Stumm und gleichgültig gaffte ihn oft die Menge an, wenn er, was freilich nur selten geschah, durch die Straßen fuhr, dieselben Straßen, die einst erdröhnten und wiederhallten vom überschwenglichsten Jubel des glückberauschten, in Dankbarkeit und Begeisterung schwelgenden Volks, wenn Pio Nono, „der Gottgesandte, der Befreier, der Erlöser, der neue Heiland" und wie alle die maßlosen Ausdrücke der Freude hießen, sich dem Volke zeigte. Welch' ein Papst hat solche Wandlungen erlebt und erfahren, innere und äußere? Ein herrlicher Stoff für den künftigen Historiker desselben. —

Aber mein Kapitel heißt ja Festleben und soll von anderen Dingen handeln.

So kam denn zuerst das heilige Weihnachtsfest heran

mit seinen Pifferariweisen, seinen Krippenausstellungen, Kinderpredigten und prachtvollem Hochamt in der Peterskirche, wie ich es schon in diesem Buche geschildert habe; darauf am 17. Januar das Fest des heiligen Antonius, vor dessen Kapelle dann mehrere Tage hindurch sämmtliche Esel, Maulthiere und Pferde Roms feierlich eingesegnet und mit Weihwasser besprengt werden, um sie das Jahr vor Unheil zu bewahren. Würden ihnen dafür die Schläge und Schindereien erspart, auf den Segen der Kirche würden die armen mißhandelten Thiere gern verzichten. Und wieder am 21. Januar war abermals eine ähnliche Weihung in der Kirche San Agnese draußen vor der Porta Pia, die Weihung der Lämmer, aus deren Wolle man Pallien für Erzbischöfe webt; dann kam am 2. Februar Lichtmeß, wo bei pomphaftem Hochamte in Sanct Peter der Papst Hunderte von Wachskerzen zu weihen hat, welche hohe Würdenträger der Kirche und katholische Fürsten zum Geschenk erhalten; genug, des Weihens war kein Ende.

Und nun war es nicht fern mehr vom fröhlichen Carneval, dessen lusterfüllte Tage mit dem 26. Februar begannen. Er gestaltete und entfaltete seine heitere Schönheit, wie ich's ahnte. Nicht mehr war's das tolle, fratzenhafte Lärmen und Maskengewühl, wie es Altmeister Goethe einst sah und beschrieb, wohl aber, wie es Adolf Stahr gleich meisterhaft schildert, ein schönheitsvolles Blumen- und Frühlingsfest. — Alles und Jedes, das Ganze wie das Einzelne trat mir lebendig und greifbar entgegen, wie ich's schon voll Sehnsucht und Hochgenuß in seinem Buche „Ein Jahr in Italien" gelesen hatte.

Da waren die roth und weißen Draperien, welche sich auf dem Corso um jeden Balkon schlangen; die bunten Teppiche, die aus jedem offenen Fenster herabhingen; die niedrigen mit Stühlen besetzten Tribünen auf den Trottoiren, dann die geputzte, fröhlich schauende und scherzende Menge, welche all' diese geschmückten Balkone und Fenster und Tribünen füllte und auf das heitere Menschengewühl schaute, das die breite mit Puzzolanerde bestreute Straße selbst durchwogte, auf den Prunkzug des Senators von Rom, der das Fest eröffnete, auf die endlose Reihe der Schritt vor Schritt auf- und abfahrenden Wagen, auf das Confetti- und Blumenwerfen, das in tausend und aber tausend schön geschwungenen Bogenlinien die Luft über den Häuptern der Menge belebte und auf die rennenden Roße, mit welchem die Lust jedes Tages beschlossen wurde. Man konnte sich glücklich preisen, das alles einmal so recht aus voller Seele mit genießen zu dürfen, denn selbst Römer versicherten mir, wohl seit zwanzig Jahren habe die Stadt keinen Carneval gesehen, der von Anfang bis zu Ende so glanzvoll, so ungetrübt heiter und harmonisch gewesen sei wie dieser, denn der politische Himmel, an dem die drohenden Wetterwolken erst später empor stiegen, war für Rom damals noch ziemlich rein, und der wirkliche umstrahlte in seiner sonnigen Frühlingsbläue einen Tag so schön und klar wie den andern die südliche Festlust. Da hätte auch der ärgste Hypochonder, der trübste Kopfhänger seines Daseins froh werden müssen.

Auch ich selber hatte nicht gedacht, daß ich so sehr meinen rein beschaulichen Standpunkt verlassen würde und

ſo ein- und aufgehen könnte in den allgemeinen Strom der Feſtfreude, wie es geſchah. Es gehören natürlich durchaus erſt perſönliche Beziehungen und Verhältniſſe dazu, und dieſe geſtalten ſich dann auch bald genug. Kein Intermezzo aber war ergötzlicher, als die gründliche Beſtrafung der Rüpelhaftigkeit eines jungen Engländers, und ſogar eines aus den allerhöchſten Geſellſchaftskreiſen. Mit zwei Begleitern hatte er auf einem nicht allzuhohen Balkon Poſto gefaßt, hinter ſich ein Geſtell mit den koſtbarſten Blumenbouquets, zur Seite aber ein Paar mächtige bis oben angefüllte Säcke mit Confetti der gröbſten Sorte. Aber der Blumenſträuße hatten ſich nur wenige zu erfreuen. Nur wenn die Wagen einer preußiſchen Prinzeſſin oder einiger Damen der römiſchen Elite vorbeifuhren, flog eins der prächtigen Camellienbouquets hinab. Für alle übrigen hatte er nichts, als ſeine harten Confetti, und nicht, daß er nur neckiſch eine Handvoll warf, nein, vermittelſt einer langſtieligen Blechkelle ſchmetterte er, mit aller Kraft ausholend, in ſeiner lümmelhaften Weiſe ganze Maſſen davon den Damen auf Geſicht und Nacken, daß dieſelben oft genug vor Schmerz aufſchrieen. Ein ſolch' bübiſches Betragen erregte bald allgemeine Entrüſtung, vor allem, als er dasſelbe auch am nächſten Tage zu wiederholen begann. Das durfte nicht länger ungeſtraft bleiben. Schnell waren wir entſchloſſen, das Rächeramt zu übernehmen; einige Freunde von mir, Künſtler, und andere deutſche Landsleute hatten ſich raſch zu einem Chor der Rache vereint und rückten, gleichfalls mit ſolchen Blechkellen und wohlgefüllten Munitionsbeuteln

versehen, im Halbkreis zum Angriff gegen jeden Balkon vor, auf dem noch in ungestörter Ruhe der edle Britte sein schadenfrohes Wesen trieb. Aber im Nu schmetterte und knatterte ein Kreuzfeuer auf ihn, daß er im ersten Augenblick vor lauter Ueberraschung nicht wußte, was er beginnen, wohin er sich wenden sollte. Ein allgemeines Bravo belohnte jetzt von allen Seiten unser Unternehmen. Zwar sah er nun, worauf es gemünzt war und fing an mit seinen Begleitern sich abgewandten Gesichts zu wehren und die Würfe zu erwiedern, so gut er konnte. — Aber bald ward er inne, wie vergebens es war. Der weiße Gypshagel sauste jetzt so dicht, so wüthend und schonungslos — denn auch eine Menge Römer hatten mitkämpfend sich zu uns gesellt —, daß der Sohn Albions es bald für das Gerathenste hielt, sich Hals über Kopf aus dem Staube zu machen, der jetzt wie eine mächtige weiße Rauchmasse die Stätte seiner Niederlage wallend umhüllte. Ein hundertfaches Hohngelächter folgte ihm. Auf dem Balkon, wo nur noch die schönen arg mitgenommenen Camellien- und Rosenbouquets am Gestell steckten, ließ er sich seitdem nicht wieder sehen.

Der Moccoli-Abend mit seinem tausendfach durcheinander wirrenden Lichtgeflimmer beschloß endlich am letzten Dienstag die achttägige Festlust, die an ihm zugleich ihren Höhepunkt erreichte.

Bekanntlich erscheint dann alles mit einem brennenden Wachsstümpfchen in der Hand; jeder ist bestrebt, das seinige sorgsam brennend zu erhalten, aber alle anderen, die ihm nahe kommen, neckisch auszublasen. Abgesehen von dem

großartigen glanzvollen Anblick, den die Tausende von Lichtern boten, deren Schein den ganzen Corso in vollste Tageshelle versetzte, wollte mir's denn doch nicht recht in den Kopf hinein, wie ein erwachsener, vernünftiger Mensch, und noch dazu ein Nordländer, solch' kindisch harmlosem Spiel Geschmack abgewinnen könnte, und noch stand ich ruhig in Betrachtung des Ganzen versunken vor dem Café Colonna, unserm deutschen Sammelpunkte, als eine junge, blühende Albanerin in der reizenden Tracht ihrer Heimath mit freundlich holdem Bitten zu mir heran trat, auf daß sie ihre verlöschte Kerze an der meinen wieder anzünde. Kaum aber glimmte sie wieder, kaum war das freundliche Dankwort ihren rothschwellenden Lippen entflohen, als auch schon sofort ein kräftiges Blasen hinterher folgte. Aus war mein Flämmchen und fort mit dem ihrigen huschte jubelnd und lachend das reizende Mädchen. — Voll heiteren Aergers, so angeführt zu sein, im Nu ich nach in wachsendem Eifer nach Vergeltung und Rache, sie hurtig vor mir her, hierin und dorthin, ich fort und fort hinter ihr, und so schlüpften und wandten wir uns eine ganze Viertelstunde in lustiger Jagd durch die auf- und abwogende Menge, bis es mir richtig gelang, an einer Straßenecke, wo ein anderer Menschenstrom sich uns entgegendrängte, die kleine Eidechse zu erreichen und mit vollen Backen ihr Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Mein ruhig contemplativer Standpunkt aber war längst verlassen und vergessen. Mitten im tollsten, buntesten Gewühl war ich plötzlich, ehe ich's selbst kaum recht merkte, und neckte und verfolgte und blies mit einem Eifer rund

um mich herum, als ob es ein Palladium zu vertheidigen gäbe. So unwiderstehlich, so unentrinnbar und alles mit sich fortreißend in seinen bunten Strudel ist des heiteren Südens schönheitsvolle Festlust. — Als dann spät die letzten Kerzen erloschen, die letzten Nachtschwärmer durch die Polizei vom Corso vertrieben waren, brach der große Bußtag in der katholischen Welt an, der Aschermittwoch, mit ihm die lange stille Fastenzeit, und die ewige Stadt zeigte wieder ihr altes, ernstes Antlitz. —

Morgens war ich in der sixtinischen Kapelle und sah den heiligen Vater die Aschenstreuung vornehmen. Es nahten sich ihm die Cardinäle, Prälaten und andere Würdenträger der Kirche, so wie verschiedene römische Principi, Nobili, Offiziere und vornehme Fremde und empfingen knieend das Symbol irdischer Hinfälligkeit, das Aschenkreuz auf der Stirn, indeß die Sänger alte mächtige Bußgesänge anstimmten. Das Ganze hatte etwas sehr Ernstes und Feierliches. —

Als ich dann später in meine Trattoria eintrat, um das Mittagsmahl einzunehmen, fand ich den Speiseraum durch ein mächtiges Laken, das quer hindurchgeschoren war, in zwei Abtheilungen getheilt. Ich nahm davor meinen Platz ein und hielt es für einen Vorhang, der noch wohl von einer theatralischen Aufführung des letzten Carnevalabends herrühren mochte, bis endlich der gute Vincenzo, unser dienstfertiger Aufwärter, lächelnden Gesichtes die Erklärung gab, daß der Vorhang nichts weniger als ein Stück Carneval, wohl aber ein echtes Zeichen des Tages der Buße und des Fastens sei und zugleich doch auch wieder ein naiver

Beweis römischer Liberalität gegen Fremde und Ketzer. Das große Laken sonderte nämlich die frommen Schafe der katholischen Heerde von den fremden ketzerischen Böcken. Hinten im abgesonderten Raum gab es Fleisch und wohlgeschmälzte Bissen, vorne dagegen wurden nur magere Fastenspeisen verabreicht. So wurden die Frommen vor Aergerniß am entsetzlichen Wesen der Weltkinder bewahrt. — Uebrigens kann ich bezeugen, daß ich hinter dem Laken gerade so viel schwarzhaarige Italiener schmausen sah, als vor demselben.

Eine Menge Wagen voll Touristen sah man heute und in den nächsten Tagen aus der Porta San Giovanni rollen und südwärts eilen, denn ein Theil der Fremden pflegt die Fastenzeit in Neapel zu verbringen und zu den Osterfeierlichkeiten wieder zurückzukehren. Der bei weitem größte Fremdenschub aber verläßt nach diesen erst die ewige Stadt, nach Florenz und dem Norden oder nach Süden sich wendend, wo frische Seeluft des nahenden Sommers Gluth allein erträglich machen kann.

Auch ich genoß die ganze stillwonnige Frühlingszeit der Fasten in Rom und verbrachte schöne herzerquickende Tage in Museen und Kirchen, in der Gartenpracht der Villen oder draußen bei den stillen Trümmern im weiten Blüthenmeere der Campagna; ringsum Frühlingsluft, Glockenklang, Himmelsbläue und Erdenpracht, doch in der Brust die ganze unaussprechliche Seligkeit — in Rom zu sein. Und so ward's Ostern. —

Ostern in Rom, eine Welt voll Schönheit und Poesie liegt in diesen Worten, bei denen wohl manches Herz wonnig aufzittern mag in Sehnsucht der Erinnerung.

Die ganze Frühlingspracht und aller Himmelsglanz des schönen Südens, tausendfacher Glockenklang und ein Meer von Düften die Luft erfüllend nah und fern; Farbengluth und Goldgefunkel, Kerzenschimmer und Weihrauchwolken, Orgeltöne und Hochamtsmusik in allen Kirchen, dazu fröhliche Menschen auf allen Straßen und Plätzen, bunt und festlich, gaffend und schmausend — das ist Ostern in Rom. —

Schon ein ganzes Buch könnte man schreiben über die verschiedenen Eindrücke und Bilder, welche die Charwoche mit sich bringt, und wie oft sind sie bereits geschildert, bald mit Unrecht von weichgeschaffenen, glaubensseligen Seelen, über alles Maß hinaus gepriesen und erhoben als das Tiefste und Größte, was das menschliche Herz aufnehmen kann, und bald wieder mit eben solchem Unrecht von prosaischen Amphibiennaturen und nüchternen Puritanern maßlos gescholten und verdammt als Firlefanz und Götzendienst. —

Mir gings im Allgemeinen wie in den Weihnachtstagen. Von den Erscheinungen der eigentlich glanzvollen Kirchenceremonien bin ich nur selten tiefer berührt und ergriffen worden. Meistens blieb es nur beim leeren Staunen ob der Entfaltung solchen Glanzes und solcher Pracht. Dazu kommt noch in St. Peter und in der Sixtina, daß fast immer die Schaaren bloß neugieriger, schwatzender und gaffender Fremden, von denen man sich überall umgeben sieht, auf's Widerwärtigste vollends jeden tieferen Eindruck verhindern, und wenn man endlich auch noch dabei drei, ja vier volle Stunden im dichten Gedränge wie angenagelt auf den Beinen sein muß, so ist's wohl natürlich, daß aller Glanz und jede

erhabene Feier, und wären es selbst Palestrina's ewige Klänge, nicht im Stande sind, uns vor herzhaftem Gähnen und gründlichster Abgefallenheit zu bewahren. Klagt doch schon Goethe darüber, daß in solchen Stunden alles und jedes, das Schönste und größte an ihm abgeglitten sei wie Wasser an einem Wachstuchmantel. Und dennoch muß ich gestehen, Einzelnes gehört wiederum zu dem Gewaltigsten und Ergreifendsten, was je meine Seele durchzogen, vor Allem die große ernste Feier am Vorabend des Charfreitags in der sixtinischen Kapelle, das weltberühmte Miserere von Allegri.

Hier, wie in allen katholischen Kirchen, sind bekanntlich in der Charwoche alle Bilder dunkelviolett verhangen, alle Altäre ihres Schmuckes beraubt, die Vorhänge der Fenster tief herabgelassen. Es hat alles ein ödes, trauriges, erstorbenes Ansehen und nur wenige Kerzen erhellen das tiefe Dämmern des heiligen Raumes. Auch der Papst und die Cardinäle erscheinen in tiefer Trauerkleidung und nehmen still ihre Sitze ein. — Nun heben die Sänger die Lamentationen, die Klagelieder Jeremiä an, uralte, eintönige und seltsame Melodien. Bei jeder neuen Lamentation erlöschen zwei Kerzen. Nahe an zwei Stunden dauert das, einem wird zu Muthe, wie einem Träumenden. — Jetzt ist die letzte vorüber, die letzte Kerze erloschen. Dunkel ringsum. Der Papst, die Cardinäle und alle andern Geistlichen knieen nun nieder und liegen still, das Haupt tief zur Erde geneigt, da. — Noch eine Weile ist es ganz lautlos — aber nun beginnt plötzlich das Miserere, Klänge, wie sie nie im Leben

mein Ohr vernommen. Bald ein tiefes Aufstöhnen voll namenlosen Jammers, bald ein angstvoll zitternder Aufschrei zum Himmel, bald wieder leis hinsterbendes, sanftes und wehvolles Klagen — ja, als ob durch Erde und Himmel ein tiefes großes Weinen ging ob aller Schmach und Missethat im Geschlechte der Menschen seit Jahrtausenden. —

Aber mit Glockengeläut und Kanonendonner wird den Römern verkündet, daß die stille Fastenzeit vorüber ist und sie ihre Backwerke wieder mit Butter und Schmalz fett machen können, wieder Maccaroni al burro schmausen und sich ohne Gewissensbisse Mittags an einem Stück leckern Schweinsbraten ergötzen dürfen. Darum sind denn auch alle Schmalz-, Schinken- und Fleischläden schon Tags vorher auf's Festlichste geschmückt mit Blumen, Kränzen, Flittergoldschleifen und mit Hunderten von kleinen Wachskerzen illuminirt.

Auch das Straßengetreibe bietet neue Erscheinungen, Gebirgsbewohner aus den Apenninen und Abruzzen, Hirten und Campagnolen, sonnenbraune zerzauste Gesellen in Mantel und Spitzhut haben sich eingefunden, und zahlreiche Schaaren frommer Pilger aus allen katholischen Ländern sind schon während der Charwoche singend und betend eingezogen in die Thore, das Osterfest zu feiern im heilgen Rom, Männer und Greise, Frauen und Kinder. Mit Kreuzstab und muschelgeschmücktem Mantelkragen sah man sie in kleinen Haufen durch die Straßen ziehen. Abends wurden sie dann im großen Pilgerhause an langen Tafeln gespeist, nach alter Sitte von den reichsten und vornehmsten Römern und Römerinnen eigenhändig bedient und man konnte die feinsten

und elegantesten Herren und Damen sehen, wie sie den schmierigsten alten Kerlen die Füße waschen, und daß nicht bloß pro forma, wie es am Gründonnerstage der Papst den zwölf Geistlichen thut.

Vom wunderherrlichsten Wetter begleitet entfaltete die Kirche ihren vollen Glanz am Ostermorgen. — Das Innere des gewaltigen Petersdoms, welcher bekanntlich bequem die ganze Einwohnerschaft der Stadt Bremen zu fassen vermag, prangte und glänzte im überschwenglichsten Festschmuck der prachtvollsten Teppiche, Seidenstoffe, silbernen Kandelaber und goldblitzenden Altarantependien. Tausende und Tausende wogten darin durcheinander; Weihrauch, Kerzenglanz, Gewändepracht und Edelsteingefunkel, wohin man schaute. An so hohem Festtage celebrirt der heilige Vater das Hochamt in eigener Person, geschmückt mit der goldenen dreifachen päpstlichen Tiara, während er sonst nur die silberne Bischofsmitra trägt. Wenn dann der große Augenblick der heiligen Wandlung eintritt und alle die Tausende ringsum in lautlosester Stille am Boden knieen, daß man eine Nadel fallen hören könnte, und nun plötzlich der Papst von den Stufen des Hochaltars nach vollendetem Misterium die strahlende Monstranz in hocherhobnen Händen allem Volke zeigt, senkt sich in sanfter Majestät ein Chor langgezogener Posaunenklänge aus der Höhe der Kuppel auf die knieenden Beter. — Das ist ein Augenblick, der auch das kälteste Protestantenherz erzittern und erheben machen kann.

Der andere große Moment in der katholischen Kirche, wo der Papst draußen von der Loggia herunter mit mächtiger

Stimme den apostolischen Segen über die ungeheuere knieende Menschenmasse in die Welt hinein sendet, war in seiner Erscheinung zwar auch imposant und mächtig genug, aber doch nur für gläubige Katholiken berechnet, denn wie hinter dem Segen aber gleich auch der Fluch und Bannstrahl kam, geschleudert gegen alle Ketzer und Abtrünnigen, woran sich doch bekanntlich seit Jahrhunderten kein Mensch mehr kehrt —, machte das plötzlich in mir erwachende Oppositionsgefühl sofort aller Stimmung und Erhebung ein Ende und verkehrte dieselbe in ein ironisches „tempi passati". So ging denn Fluch und Segen sammt allem begleitenden Kanonendonner und Pulverdampf ruhig über mein Haupt hin, und ich habe weiter keine Folgen davon verspürt, als einen mordmäßigen Appetit, ein Gefühl, das meine sämmtlichen Gefährten mit mir theilten.

Ein glänzendes Nachspiel war endlich noch das Nachhausefahren der Cardinäle, Erzbischöfe und anderer Kirchenfürsten. Man macht sich kaum einen Begriff von der Pracht der Wagen, Pferde und Geschirre, die man sah. Das Vorüberrollen dieser Galakarossen, alle alterthümlich, schwer, mächtig und prächtig, voll allegorischer Malerei und verschwenderisch vergoldet wie reiche Krönungswagen, wollte kein Ende nehmen. Hohe geistliche Würdenträger fahren alle mit gewaltigen schwarzen Hengsten und Wallachen, noch ramsnasig und schwerleibig wie sie im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert Mode waren, aus dem Gestüt des Fürsten Piombini; die Nobili dagegen haben meistens schöne braune Wagenpferde, die lange nicht so groß und schwer sind

und gar oft aus Norddeutschland, Oldenburg und Holstein stammen. Ich mußte oft denken, wenn ich solch' edles Thier vor seiner Karosse halten sah und streichelte: du hast vielleicht schon fettes Gras meiner Heimathsmarschen geschmeckt, bist wohl gar schon von lieber befreundeter Hand geklopft und gepflegt worden, und eins bog den Kopf so weit nach mir her, wie es nur seine Zügel erlaubten, und sah mich an als ob es dachte: wenn ich nur reden könnte, ich möcht' dich fragen, wie es geht am lieben Weserstrande. Ich habe Heimweh — denn was ist Rom und die ganze dürre Campagna gegen unsere Fettweiden in den herrlichen Marschen! — Das arme Rößlein! es hat wohl Recht, sich mächtig heim zu sehnen, denn es mag ahnen, welch' trauriges Schicksal ihm hier beschieden ist, wenn es alt wird. Fast jeder Tag bringt mir Bilder der empörendsten Mißhandlungen der armen stummen Creaturen vor Augen, daß mir das Herz blutet. Die Thierschinderei ist und bleibt der größte Schandfleck **der romanischen Völker.** —

Die zwiefache äußere Beleuchtung der Peterskirche, erst mit Tausenden von Lampen, die jede Umrißlinie des Bauwerks köstlich hervorhebt, und hierauf plötzlich durch flammende Pechfackeln, wodurch das Ganze in strahlender Gluth erscheint, bildet den Schluß des Ostersonntags; das große Feuerwerk mit der weltbekannten Girandola den des Ostermontags. Um zu begreifen, wie bedeutend letzteres ist, genüge es zu wissen, daß allein an den Gerüsten dafür volle vierzehn Tage vorher gezimmert und gerichtet wurde. Es waren denn auch Schauspiele, so glanzvoll großartig

und oft geradezu überwältigend, wie nimmer sie je mein Auge schaute. —

Das waren die Festtage. Prächtig genug mochte ihre Feier sein, aber von jener ahnungsdurchzitterten echten Osterstimmung, wie sie in Goethe's hochherrlicher Faustscene herrscht, und wie sie stets im Vaterlande meine tiefste Seele erfüllte, habe ich hier kaum die leiseste Regung empfunden. Schon daß hier durch die Natur nicht jene wunderbaren Auferstehungshauche eines deutschen Frühlings schauerten und wehten, berührte mich störend, denn in der Pflanzenwelt war es völlig Pfingsten, aber nicht Ostern, und mir ist's wiederum recht klar geworden, wie sehr die Stimmung in der Natur mit der meiner Seele auf's Innigste zusammenhängt. -- In einem Sinne bin ich auch mehr Protestant als ich selber es glaubte. Am Morgen des zweiten Tages ging ich nämlich in unsere kleine Kapelle, die mir zuerst gegen die geschaute katholische Kirchenpracht recht armselig vorkam. Aber wie war hier dafür alles so einfach schön, innerlich und herzerquickend! Nur mit Grün und Blumen war sie geschmückt, und die Sänger, meistens befreundete Künstler, sangen ein schönes vierstimmiges Osterlied, nur von der kleinen Orgel begleitet, und dann sprach der wackere tiefgemüthvolle Prediger Heins so schlicht, so wahr, so zu Herzen gehend, daß es mir in der tiefsten Seele wohlthat. —

Daß man unter Umständen katholisch werden mag, begreife ich sehr wohl, daß man es aber in Rom werden kann — dabei steht mir der Verstand still. —

Zwiſchen den Mauern.

Willst du in's Unendliche schreiten,
Geh' nur im Endlichen nach allen Seiten.
Goethe.

In Norddeutschland umhegen wir unsere Gärten und Gemüsefelder meistens mit Wassergräben, lebendigen Hecken, hölzernen Lattenzäunen oder Eisengittern und mancher Einblick pflegt den draußen Gehenden vergönnt zu sein. —

Die Verhältnisse des steinreichen aber holz- und wasserarmen Italiens indeß bringen es mit sich, daß hier alle Gärten und Vignen fast ohne Ausnahme mit dicken, meistens zehn bis fünfzehn Fuß hohen Mauern eingefaßt sind, bald aus Bruchsteinen, bald aus Ziegeln bestehend.

In den Vorstädten und unmittelbaren Umgebungen der Flecken und Städte, wo alle Wege zu beiden Seiten mit diesen Steinwänden eingefaßt sind, kann man in solchen Mauerlabyrinthen halbe Stunden lang umherirren ohne etwas anderes zu sehen, als oben den schmalen Himmelsstreifen, zu Füßen den staubigen Weg und rechts und links, vor sich

und hinter sich Mauern und wieder Mauern, über welche nur hie und da eine Baumkrone, ein Pinienschirm oder ein paar Cypressenpyramiden emporragen und gerade so weit, um die Tantalusbegierde nach ihrem Schatten und nach den Schönheiten ihrer nächsten Umgebung dem sonnendurchbrannten, nach Kühlung lechzenden Wanderer doppelt peinvoll zu machen. Wie drückend und beklemmend aber namentlich für mich diese Mauerengen sein mußten, kann nur der nachfühlen, der da weiß, an welch' unbegrenzte Rundschau mein Blick in meiner Marschenheimath von Jugend an gewöhnt war.

Darum eilte ich stets, so schnell ich konnte, in's Freie zu kommen.

Was aber thut nicht die Macht der Gewohnheit! Als ich kaum vier Wochen in Rom gewesen war und der erste Eindruck seine Wirkung verloren hatte, fühlte ich nicht nur von jener Beengung und Beklommenheit keine Spur mehr, sondern an deren Stelle trat nun sogar oft genug auf meinen einsamen Gängen das Gefühl echter Behaglichkeit. Durch nichts anderes abgelenkt und zerstreut, begann mein Auge nach und nach eben an diesen, mir anfangs so verhaßten Mauern so viel Reizvolles, Schönes und Interessantes zu entdecken, daß es mich oft Stunden lang beschäftigen konnte, worauf ich sonst wohl nimmermehr geachtet haben würde. —

Hier sah ich denn auch zuerst, wie die Farbenschönheit des Südens nicht blos die Landschaft im Großen und Ganzen, nicht allein Himmel und Meer und Berge mit

ihrem Zauber umfängt, sondern auch noch dem einzelnen Stein den köstlichen Reiz verleiht, wenn wir nur darauf achten wollen.

Die Feinheit der Localtöne, das Leuchten der besonnten Stellen, und die Wärme und Klarheit der Schatten bei aller Kraft und Tiefe gewannen täglich für mich an Reiz. Indeß, das sah ich bald, nicht allein lag die Ursache davon in Luft und Sonne, das Material selbst that auch das Seine dazu in diesem Lande der allwaltenden Schönheit. Unsere frechrothen eintönigen Ziegelmauern mit dem harten, unharmonischen Weiß ihrer Kalkfugen würden sicherlich auch unter italienischem Himmel ein unerfreulicher Anblick sein. Der römische Backstein dagegen, sowohl der antike wie der jetzt gebrannte, hat an und für sich schon einen sanften und warmen gelbröthlichen Ton, der sich aber in rechter Sonnenwirkung bis zur prächtigsten Gluth zu steigern vermag, während der ausgezeichnete Mörtel aus einem Gemenge von Kalk und Puzzolanerde mit seinem röthlich violetten Grau in trefflichster Harmonie dazu steht. Daß mich, den Ziegeleibesitzer, nebenbei auch die ausgezeichnete Güte und die von den unsern sehr abweichenden Dimensionen der dünnen aber breiten und langen antiken römischen Ziegel anzogen und beschäftigen, war ebenfalls natürlich.

Ungleich schöner aber noch sind die Mauern aus Bruchsteinen dort. Der Travertinkalk*), die bei weitem häufigste

*) Der Travertin ist ein sehr junges, ziemlich poröses Kalkgebilde, namentlich südlich von Rom an der Meeresküste und östlich davon vorkommend. Aus ihm bestehen die meisten größeren Bauwerke dort.

Steinart Roms, zeigt neugebrochen das zarteste gelbliche Weiß und geht dann mit Jahrzehnten und Jahrhunderten durch alle verwandten Nüancen, bis endlich ein Jahrtausend ihn mit dem wärmsten, braungoldigen Terrasienatone schmückt. —

Weniger verändert sich dagegen die zweite Steinart der römischen Mauern, der zartgrünliche, vulkanische Peperin, der im Albanergebirge gebrochen wird, welches fast ganz aus ihm besteht. Er hat die größte Aehnlichkeit und nächste Verwandtschaft mit dem Trachyt des rheinischen Siebengebirges und ist oft kaum davon zu unterscheiden.

Von hellster Rostfarbe bis zum tiefsten Kaffeebraun endlich zeigt sich Roms dritte herrschende Steinart, der mürbe vulkanische Tuff der Campagna, welcher dicht am Boden, namentlich wo es feucht ist, ein so kräftiges Dunkel hat, wie kein anderes Material. So sah ich oft genug Tuffmauern, die von ihrem Fuße bis zu dem obersten Rande eine ganze Skala von warmen Tönen durchliefen, vom tiefdunkelsten Umbra bis zur lichtesten Terrasiena.

Selten indeß bestehen diese Garten- und Weinbergsmauern ausschließlich aus einer einzigen Art des Materials. Fast immer finden sich kleinere oder größere Trümmer der verschiedenartigsten Gesteine aus dem reichen Schutte Roms darein gemengt, oft genug in solcher Zahl, daß dieselben davon gefleckt und gesprenkelt erscheinen.

Unter diesen fesselten nun vor allem die zart gelblichen Bruchstücke antiken Marmors, namentlich wenn es Stücke von Inschriften waren oder gar Reste alter Plastik, ob

nun von figürlichen Darstellungen oder schönem Ornament stammend.

Keineswegs sind derartige Stücke so selten darin enthalten, und auch ich hatte dann und wann die Freude, ein solches zu entdecken, aus welchem es mir immer wehmuthsvoll durch die Seele drang wie ein erlöschender Sonnenstrahl hinabgesunkener Herrlichkeit. —

Der römische Boden selbst endlich zeigt da, wo ihn auf den Wegen zwischen diesen Mauern weder Pflaster noch Vegetation bedecken, ein warmes Braun oder ein unsäglich feines Grau. Man muß aber eben ein geübtes Auge und einen geweckten Sinn dafür haben, um solche stilleren Schönheiten wahrzunehmen und zu empfinden. Der große Touristenschwarm schreitet natürlich achtlos daran vorbei und darüber hinweg.

Nach den Farbentönen der Mauern nahmen dann zunächst meine Aufmerksamkeit die Pflanzen in Anspruch, welche an ihrem Fuße wuchsen, an ihren Wänden kletterten, aus ihren Fugen drangen oder hoch von ihrem oberen Rande herabnickten und dadurch erst den Anblick des Gesteins lieb und freundlich machten, der ohne ihr holdes Grün trotz all' seiner Farbenschönheit doch unbefriedigend und öde gewesen wäre. —

Vor allem sind es drei Characterpflanzen Italiens, die hier sofort durch ihre Schönheit in die Augen fallen und fast überall den Fuß dieser Mauern umsäumen, ihre Winkel beschatten, ihre Schutthalden begrünen: das Arum (A. italicum) mit seinen saftigkühlen, breiten, pfeilförmigen Blättern

und gelblichweißen, dütenförmigen Blumenscheiden, dann der classische Akanthus (A. mollis), dessen schöngezacktes Blatt das berühmte Motiv des Capitälschmuckes an der korinthischen und römischen Säulenordnung wurde, und endlich die prächtige Mariendistel (Carduus marianus), deren reichentfaltete Belaubung wie mit einem glänzenden Silbernetz umwoben erscheint. Zugleich ist dieselbe ein echter Repräsentant der Schuttflora, die wohl nirgends reicher und mannigfaltiger erscheinen mag, als auf dem welthistorischen Trümmerhaufen der ewigen Stadt.

Spärlicher dagegen aber tritt die Vegetation an den Mauern selber auf, denn Trockenheit und Sonnengluth wirken hier energisch entgegen. So vermissen wir die köstliche Moospracht, welche bei uns die Werke der Vorzeit so herrlich bekleidet und verschönt. Das kleine Glaskraut (Parietaria diffusa), das unansehnlich mit seinen dünnen Blättern aus den Mauerritzen und Fugen dringt, ist hier fast die einzigste Pflanze. Indeß wo Schatten und reichliche Feuchtigkeit herrschen, entzückt der reizende Venusfarren (Adiantum capillus Veneris), welcher in Brunnennischen, alten Gewölben und kühlen Grotten, z. B. im Heiligthum der Egeria, alle Wände dicht mit seinen zarten und zierlichen Elfenformen bekleidet. —

Der herrlichste Pflanzenschmuck der Ruinenmauern in Italien ist und bleibt aber der prächtige Epheu, der hier in einer Ueppigkeit und Schönheit erscheint, von der wir in Deutschland nur selten einen Begriff bekommen.

Mit seiner tiefgrünen Laubfülle giebt er den köstlichsten Abstich zu all' den warmen rothen und gelben Tönen des Gesteins. Emporstrebend belebt er bald mit plastischer Wirkung die gliederlose Mauerfläche, bald hängt sein reizendes Gelock in malerisch luftigen Gewinden hoch und flatternd von Pfeiler und Bogen herab: bald wieder stürzen seine dichtgedrängten Massen, ein glänzend grüner gewaltiger Laubkatarakt, siegreich und wild über das uralte, unter ihm still hinbröckelnde Gemäuer. Das entzückte Auge vermag sich oft kaum loszureißen von solch einem Anblick und entdeckt Schönheiten auf Schönheiten. —

Hoch vom obersten Rande der Mauern endlich, da wo sich die letzten Steine leuchtend gegen den tiefen Azur des Himmels absetzen, schauen allerlei würzige Lippenblüthler, blutrothe Nelken und vor allem in großer Menge duftender Goldlack, der mit seinen Sträußen die ganze Ruinenwelt Roms schmückt, mit seinem Duft weit und breit die Frühlingsluft erfüllt. —

Zuletzt, nach allem Diesen, war es dann noch jene reizende Thierstaffage, die mich fort und fort beschäftigte. Keiner sonnigen Mauer oder Felswand Italiens mangelt die reizendste aller Amphibien, die Eidechse, von der namentlich zwei Arten vorherrschen, die kleine hurtige Lacerta muralis und die große grüne L. viridis. — Wer nie im Süden die niedlichen Thierchen beobachtete, hat keinen Begriff von der Schönheit ihrer Färbung, ihrer Gewandtheit im Klettern, der Zierlichkeit ihrer Bewegungen und dem, fast möchte ich sagen, seelenvollen Blick ihres schön ge-

schnittenen Auges, mit dem sie unsere nahende Hand lang und still anschauen können, bis sie, so wie man kaum noch wenige Zoll von ihnen fern ist und nun rasch zugreifen will, pfeilschnell fortschießen und in die Mauerritzen schlüpfen. Genug, es ist das Reizendste, was man sehen kann, und obwohl man die schönen Thierchen durch ihre scheinbare Zahmheit, Neugier und Zutraulichkeit von Tag zu Tag lieber gewinnt, necken und reizen sie uns doch wieder so sehr, daß man bald zu ihrem eifrigsten Verfolger wird, freilich in den allerseltensten Fällen eins davon erhascht.

An den Mauerwänden Unteritaliens, namentlich in Sicilien, kommt dann noch der eigenthümliche Gecko (Platydactylus murorum. Cav.) dazu, aber ein wahres Gegenstück von der Zierlichkeit jener, langsamer in seinen Bewegungen und mit seinem unförmlich dicken Kopfe, seinem schmutzigen Graugelb von solcher unheimlich krötenhaften Häßlichkeit, daß ihn das Landvolk gar für giftig hält. —

Auch von den braunen Scorpionen, die träge in den Ritzen der Mauern saßen und leicht zu fangen waren, sowie von mancher seltsamen Arachniden- und Insectenform, die mir fremd gewesen bisher, könnte ich reden, denn es gab noch vieles zu bemerken. —

In solcher Weise suchte ich mich auf meinen einsamen Schlendereien zwischen diesen Mauern zu entschädigen durch das, was sie boten, für das, was sie bargen.

Unter der Erde.

Gewaltig ist das Gebiet geschichtlicher Erinnerung und ernste Schauer durchfluthen unsere Seele, wenn wir einsam in stillen Stunden die großen Trümmerstätten der ewigen Roma durchwandeln. Da ist zuerst jene sagenhafte und nebelumdämmerte Zeit, deren Erinnerungen sich unmittelbar an Trojas Fall knüpfen; es klingen Namen daraus wie Aeneas, Anchises, Askanius, die uns wie mit einem Hauche unserer eigenen märchenvollen Kindheit anwehen. Es treten dann altitalienische Völkernamen auf wie Latiner, Osker und Etrusker, im Norden Ligurer, im Süden Tyrrhener und Sikuler und eine Menge blühender Städte schaut von den Hügeln auf das heerdenbelebte, saatumwogte Land bis zum waldbeschatteten Gebirge. Wir denken an Veji, Gabii, Fidenae, Ardea und andere uralte Culturstätten; aber der Name Rom war noch nicht unter ihnen, und keiner gedachte dessen noch Jahrhunderte hindurch.

Verschwunden sind sie nun von der Erde, und von manchen wissen wir nicht einmal mehr die Stätte, wo sie standen. Der ewige Strom der Geschichte, der darüber hinging, bald friedlicher fluthend, bald wilder brausend, er hat sie allesammt fortgespült, bis auf wenige Reste ihrer Grund- oder Umfangsmauern. Seine Wogen aber haben dann und wann kleine, seltsame Dinge zu uns herangeworfen, deren Stoff dem nagenden Zeitenzahne widerstand, kleine räthselhafte Idole von grün gewordenem Erze, unförmlich, roh, kindisch unbeholfen, verrackt und fratzenhaft, daß man sie eben so gut von irgend einem kindhaften Stamme der Südseeinsulaner oder amerikanischen Rothhäute herrührend halten dürfte. Nur was der dunkle Schooß der Erde verbarg, ward verschont vom zerstörenden Zeitenstrome.

Die Gräber reden hier überall am lautesten, sie enthalten die sichersten Documente, die bedeutendsten Denkmale jener dämmervollen Vorzeit, mögen sie nun als jene rohen Anfangswerke menschlicher Kunstbestrebungen erscheinen, oder wie im Laufe späterer Zeit, als Schätze von trefflichster Broncearbeit, von zierlichem Goldschmucke und edel geformten, herrlich bemalten Thongefäßen echt hellenischer Kunst. Italien ist so recht das Land der Gräber, aus denen uns der verhallende Sang einstiger Herrlichkeit und Größe am ergreifendsten durch die Seele tönt.

Und endlich taucht nun die alte Roma selber empor, die Ansiedlung einer wild zusammengelaufenen, raublustigen Wolfsbrut. Dort ragt noch das Denkmal dieser ersten Zeit, der Mons Palatinus, den einst nach sieben Jahrhunderten,

die goldschimmernden Marmorpaläste der Caesaren bedecken sollten. Voll rother, epheuumrankter Trümmer, voll wirren Gestrüpps, dunkler Cypressen und reichen Gebüsches, daneben Weinpflanzungen, Krautgärten, Winzerhäuschen, Villen, Kapellen, hoch oben ein Kloster mit palmengeschmücktem Garten, — so ragt heute das Viereck jenes weltgeschichtlichen Hügels weithin sichtbar. Aber an einer einzigen steilen, von Gestrüpp umrankten Stelle schaut ein Stück moosigen Quaderwerks hervor, aufgeführt aus mächtigen rohen Peperin blöcken. Dieses ist sicherlich Roms frühestes Denkmal, sicherlich ein Theil der allerersten Stadtanlage, der alten Roma quadrata des Romulus.

Und ferner, aus der sagenhaften Königszeit sind noch zwei unzweifelhafte und hochberühmte Reste erhalten. Es umkreist den Palatin, bald hier, bald dort zu Tage gelegt, in unregelmäßiger Linie und geringer Entfernung ein anderer mächtiger Mauerwall, ebenfalls wie jener aus Peperinquadern bestehend. In ihm sehen wir Roms zweite Befestigung, es ist die Servianermauer. Und endlich in sumpfiger Gegend des alten Velabrums gähnt uns der quaderumfaßte Schlund der berühmten Cloaca maxima entgegen und mit ihm vielleicht der älteste Bogenbau der Erde. Zugleich knüpft sich hieran die Erinnerung an den letzten der römischen Könige, Tarquinius Superbus. — Nun folgen die Denkmale der republikanischen Zeit. Drang uns von den Ueberresten der Königszeit oft noch ein ehrwürdig patriarchalischer Hauch entgegen, der uns fast an alttestamentarische Geschichten erinnert, so weht es von den republikanischen Denkmalen trotz

aller Erinnerungen an Heldengröße, Volkskraft, starre eisenfeste Tugend, doch nur frostig und unerquicklich auf uns ein; wir fühlen es, wie jeden Augenblick in diesem Volke ein echtes Stück der alten beutegierigen Wolfsnatur zum Vorschein kommt, und nur ganz selten vermag an zarteren und innigeren Zügen und Einzelheiten unser Gemüth sich wahrhaft zu erwärmen.

Schlicht, ernst und kraftvoll ist der Charakter aller Werke, die jene Zeiten hervorriefen, aber wenige Denkmale sind davon übrig, und diese noch dazu fast nur den späteren Jahrhunderten der Republik angehörend. Der berühmte Kuppelbau des Pantheons, Agrippa's herrliches Werk, ist das größeste unter ihnen, so wie es das am besten erhaltene aller antiken Bauwerke Roms ist. Dann bezeichnen einige kleinere Gebäude, namentlich Tempelreste, diese Epoche, und endlich wieder Gräber, unter denen zwei von allen übrigen hervorragen; das eine, der mächtige Rundbau des Grabes der Caecilia Metella an der stillen trümmerreichen Via Appia, ist hinsichtlich seines räumlichen Umfangs das größeste von allen, das andere aber verbirgt sich unscheinbar mit seinen Gängen im dunklen Schooß der Erde, doch der Glorienschein ewigen Ruhmes umstrahlt dasselbe: es ist das Heldengrab der Scipionen.

Indeß alles wird weit in den Hintergrund gedrängt von den Denkmalen der Caesarenzeit, deren Erinnerungen uns mit Macht vor die Seele treten, wohin man sich wenden mag. Wo man geht und steht, immer taucht das ungeheure Bild der von den Millionen ihrer Bevölkerung durchtosten

Weltbeherrscherin vor uns auf, uns begleitend weithin über die Campagna bis zu den Bergen. Auf den Bogenlinien von achtzehn meilenlangen Aquäducten rauschte vom Gebirg die klare Quellfluth daher, schäumte und sprühte in den fünftausend kleineren und größeren Brunnen der Stadt und speiste über achthundert Privathäuser, dazu sechszehn große öffentliche Thermen mit ihren Tausenden von Badestellen. In der schweigenden Einsamkeit der Campagna ragen nun ihre hohen, von Gestrüpp umwucherten Bogenreste, und noch innerhalb des alten Mauerringes schauen aus Wein- und Krautgärten die ungeheuren zum Theil formlos gewordenen Trümmermassen der Thermen des Titus, Caracalla und Diocletian und lassen ihre ehemalige Riesenhaftigkeit und Pracht mit Staunen ahnen. —

Dort liegt das Thal des Circus maximus, wo über 400 000 Zuschauer sitzend den Spielen und Wagenrennen beiwohnen konnten, und außer diesem gab es noch acht andere der Art, sowie fünf Naumachien für die Darstellung von Seegefechten. Gleich neben dem ersten Circus stehen mit ihrem reichen Vegetationsschmucke die malerischen Trümmer der gewaltigen Kaiserpaläste und wir wissen, daß es außer ihnen noch achtzehnhundert andere marmorschimmernde Prachtwohnungen gab.

Da steht mit ihrem dreifachen Bogenstockwerk die gewaltige Ruine des weltbekannten Colosseums. Wohl ist's heute still und friedlich darin und ein Grünen, Blühen und Duften der Pflanzenwelt umfängt jetzt mit seinem Zauber rings das zerstörte Gemäuer, aber trotzdem, in unser geistiges

Ohr dringt uns noch heute das Thiergebrüll, Waffengeklirr, Kampfgeschrei, Todesröcheln und der himmelan hallende Beifallsdonner aus den achtzigtausend Kehlen eines entmenschten schaugierigen Volkes. —

Gleich daneben wölbt sich, mit reichem Bildwerk geschmückt und herrlich erhalten, ein edler Triumphbogen über dem Lavapflaster der Via sacra, weiter hin wieder einer, dann in mäßiger Entfernung noch einer, und ein anderes Bild erscheint bei diesem Anblick. Aus lang gewundenen Tuben dringen mächtig hallende Töne zum festen dröhnenden Schritt sieggewohnter Legionen, ein ungeheurer glanzvoller Zug bewegt sich durch den hohen, kunstgeschmückten Marmorbogen und durch die Gasse der dichtgedrängten Volksmassen. Roms glorreicher Caesar kehrt heim von seinen Siegen über die Barbaren. Seht dort die reiche Beute, die er erwarb! Gleich hinter den Lictoren, die das heandrängende Volk zurückhalten, und den Tubenbläsern wird sie dem Triumphator vorangetragen: eroberte Waffen und Heerzeichen, Prachtgeräth und schimmernde Gefäße, gefüllt mit Goldmünzen, fremde Götterbilder, Kunstwerke aller Art, seltene Thiere, Modelle eroberter Festungen und Schiffe. Was irgend sich zur Schau eignet, schmückt den Zug, und gleich hinter dieser Beute, unter Vortritt von Sängern und Musikbanden, der Triumphator selber, lorbeerumkränzt auf goldschimmernder Quadriga, von weißen Rossen gezogen; wohin er kommt, vom tausendfachen Ruf „Jo triumphe!“ empfangen, während der hinter ihm stehende Servus publicus die goldene Corona triumphalis über seinem Haupte hält. — Doch gleich neben

ihm, ein tief in's Herz greifender Anblick, die besiegten Könige, Feldherren und Großen des unterjochten Landes, schmachvoll gebunden, gefesselt an den Wagen des Siegers, stumm, barfuß und gesenkten Blicks einherschreitend durch die jauchzende und sie höhnende Menge. Nun kommen die geschmückten Opferthiere mit vergoldeten Hörnern, geführt von Priestern und Opferschlächtern, und endlich mit seinen hochragenden Feldzeichen, den Adlern und Schilden, auf denen die Namen gewonnener Schlachten glänzen, das sieg-reich jubelnde Heer, hier die Leichtbewaffneten, die Schleu-derer und Bogenschützen, dort die schweren Truppen und Gepanzerten, dort die Reiter.

So geht es mit Pracht und Klang weiter die Via sacra entlang zum tempelreichen Forum, dessen edle Säulenreste noch heute malerisch in die Lüfte ragen, und dann hinauf zum Capitol. Den Clivus herunter schreitet dem Zuge glückwünschend in seinen Purpurtogen der Senat entgegen, Opferduft wallt empor vor den Tempeln, der Triumphator legt seine goldene Ehrenkrone dem capitolinischen Jupiter zu Füßen, Musik und Festhymnen, Jubel und Siegesfreude überall — indeß dicht daneben im dunklen Gewölbe des alten Mamertinischen Kerkers ein schnell endendes Röcheln sich vernehmen läßt. — Es sind die gefangenen Könige, die dort zu gleicher Zeit nach hergebrachter Sitte erdrosselt werden. —

Das sind Bilder des alten Roms, die vor uns auf-steigen, wenn wir in stillen Stunden seine Trümmerwelt durchwandeln. Rom nannte sich einst mit Recht den Mittel-punkt der Welt. Auch von dieser Anschauung ist uns ein

interessantes Denkmal erhalten. Es ist der sogenannte goldene Meilenstein, welcher mitten auf dem Forum stand, von wo aus die Meilenzahl aller ausstrahlenden Straßen gerechnet wurde; darum nannte man ihn in stolzer Römerweise umbilicus terrarum, den Nabel der Erde. Denken wir uns nun einmal das ungeheure Volksgewühl im Großen und Ganzen, das dieses Weltcentrum Tag für Tag umwogte: alle Sprachen und Dialecte, alle Farben- und Racenunterschiede begegneten hier einander, dunkle Lybier oder Numidier und hohe blondhaarige Germanensöhne; wilde Scythen oder Sarmaten aus öden Steppen und edle schönheiterfüllte Griechenjünglinge blicken hier einander in's Auge; alle bekannten Genüsse der Erde boten sich dar, sammt allen erdenklichen Lastern und Ausschweifungen, und endlich alle Religionen und Culte. Der Isisdienst Egyptens, die Mithrasverehrung Persiens und der Astartencult Phöniciens vermischten sich hier mit der Anbetung des griechischen Olymps und der Gottheiten altitalischer Völker, bis endlich in diesem übervölkerten Göttergewimmel Tausende selbst nicht mehr wußten, welchen Gottheiten sie noch Tempel bauen sollten. Genug, wir bedürfen der ganzen Anspannung unserer Phantasie, um uns auch nur annähernd eine Vorstellung von allem Dem zu machen.

So bietet sich, wohin wir uns wenden, aus jener Macht- und Prachtwelt eine Fülle von ästhetischen und dramatischen Stoffen und Gegensätzen dar: höchste eigene Kraftanstrengung und verderbendrohendes Hereinragen wachsender fremder Gewalt, erhabenste Herrschertugend und maßlose

Verworfenheit, stolzeste Todesverachtung und erbärmlichste Feigheit, höchste Geistesentwickelung und viehische Sinnlichkeit, verschwenderische Pracht und innere still gährende Fäulniß, Zerrüttung und Verrottung. Aber mitten in dieser Auflösung alles sittlichen Lebens fesselt uns mehr als alles andere ein ernstes, unscheinbares Element, wie unter überreifer farbenglühender Herbstfülle leise sich regende Keime eines künftigen Frühlings. Es ist die Erinnerung an die frühen Zeiten des Christenthums, an jene kleine, still wachsende Schaar, die mitten in solcher Umgebung voll kindlicher Demuth und Herzensreinheit im Glauben, voll Innigkeit in Liebe, voll fröhlicher Zuversicht in ihrer Hoffnung und darum so groß im Harren, Dulden und Sterben hier ein ahnungsfreudiges Keimleben führte, so recht ein Leben „in silentio et spe“.

Und wiederum sind Gräber die einzigen Denkmale davon. Aber nicht sind es diesmal jene Prachtbauten, vor deren Umfang noch heute staunend der Wanderer steht, wie die hohe marmorbekleidete Cestiuspyramide vor dem Thore, das nach Ostia führt, oder das zerstörte Grab des Kaisers Augustus, in dessen Ringrest nun ein schaulustiges Publikum den Productionen der Kunstreiter oder den Späßen des Tagestheaters Beifall klatscht, oder gar wie der stolze Riesenbau des Hadriangrabes, das heute als Engelsburg vor der Tiberbrücke thront. Nein, die Sonne bestrahlt kaum eine Spur davon, aber wenn wir an rechter Stelle hinabsteigen in den dunklen Schooß der Erde, dann dehnt es sich plötzlich vor uns aus, das ungeheure, schauerliche Labyrinth von

schmalen Gängen und noch schmaleren Nebengängen, tausendfach sich kreuzend, nach allen Richtungen laufend, unterbrochen von Seitenräumen und Kapellen, und wohin wir schauen, an allen Wänden, rechts und links, vor uns und hinter uns, hoch und tief, überall beschein das flackernde Licht unserer Fackeln und Kerzen nichts als Gräber und wieder Gräber, bald gähnend offen und ihre zerfallenden Gebeinreste zeigend, bald noch geheimnißvoll verschlossen mit dünnen Steinplatten, auf den unbeholfene Schriftzüge und roh gezeichnete Embleme zu schauen sind, noch lange nicht alle durchforscht und durchspäht, doch jetzt schon nach Millionen zählend, Jahrhunderte lang unbeachtet, verfallen und vergessen daliegend, nun aber wieder der andächtigen Verehrung und ernsten Wissenschaft geöffnet.

Das sind die ergreifenden Denkmale des frühesten Lebens und Waltens unserer Religion, daß sind die Gräber der ersten Christenschaaren, die Ruhestätten der Bekenner und Märtyrer — die Katakomben.

Während meines Aufenthaltes in Rom war es mir gewährt, zum Oefteren und von verschiedenen Orten auch hinabzusteigen, um die dunklen Gassen dieser ungeheuren Todtenstadt zu durchwandeln, bald in größerer Gesellschaft, bald nur von einem Führer begleitet und jedesmal mit regerer Theilnahme, mit tieferem Ernste und tieferer Rührung, und so will ich es versuchen, meinen Lesern ein so klares Bild davon zu geben, wie es mir selber vor meiner Seele steht, indem ich bald eigner Anschauung folge, bald mich an die besten Schilderungen anderer Schriftsteller, namentlich

an die eines Bunsen, Schnaase, Spencer Northcote und Fournier halte. —

Der Boden Roms und seiner Campagna ist außer den Thonablagerungen des Tiber und dem muschelreichen Kalkmergel des Monte Gianicolo und Monte Mario durchaus vulkanischer Natur und besteht vorzugsweise aus drei verschiedenen Tuffarten, nämlich aus dem festen, dunkelbraunen, eigentlichen Tuffsteine, der überall zum Bau von Häusern und Gartenmauern benutzt wird, sodann aus dem rothen Tuffsande, der unter dem Namen Puzzolanerde mit Kalk vermischt den ausgezeichneten Mörtel liefert, und endlich aus einer hellbraunen bröcklichen Tufferde, die den größten Theil des Bodens ausmacht. Jene Tiberalluvionen nun enthalten gar keine Gräber, die Kalkbildungen ebenfalls nur wenige Spuren von Katakomben, die letztgenannte Tufferde aber, Tufo granolare genannt, ist gerade mürbe genug, um sich ohne große Mühe aushöhlen zu lassen, und zugleich wieder fest genug, um stehende senkrechte Wände und stützenlose, ziemlich geräumige Höhlungen bilden zu können. Darum war sie vor allem geeignet für solche Gruftanlagen, die denn auch in dieser Bodenart ihre größte Ausdehnung und Entfaltung haben.

Lange Zeit war man der Ansicht, die Katakomben seien ursprünglich nichts anderes, als ausgebaute und verlassene Puzzolangruben, welche dann die verfolgten Christengemeinden zu ihrem heimlichen Versammlungsort erwählt hätten, um sie zugleich als gemeinsame Gräberstätte zu benutzen. Neuere Forschungen haben indeß diese Meinung

dahin geändert, daß die Katakomben, so weit wir sie jetzt kennen, durchaus als dazu bestimmte Anlagen sich herausstellen, da sie sich schon auf den ersten Blick von jenen völlig regellosen Puzzolangruben unterscheiden, daß aber diese allerdings hie und da der erste Anlaß zu Katakomben-Anlagen gewesen sein können.

Zu der Zeit, da das Christenthum in Rom so weit um sich gegriffen hatte, daß es Aufmerksamkeit erregte, oder auch zur Zeit der Christenverfolgungen, deren erste bekanntlich schon unter Nero stattfand, boten solche Gruben eine sehr passende Stelle, theils zum Verbergen der Verfolgten, theils zu Versammlungsorten. Wenn etwa der Eingang im Garten eines christlich gesinnten Römers lag, war hier die geheimste und sicherste Stätte der Zuflucht. Mit leichter Mühe wurden dann einzelne schon vorhandene Höhlungen erweitert und regelmäßig bearbeitet, so daß sie als kirchliche Versammlungsorte dienen konnten, denen die mystische Beleuchtung durch Lampen, die tiefe Stille, die Trennung von der Oberwelt und die Sicherheit einen besonderen Reiz verliehen. Vorzugsweise aber eigneten sich die Höhlungen zu Begräbnißstätten der Gläubigen. Da die heidnische Verbrennung dem gottergebenen Geiste und der biblischen Tradition nicht entsprach, da es gefährlich sein mochte, Gräber mit christlichen Emblemen und Inschriften den Augen der profanen Menge auszusetzen, so war es wohl natürlich, daß man diese Weise einschlug. Hierzu kam noch, daß die Liebesgemeinschaft der Gläubigen, die ja auch über das Erdenleben hinausreichen sollte, ihnen nicht gestattete, ihre

Leichen in einzelnen Familiengräbern isolirt, wie es die Römer zu thun pflegten, zu bestatten: die Gemeinde sollte auch im Tode zusammenleben, wie eine einzige Familie. Es war ein schöner Gedanke, da zu ruhen, wo man in der Gefahr des Lebens Schutz gesucht, wo man Worte der Zuversicht und der Hoffnung gehört hatte, und für die Ueberlebenden war es ein milder, freundlicher Gedanke, daß die Vorausgegangenen dennoch in ihrer Mitte ihren heiligen Versammlungen und Liebesmahlen nahe blieben. Besonders wichtig wurde diese Verbindung der Gräber und der Versammlungsorte zu Zeiten blutiger Verfolgungen. Nichts war natürlicher, als daß man die, deren Festigkeit im Glauben selbst durch die Schrecken des Todes nicht erschüttert worden war, die mit ihrem Blute für die Wahrheit ihrer Lehre Zeugniß gegeben hatten, besonders ehrte, und daß man diese Ehre, welche die Lebenden nicht entgegennehmen konnten, ihren Ueberresten erwies. Auch schien es vortheilhaft, diese vor Augen zu haben, um sich stets an die Pflicht ähnlicher unerschütterlicher Treue zu erinnern. Man liebte es daher, sich an ihren Gräbern zu versammeln, über ihnen das friedliche Liebesmahl zu halten, und es galt bald für einen Vorzug, in ihrer Nähe der einstigen Auferstehung entgegen zu harren*).

Aehnlich wie im heidnischen Rom die Zünfte der Todtengräber, bestand auch in der christlichen Gemeinde eine wohlorganisirte Körperschaft, die fossores. Wir sehen sie

*) Schnaase, Geschichte der bildenden Künste. III. 55.

auf ihren Gräbern mit den Werkzeugen ihres Geschäfts abgebildet. Sie besorgten die Herstellung und Verschließung der Gräber, sie höhlten nach Bedürfniß die körnigen Tuffhügel aus, reiheten Gang an Gang, Stockwerk an Stockwerk, indem sie oft nur die Hauptstraßen frei ließen und mit der nutzlosen Tufferde die Gänge wieder schlossen. Wohl war den Heiden diese Bestattungsweise nicht unbekannt, ja, sie wendeten sie selber an, und selbst das berühmte Scipionengrab ist eine Art Familien-Katakombe. Allein es war auch gar nicht verboten, seine Todten auf beliebige Weise zu bestatten; konnte doch ein christlicher Besitzer in seinem Grund und Boden graben, wo und wann er wollte; nur in Verfolgungszeiten, wenn es galt, die Christen auszurotten, wurden diese Gräberstraßen zur furchtbaren Schlachtbank. Hier zu Hunderten zusammengedrängt, erlag die unglückliche Christengemeinde mit ihrem Hirten dem Mangel an Luft und Nahrung, oder wurde auch unbarmherzig niedergemetzelt. Diese letzte Erwähnung der fossores in den 11,000 bereits gesammelten christlichen Inschriften geschieht im Jahre 454, so daß man annehmen kann, mit dem Erlöschen dieser Körperschaft habe auch die planmäßige, allgemein gebräuchliche Ausgrabung der Katakomben aufgehört. (Fournier, Rom und die Campagna, S. 271).

Bis jetzt haben die Untersuchungen ergeben, daß im Alterthum allein in Rom*) zum wenigsten vierzig große

*) Auch Neapel und Syrakus haben ungeheure Katakomben-Labyrinthe, und wie manche mag es noch geben, von deren bis jetzt keine Seele weiß.

Katakombenanlagen im Gebrauch waren, von denen heute bereits zwanzig wieder aufgefunden sind. Nur die wenigsten davon sind ganz durchforscht und man weiß noch immer nicht, wo ihr Ende ist. Dies eben erhöht das Gefühl des Fesselnden, Geheimnißvollen und Schauerlichen, welches beim Besuche der dunklen Tiefe auf's Mächtigste das Gemüth umfängt. Aber wie ungeheuer ihre Größe ist, geht schon daraus hervor, daß das Areal der einen Katakombe San Calisto, so weit sie jetzt entdeckt ist, schon anderthalb Stunden im Umfange hat und ihre Gänge zusammen eine Länge von über 2000 Meter betragen, während die Gesammtlänge aller bekannten Corridore auf etwa 600 italienischen Miglien berechnet ist, die Millionen von Gräbern enthalten.

So hatte sich denn im Laufe einiger Jahrhunderte die große christliche Todtenstadt gestaltet, wie sie jetzt vor unsern Blicken daliegt. Wir sehen ein vielfach verschlungenes, vielfach sich durchkreuzendes Gewirr von Haupt- und Nebengängen, die sich bald in geringer, bald in größerer Tiefe im Tuffboden hinziehen, oftmals aber auch als zweifaches, ja dreifaches Stockwerk über einander laufen. Sie sind durchgehends kaum zwei bis drei Fuß breit und zehn bis zwölf Fuß hoch, oben meistens spitzbogig geschlossen. Hie und da erweitern sich dann diese Gänge zu kleinen viereckigen Räumen (loculi), die fast immer rundgewölbt sind und zuweilen durch eine nach oben gehende brunnenartige Oeffnung (luminarium) einen schwachen Schimmer von Tageslicht erhalten, indeß alles Uebrige in ewiger Nacht ruht. Diese kapellenartigen Räume nun enthalten häufig

einige Gräber von namhaften Bischöfen, Diakonen, Heiligen und Märtyrern der früheren Kirche und sind meistens mit Malereien decorirt. In allen übrigen Wänden dieses Labyrinths aber sehen wir von unten bis oben die waagerechten Grabhöhlungen. Jede derselben ist nicht viel länger, tiefer und höher, als eben nöthig, um die Leichname aufnehmen zu können, doch zum Oefteren kommen auch Nischen für zwei Körper vor, deren Lage dann häufig so ist, daß das Haupt des einen zu den Füßen des andern ruht. Den Rand dieser Gräber bildet ein Falz zur Aufnahme der Verschlußplatten, welche aus Marmor oder gebranntem Thon bestehen. Auf ihnen erblickt man stets eine Inschrift und daneben irgend ein christliches Emblem, beides mit rohen, kindisch unbeholfenen Zügen eingegraben oder eingeritzt, daß der Unterschied von den festen und sauberen Buchstaben der meisten heidnischen Inschriften jedem sofort in die Augen fallen muß.

Diese Plattenin schriften nun sind nebst den Malereien die wichtigsten Gegenstände altchristlicher Archäologie. Ueber 11,000 derselben sind bis jetzt bekannt und untersucht worden, von denen die Gallerie lapidaria des Vatikans zweitausend, die Sammlung des Museo christiano des Laterans aber eine noch größere Anzahl besitzt. Sie bestehen außer den Namen der Verstorbenen meistens aus kurzen Gebeten, Aeußerungen des Trostes und der Hoffnung und Lobsprüchen, wie gut und fromm der Todte war. Fast alle sind sie kurz und innig, daß uns auf rührende Weise der Geist der Sanftmuth, Liebe und Geduld daraus entgegenweht. Häufig

bestehen sie auch nur aus den Worten „in pace“ oder „requiescat in pace“, die zum Namen gefügt sind, namentlich in der ersten Zeit. Später werden sie länger und immer inniger, oft aber selbst an's Ueberschwängliche oder Sentimentale streifend. Das häufigste Beiwort des Verstorbenen ist: „dem wohlverdienten“ (bene merenti) oder „der süßesten“ (dulcissimae) oder auch „süße Seele“ (anima dulcis). Es wird bald der Unschuld und Sittenreinheit, bald der Sanftmuth, auch wohl der Schönheit und Klugheit gedacht. Märtyrer werden ausdrücklich bezeichnet, bald mit dem bloßen Worte „Martyr“. bald „Martyrio coronatus“. Einfach und rührend ist zuweilen das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern ausgesprochen, z. B. des Sohnes, der seiner lieben Mutter, oder der Eltern, die ihrem einzigen Kinde einige Worte weiheten, und selbst die Treue eines Dieners findet Anerkennung. Einmal heißt es „Nunc dormit, quae amabat me“ (Nun schläft sie, die mich liebte). Zuweilen aber geht das Lob fast in's Komische über, wenn wir z. B. erfahren, daß Marcianus, der von so bewunderungswürdiger Unschuld und Klugheit (mirae innocentiae ac sapientiae) war, leider schon im vierten Monate abberufen wurde. Ein andermal lesen wir: „Lämmlein Gottes“, „Taube ohne Falsch“, „ohne die Seinen je betrübt zu haben“ oder „eine Gattin, die, so lange sie lebte, noch nie Anlaß zum Streit gab“. Traditionelle Bibelsprüche finden sich dagegen garnicht, alle Worte sind echt menschlich, der unmittelbare Ausdruck des Gefühls und darum in ihrer kindlichen Einfachheit und Unvollkommenheit gerade doppelt rührend.

„Wir sind sicher", sagt Schnaase, „daß diese Sprache nicht erkünstelt ist, nicht eine Phrase lachender Erben; eine Wärme des Gefühls und der persönlichen Verhältnisse ist hier in Klassen der Gesellschaft eingedrungen, die sonst nur dem Erwerb oder dem sinnlichen Genuß nachgingen. Dadurch erhalten denn auch jene schwach und unvollkommen gezeichneten Symbole eine eigenthümliche Bedeutung; wir sehen diese einfachen und ungebildeten Leute mit Ideen beschäftigt, für welche ihnen genügende Worte fehlten. Sehr wichtig ist daher auch die Mannigfaltigkeit christlicher Symbole. Es sind nicht etwa einzelne Erkennungszeichen, nicht priesterlich angeordnete Hieroglyphen, sondern Erzeugnisse einer freiwirkenden Phantasie. Die ganze Natur löste sich in ein Symbol der Heilslehre und des Erlösers auf, alles hatte irgend eine Beziehung auf ihn. Die metaphorisch vergleichende Phantasie der Orientalen drang durch die heiligen Schriften in das Leben der abendländischen Völker ein, fixirte sich hier zum Bilde und wurde ein auch für die künstlerische Richtung der folgenden Jahrhunderte wichtiges Element."

Das vornehmste und häufigste aller altchristlicher Symbole und Embleme war und blieb Jahrhunderte hindurch das Christusmonogramm, welches aus einem X und P (Chi und Rho), den griechischen Anfangsbuchstaben des Wortes Christus, zusammengesetzt ist.

Nicht nur die Grabplatten wurden damit als christlich bezeichnet, sondern wir finden es überall in jener Zeit auf Sarkophagen, Glasgefäßen, Lampen u. s. w., selbst noch

auf den Mosaiken der Basiliken, während das Zeichen des Kreuzes noch sehr selten angebracht ist und nur in späterer Zeit vorkommt.

Ein zweites, den Erlöser bedeutendes altchristliches Symbol ist der mystische Fisch, weil die fünf Buchstaben seines griechischen Namens ΙΧΘΥΣ (Ichthys) zugleich die Anfangsbuchstaben der Worte Jesus, Christus, Gott, Sohn, Heiland in griechischer Sprache enthalten. Auf den Gräbern der Märtyrer sieht man auch oft Kränze (Kronen des Lebens) oder Palmzweige (Siegespalme), und sehr häufig kommt die Taube vor, einmal als Symbol der Sanftmuth und des stillen Duldens, dann aber auch, einen Oelzweig oder ein Oelblatt tragend, im Hinblick auf die Taube Noah's, als Zeichen der nahenden Erlösung und Befreiung von Noth und Verfolgung; auch der Oelzweig allein kommt vor. Andere, aber meistens spätere Symbole sind noch der Pfau (als Sinnbild der Unsterblichkeit, weil er stets seinen Federschmuck erneuert), der Hahn (mit Beziehung auf Petrus als Sinnbild der Buße), der Hirsch (die Sehnsucht nach Gott ausdrückend nach Psalm 42, 2) und endlich das Lamm, das sich als Agnus Dei nie aus der Symbolik der Kirche verloren hat.

Nach den Inschriften und Emblemen sind sodann die Wand- und Deckenmalereien der Katakomben für unsere Erkenntniß christlicher Anschauung, Gefühls- und Ausdrucksweise jener Zeit von größter Wichtigkeit. Auch in kunstgeschichtlicher Hinsicht haben sie Bedeutung, wenngleich sie in Betreff ihres eigentlich ästhetischen Werthes auch nur eine

niedrige Stelle einnehmen. In ihnen vereint sich gleichsam das letzte Ausklingen antiker Kunst mit den allerersten Zeichen einer christlichen. In ihren antiken Formen sind sie von christlichem Geiste erfüllt, und es würde eine große fühlbare Lücke sein, zwischen dem versinkendem Alterthum und dem heraufsteigenden Mittelalter, hätten wir nicht diese und die Mosaiken der altchristlichen Basiliken.

Die sämmtlichen Katakomben-Malereien zerfallen in zwei große Gruppen, in die des antiken, die bis in's vierte, und in die des byzantinischen Stils, welche bis in's achte Jahrhundert reichen. Spätere finden sich nicht mehr. Die ersteren aber sind bei weitem die zahlreichsten und bedeutsamsten. Hier dringt die heitere, spielende Phantastik und der gesunde Realismus der antiken Welt selbst bis in dunkle Grabeshöhlen und schmückt sie mit farbenbuntem Leben, und selbst da, wo diese Bilder rein symbolisch gehalten sind, waltet in ihnen noch ein gut Stück realen Daseins.

Ebenso gehören sie in ihrer Technik, Anordnung, Zeichnung und Färbung völlig der antiken Kunst an, wie sie uns in den Resten der Titusthermen, der Kaiserpaläste und vor allem in Herkulanum und Pompeji aufbewahrt ist. Wenn auch gerade nicht unbeholfen, sind sie doch wenigstens sehr incorrect, flüchtig, ja selbst roh und zeigen offenbar, daß sie einer sinkenden Kunstepoche angehören und von sehr untergeordneten Künstlern ausgeführt sind. Aber das Kindlich-Naive ihrer Auffassung, wie das Freundliche, Milde und Weiche im Ausdruck der Köpfe, darf man wohl als ein aufkeimendes christliches Element begrüßen. Sie bestehen

aus einzelnen Bildern in angemessenen Einfassungen, welche durch Arabesken und Linien mit einander zu einem Ganzen verbunden sind.

Da die senkrechten Wände überall von Gräbern durchschnitten sind, so gewährt die Decke der kapellenartigen Gemächer, die einzige Stelle für größere Malereien. Die Anordnung ist hier ziemlich gleichbleibend die eines Kreises, in dessen Mitte sich ein Bild wiederum in kreisförmiger oder auch in acht- oder viereckiger Einfassung befindet, während rings herum vier oder acht kleinere Bilder in halbkreisförmiger oder dem Viereck sich nähernder Einfassung stehen. Die Zwischenräume sind dann durch Linien, Blumen, Fruchtkörbe, Delphine, Genien und ähnliche arabeskenartige Malereien ausgefüllt. (Schnaase, Kunstgeschichte, III, 81). Für den Mittelkreis ist überwiegend die Darstellung des guten Hirten gewählt. Ein mit kurzer Tunika bekleideter junger unbärtiger Mann mit freundlichen Gesichtszügen trägt das wiedergefundene Schaf auf seinen Schultern, während zuweilen ein Bock, das Sinnbild des verstockten Sünders, neben ihm steht. Es ist leicht einzusehen, wie die Auffassung Christi als friedlich schützender Hirt seiner bedrängten Heerde in jenen Zeiten der Verfolgung, sich am liebsten im Gemüthe entfalten mußte.

Der nächste Gedanke der Christen war dann der an Befreiung aus zeitlicher Noth und an die Auferstehung vom Tode. Auf ersteres beziehen sich oft einige alttestamentarische Darstellungen. Wir sehen Daniel betend in der Löwengrube, Noah aus seiner kistenartigen Arche schauend,

die drei Männer singend im feurigen Ofen. Auf das einstige Hervorgehen aus den Gräbern deutet hinweisend die Darstellung der Geschichte des Jonas, den nach dreien Tagen der Walfisch ausspie, vor allem aber die Auferweckung des Lazarus. Die Taufe ist symbolisch durch einen Fischer mit der Angel angedeutet, das Abendmahl oft nur durch einen Fisch (Christos), der einen Korb mit Brod und Wein im Munde trägt. Auch die Liebesmahle, die Agapen, der ersten Christen werden bildlich vorgeführt. Man erblickt mehrere Männer an einem Tische sitzend, auf dem Brode und ein Fisch liegen, oder ein Mann und eine Frau halten segnend die Hände darüber. Andere Gegenstände sind der Sündenfall, Moses mit dem Stabe Wasser aus dem Felsen schlagend, die Heilung des Gichtbrüchigen oder Blinden.

In Bezug auf die Mutter Jesu haben die neuesten Untersuchungen das interessanteste Resultat ergeben, daß Maria mit dem Kinde entweder allein oder von den heiligen drei Königen verehrt (die dann als kurzgeschürzte Männer mit Beinkleidern und phrygischen Mützen erscheinen) bis in's zweite Jahrhundert öfters vorkommt, dann plötzlich verschwindet, um erst in der Zeit byzantinischer Erstarrung vom sechsten bis zum achten Jahrhundert wieder bildlich aufzutreten, nun aber oft allein, ohne Kind, reich geschmückt und in steifer Haltung selbständig thronend. „Darf hieraus ein Schluß gezogen werden", sagt Fournier (Rom und die Campagna), „so wäre es vielleicht der, daß man in den ersten Jahrhunderten aus Liebe und Zuneigung zu der vor allen andern gebenedeiten Jungfrauen sie überall gern mit

abbildete, wo sie mit dem Kinde in der biblischen Geschichte auftritt. Später, als die Erinnerung an ihre Persönlichkeit, die doch manchem im zweiten Jahrhundert noch im Gedächtniß gewesen sein mag, entschwand, hatte man keine Veranlassung sie bildlich darzustellen. Als endlich die Kirche ihre Verehrung begann und gebot, trat sie wieder in die bildende Kunst ein, nun aber schon in dem ausgeprägten Typus, den der Byzantinismus verlieh."

Auch Christus erscheint bärtig und thronend; nur erst in der allerspätesten Zeit der Katakombenmalerei und in der ganzen altchristlichen Kunst wird von seinen Leiden nur seine Gefangennehmung und allenfalls die Vorführung vor Pilatus dargestellt, nie aber die Geißelung, Kreuzigung, Grablegung und Auferstehung, was völlig unerklärlich ist. — Fern von allen düstern und wehevollen Bildern und aller ernst thronenden Majestät, liebt es die heitere symbolisirende Katakombenkunst, den Erlöser fort und fort lieber als freundliche tunikabekleidete Jünglingsgestalt des guten Hirten, oder selbst gar als Orpheus zu bilden, der durch die Macht der Töne die Thiere des Waldes bezähmt und die Steine der Wildniß sich harmonisch aneinander fügen heißt. Erst nach Jahrhunderten, als rings die goldschimmernden Basiliken, geschmückt mit den Marmorsäulen zerstörter Göttertempel, weit und breit verkündeten, daß aus der ecclesia pressa eine ecclesia victrix geworden sei, da erst wuchs die friedlich milde Hirtengestalt zum riesenhaft und finster thronenden Weltrichter empor.

Alles, was aus diesen letzten Jahrhunderten (dem

sechsten bis achten) die Katakomben an Malereien enthalten, hat ungleich geringeres Interesse. Es sind fast nur einzelne, für sich stehende Gestalten von steifer, schnurgrader Haltung und starren, seelenlosen, schematischen Zügen, einzeln den segnenden Erlöser, meistens Petrus und Paulus, Calixtus, Cornelius und andere frühe Heilige darstellend. Wir brauchen hier nicht näher darauf einzugehen.

Gänzlich ohne allen Schmuck ist stets das Innere der einzelnen Gräber. Ohne Sarg liegen die zerfallenen Gebeinreste in ihren Höhlungen, und einige fast vermoderte Stücke Leinwand und weiße Kalkspuren lassen vermuthen, daß man sie mit Kalk bestreute und dann umwickelte, um ein rasches Vergehen herbeizuführen. Das man bei vielen noch Zeichen ihres gewaltsamen Märtyrertodes entdeckt habe, ist wohl kaum anzunehmen. Alle Gebeine, die ich sah, waren bis auf wenige Stückchen fast zu Pulver zerfallen. Aber manche Dinge von eigenthümlich räthselvollem Interesse findet man in diesen Gräbern. Da sind zuerst die kleinen röhrenartigen Fläschchen, auf deren Boden man eine dunkelbraune vertrocknete Substanz erblickt. Lange Zeit hielt man diese für Blut und glaubte nun sicher, alle Nischen, in denen man solch' kleines Fläschchen fand, als Märtyrergräber bezeichnen zu dürfen, bis genauere Untersuchungen den Bodensatz von Wein herrührend erklärten. Und nun glaubt man, daß es vielleicht frommer Brauch gewesen sei, geliebten Todten Wein vom letzten Abend- oder Liebesmahle mit in's Grab zu geben.

Dann finden sich, jedoch viel seltener und fast immer

zerbrochen, gläserne flache Trinkgefäße mit gravirten oder goldgemalten Heiligenfiguren und kurzen Inschriften, theils mit den Namen jener Heiligen, theils mit einem „Bibe in pace“ u. s. w. Ihre ganze Bedeutung ist noch dunkel. An einen Nachklang jener antiken Sitte, die dem Todten das mit in's Grab gab, was ihm im Leben lieb und werth gewesen (Andenken, Ehrengaben u. s. w.), ist hier wohl kaum zu denken. Die gefundenen Ringe mit christlichen Emblemen auf ihren Gemmen trug der Verstorbene vielleicht am Finger. In den Gängen und den Kapellen der Katakomben finden sich ferner dann und wann eigenthümliche krallenartige Werkzeuge von Metall, mit einem Stil versehen, die man gerne zu Marterinstrumenten machen wollte, um ihnen tieferes Interesse zu verleihen, doch sind sie wohl schwerlich etwas anderes als Werkzeuge, um brennende Pechkränze damit zu halten. Vor Allem aber kommen in großer Menge bald in, bald vor den Gräbern, ganz wie bei denen aus heidnischer Zeit, die bekannten kleinen, niedrigen Lampen vor, meistens aus gebranntem Thon, seltener aus Bronze bestehend. Sie haben ganz die Form der heidnischen Grablampen, von denen sie sich nur durch ihre christlichen Embleme, insbesondere durch das Christusmonogramm, was am häufigsten auf ihnen angebracht ist, unterscheiden. Ob ihr Gebrauch hier ein symbolischer oder nur ein rein praktischer war, gehört noch zu den ungelösten Fragen der christlichen Archäologie. Eine reiche und höchst interessante Sammlung von allen diesen Dingen enthält in besonderen Schränken jetzt die vaticanische Bibliothek.

Zum Schlusse dieser Schilderung der Katakomben sei noch eine kurze Geschichte ihrer Verehrung, ihres Verfalls, ihrer Wiederentdeckung und Durchforschung angefügt, denn auch diese ist im Stande, ein mannigfaches Interesse zu gewähren. — Zu den Zeiten der Christenverfolgung, also bis zu Constantin dem Großen, anfangs des vierten Jahrhunderts, haben wir bereits die Katakomben als Zufluchtsörter und Begräbnißstätten der Christen kennen gelernt. Zu solchen dienten sie auch dann noch, als es nicht mehr nöthig war, sich vor Verfolgern darin zu verbergen, und man darf annehmen, daß noch bis zum fünften Jahrhundert darin begraben ward. Zugleich aber wurden sie nun vorzugsweise als Stätten heiliger Verehrung angesehen.

Man zeichnete namentlich um diese Zeit die Gräber der hervorragendsten Märtyrer aus, man schuf vor ihnen jene kapellenartigen Räume, schmückte diese mit Malereien, betete und hielt gottesdienstliche Versammlungen und Liebesmahle in ihnen. In solcher Weise sehen wir sie namentlich vom fünften bis zum achten Jahrhundert, daher denn auch die Malereien nur bis zu dieser Zeit reichen.

Von da an nimmt der Cultus an Ort und Stelle mehr und mehr ab, und man betrachtet die Katakomben nunmehr vorzugsweise als reiche Fundgruben von heiligen Reliquien, nach welchen im Laufe der Zeit die Kirche immer dringender verlangte, schon allein ihrer Altäre wegen, da bekanntlich jeder derselben wenigstens Eine enthalten mußte, um als geweihte Stätte gelten zu können. So entführte man von nun an Jahr für Jahr in großer Menge die heiligsten

Gebeine der Katakomben, die in gleichem Maße nach und nach an Bedeutung für die Christenheit verlieren mußten. Das dauerte ungefähr bis zum dreizehnten Jahrhundert, und von der Zeit an ist es, als ob sie im Gedächtnisse der Menschen völlig verschwunden wären, denn Jahrhunderte hindurch findet sich kaum die allergeringste Kunde von ihnen, ja kaum eine Erwähnung derselben. Die Päpste residirten in Avignon, Rom war ein Schauplatz verwüstender Parteikämpfe seiner Barone geworden, eine Zerrüttung, eine Barbarei aller politischen und socialen Zustände, Jammer und Elend herrschten weit und breit, und eine wilde Aufregung hatte sich aller Gemüther bemächtigt; so war es kein Wunder, wenn in solcher Zeit bald das frommgehegte Andenken an diese heiligen Stätten allmählich erlosch und verschwand. Erst nach langer, langer Zeit, in welcher so die alten großen Todtenstätten vollkommen vergessen, verfallen und zum Theil selbst verschüttet lagen, sollte gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts die Kunde ihres Daseins und bald auch sie selber den Menschen zurückgegeben werden.

Ein Augustinermönch Namens Onuphrius Pavinius stellte damals zuerst einige Notizen zusammen, die er in alten Schriftstellern und Kirchenvätern über die verschiedenen altchristlichen Katakomben gefunden hatte, und berechnete daraus ihre Anzahl auf 43, ohne jedoch selber eine davon gesehen zu haben. Indeß dies Wenige schon, was er veröffentlichte, erweckte überall eine große Aufmerksamkeit und regte auch andere Gelehrte an, diesen Gegenstand weiter zu verfolgen. Bald darauf bemerkte man im Jahre 1578 eines

Tages plötzliches Einsinken einer Stelle der Straße vor der Porta Salara. Man grub nach und entdeckte zu aller Erstaunen eine große unterirdische Todtenstadt, die sich sofort als eine der von jenen Forschern nachgewiesenen altchristlichen Begräbnißstätten erwies. Nun war plötzlich das Interesse dafür ein allgemeines. Der Erste, der sich daran machte, die Katakomben zu untersuchen und ihre Malereien zu copiren, war der bereits als tüchtiger Archäolog bekannte Dominikaner Alfonso Ciacconi. Ihm folgte bald ein junger gelehrter Flamländer, Philipp Wing mit Namen, der sich damals zufällig in Rom aufhielt; mit großem Eifer und Geschick entdeckte er bald vor anderen Thoren Roms umfangreiche unterirdische Cömeterien. Er nahm Grundrisse davon auf, machte getreue Copien von allen Inschriften, Emblemen, Malereien, die er darin fand, er ging ernst und eifrig daran, alle übrigen Denkmale altchristlicher Kunst und Literatur zu studiren und die gründlichste Erkenntniß sich zu erwerben von Allem, was nur irgend dahin schlug, und er hätte sicherlich schon damals ganz Bedeutendes zu Tage gefördert, wenn nicht plötzlich ein Fieber ihn ergriffen und den eifrigen Jüngling in der Blüthe seines Lebens und Strebens zum Schmerze Vieler dahingerafft hätte. Im wahrsten Sinne des Worts war er ein Opfer der Wissenschaft geworden, die faule Gräberluft hatte ihn selbst in's Grab gebracht.

Aber wiederum sollte ein würdiger Nachfolger bald in seine Stelle treten: Antonio Bosio, ein Advokat aus Malta und Procurator des Malteserordens zu Rom, welchen

man sogar im Sprachstile jener Zeit den Kolumbus der unterirdischen Roma nannte. Ueber dreißig Jahre seines Lebens, seine Gesundheit und sein ganzes Vermögen hat er auf die Katakombenforschung gewandt und, wie er selbst gestand, manchen Monat mehr unter als auf der Erde zugebracht. Zum Oefteren war er in den schauerlichen Labyrinthen verirrt, verschüttet, verschmachtet, dem Hungertode nahe, mehrmals durch die schlechte Luft halb erstickt und oft von den heftigsten Fiebern durchschüttelt. Und dennoch ließ er nicht ab, jahraus jahrein Tage und Nächte hindurch einsam das Gewirr jener Gänge zu durchkriechen, tagelang bei Gräbern und Leichnamen zu weilen, messend, Inschriften entzifferud, copirend, zeichnend und sammelnd, und gerade als er endlich daran ging, das Resultat seiner ganzen Lebensaufgabe in einem großen Werke der Welt zu übergeben, raffte auch ihn das Fieber hinweg. Seine Entdeckungen sollten indeß nicht verloren sein. Dem Malteserorden hinterließ er alle seine Notizen, Copien und Sammlungen. Dreißig Jahre nach seinem Tode wurde Alles vom Pater Severano so, wie sich's vorfand, zusammengestellt, herausgegeben und erst abermals dreißig Jahre später von Arringhi zu einem wissenschaftlich geordneten und höchst bedeutenden Werke „Roma sotteranea“ umgestaltet.

Neben diesen wissenschaftlichen Forschungen begann nun aber auch wieder das Suchen nach Gebeinen der Heiligen und Märtyrer, sowie das feierliche Uebertragen derselben in die Kirchen, und die gesammten Katakomben Roms wurden nun vom Papste unter die Aufsicht seines jedes-

maligen Generalvicars gestellt. Doch erst unsern Tagen war es vorbehalten, das volle Licht der Wissenschaft in das räthselvolle Dunkel jener Tiefen zu senden. Der gelehrte Jesuit Pater Marchi verfaßte in den vierziger Jahren mit scharfsinniger Kritik sein Katakombenwerk, dessen Herausgabe indeß längere Zeit durch die achtundvierziger Revolution unterbrochen wurde. Dann erschien das große, reich und kunstvoll ausgestattete Prachtwerk des französischen Architecten Perret, und endlich ernannte Pius IX. eine eigene Commission für christliche Archäologie, unter deren Leitung die Ausgrabungsarbeit seitdem mit großer Umsicht und bedeutendem Erfolge ruhig ihren Fortgang nimmt.

Das hervorragendste und eifrigste Mitglied dieser Commission ist der Ritter de Rossi. Ihm hat der Papst die Ausarbeitung eines großen umfassenden und glänzend ausgestatteten Werks über das ganze unterirdische christliche Rom übertragen, dessen Probe jetzt schon darthut, daß es alles bisher über die Katakomben Erschienene weit in den Hintergrund drängen wird, denn kein lebender Alterthumsforscher hat so viele Zeit auf die Untersuchungen verwendet, keinem war so alles und jedes darauf Bezughabende zugänglich, und keiner kennt auch so genau alle antiken und mittelalterlichen Documente, welche sowohl über die Geschichte als über die Denkmale der Katakomben Licht geben können.

Das neubelebte Interesse für die Katakomben hat dieselben in den beiden letzten Jahrzehnten auch in der Touristenwelt zu einem der wichtigsten Gegenstände des Besuchs gemacht und wohl selten verläßt jemand Rom,

ohne wenigstens in eine derselben hinabgestiegen zu sein. Die Erlaubniß dazu erhält man nur gegen eine persönliche Meldung bei der Kanzlei des Cardinal Vicars und auch nur für den Sonntag, um die Arbeiter in ihrem täglichen Ausgrabungswerk nicht zu hindern. Der Erlaubnißschein selbst wird gratis ausgegeben, und nur der nothwendige Führer erhält bei größerer Gesellschaft für seine Leitung und Erklärung von jedem einen Paul (ungefähr fünfzig Pfennige), wofür er noch die nöthigen Wachskerzen anzuschaffen hat. Am häufigsten werden die Katakomben von San Agnese, San Alessandro, San Nereo und Achilleo und namentlich die interessanteste von allen, die von San Calisto besucht, nicht nur weil sie die anziehendsten und denkmalreichsten, sondern auch weil sie am bequemsten und ungefährlichsten zu durchwandeln sind. In mancher, z. B. San Calisto, nimmt solch' eine Wanderung, wenn alle drei Stockwerke besucht werden sollen, fast volle drei Stunden in Anspruch. In einigen herrscht eine beklemmende, faule und übelriechende Luft, in anderen droht manche Stelle mit Einsturz und Verschüttung, oder ein plötzliches Abbröckeln der mürben Tufferde am Rande der brunnenartigen Oeffnungen, die zu den unteren Stockwerken führen, kann den Unvorsichtigen jäh in die dunkle Tiefe stürzen lassen. Mit den angestellten Führern ist indeß die Gefahr des Verirrens in diesen ungeheuren Labyrinthen nicht vorhanden, nur wage es keiner, sich von der Gesellschaft abzusondern und allein sich in die Nebengänge zu verlieren. Das grauenhafteste Ereigniß solcher Art geschah in den zwanziger Jahren, wo

ein Geistlicher mit vierzehn jungen Zöglingen plötzlich von der Welt verschwunden war, ohne daß irgend jemand von seinem Schicksal Kunde hatte. Ganz Rom kam in Aufregung, die eifrigsten Nachforschungen wurden angestellt; alles vergebens — an das unterirdische Rom dachte keiner. Da, nach einem Jahre, wurden ganz zufällig in den seit langer Zeit nicht besuchten Gängen der Katakomben von San Sebastiano die verwesenden Leichname der armen Knaben und ihres Lehrers gefunden, meistens in zusammengekauerter Stellung. Sie waren in der grausigen Todtenstadt verhungert, und kein anderes Ohr hatte das jammervolle Hülferufen der Verirrten vernommen. Wahrscheinlich war der Geistliche auf einem Spaziergange ungesehen von irgend jemandem mit den Knaben in die Gänge hinabgestiegen und hatte bald im Gewirr derselben den Eingang verloren. Seitdem darf keiner ohne Führer die Katakomben betreten. Die obengenannten sind aber, wie gesagt, sehr gefahrlos, dabei äußerst trocken, reinlich und bequem und die Luft in ihnen ist zwar etwas dumpfig, doch keineswegs faul und übelriechend; darum dürfen auch Frauen es ruhig wagen, hier in die unterirdische Todtenstadt hinab zu steigen. Leider sind die angestellten Führer über die Denkmale der Katakomben sehr dürftig unterrichtet und man thut wohl, zuvor Einiges darüber nachzulesen, um Verständniß davon zu bekommen. Wer aber das Glück hat, wie es mir einigemale zu Theil ward, unter der wissenschaftlichen Führung eines Fournier oder gar des Ritters de Rossi selbst, die Katakomben zu durchwandern, dem gewährten sie ein

Interesse, das gleich fesselnd für den Augenblick wie nachhaltend für das ganze Leben ist.

Auch manche rührende Geschichte vernimmt man, die man sonst wohl nimmer erfahren würde. Einmal unter Fourniers Leitung in den Gängen von San Calisto hörte ich eine dieser Katakombengeschichten, die mich ergriff, wie keine andere, und die er selber auch, freilich sehr kurz, in seinem trefflichen Buche („Rom und die Campagna". 1862) mitgetheilt hat. Man entdeckte nämlich an den Wänden in steter Wiederholung von gleicher Hand eingeritzt den Namen „Sophronia" geschrieben. Wie ein rother Faden zog er sich durch das ganze Gewirr der Gänge und Nebengänge, bald hier, bald dort erscheinend, zuweilen auch wohl von einigen anderen Worten begleitet. So hieß es z. B. einmal: „Sophronia ubi es?" (Sophronia, wo bis du?) ein andermal: „Sophronia mea, ubi jaces?" (Meine Sophronia, wo ruhst du?) So verfolgte man den Namen stundenlang bis in die entlegensten Winkel. Endlich an einem Orte, wo die Katakombe verschüttet war, fand man ihn zuletzt, aber nun hieß es dabei, wie ein begeisterter oder wehmüthiger Ausruf: „Meine Sophronia, du lebst immer, immer lebst du in Gott, ich will dich preisen, so lang' auch ich lebe!" — War es ein armer Verlassener, der vergebens den Leichnam einer lieben Todten suchte? Wer vermag es zu sagen, denn ein ganzes Jahrtausend ist darüber hingerollt. Und da man nun nach diesem Jahrtausend die Schrift des armen Suchenden entdeckt und ihr nachgeht bis zur verschütteten Stelle, wo sie aufhört, und dann

weiter forscht und aufräumt, was zusammengestürzt war, da plötzlich, nur wenige Schritte tiefer, zeigt sich ein Grab, und auf dessen Platte steht gegraben: „Hic jacet Sophronia.“

In derselben Katakombe entdeckte man auch in eigner Kapelle das Grab der heiligen Cäcilia, deren Gedächtnißtag, der 22. November, seit Jahren an jener Stelle gefeiert wird. Wiederum erhellt dann der matte Schein der Lampen die Gänge und Gräber, wiederum versammeln sich stille Beter in der Tiefe, wieder ertönen dort heilige alte Hymnen, und an dem kleinen Altar der Kapelle lies't ein Priester die Messe und segnet Brod und Wein. Es ist alles da unten dann wieder wie einst; nur droben sieht es heute wahrlich anders aus in der christlichen Kirche.

Die vier Jahreszeiten der Kunst.

Florenz, dir fehlet das, was Rom hat,
und diesem just, was du besitzest.
Wäret ihr Beide vereint, wär's für die
Erde zu schön.
König Ludwig I. von Baiern.

Vorstehendes Distichon des gekrönten Dichters enthält trotz seines bekannten siebenfüßigen Hexameters eine Wahrheit, die eines schöneren Rahmens werth wäre. — Es ist eine Lücke in der römischen Kunstwelt, die ich bei allem sonstigen Reichthum derselben doch nie ohne lebendiges Bedauern empfunden habe. Grade das fehlt, was uns die meisten Städte Mittel- und Oberitaliens und vor allem das herrliche Florenz so hochbedeutsam erscheinen läßt — das eigentliche Mittelalter.

Die ganze Reihe seiner Jahre, welche in diesen Städten Macht, Reichthum und Schönheit erblühen ließen, daß die späteste Nachwelt mit Ehrfurcht, Staunen und hoher Freude vor ihren Denkmalen steht, für Rom aber war sie die traurigste, die es je geschaut hat; für Rom brachte sie Nichts als Kampf und Empörung, Anarchie und Verwüstung,

Barbarei und Zerfall, Peſt und Fieber, Raub und Mord, Sittenloſigkeit, Armuth und Entvölkerung.

Es war die unſelige Zeit der ewigen Baronalfehden, der Normannenplünderungen, der Päpſte in Avignon. So kommt es denn, daß ſich faſt kein einziges Baudenkmal des ausgebildet romaniſchen Stils hier findet, und außer der einzigen mittelmäßigen Kirche Maria ſopra Minerva und einiger Tabernakel auch von der ganzen Gothik kaum eine Spur iſt. Und faſt ebenſo wie in der Architectur iſt es in der mittelalterlichen Sculptur und Malerei der Fall. Die Armſeligkeit an Werken der älteren Malerei, die mir die Tage von Piſa, Florenz und Siena ſo reich gemacht hatten, empfand ich hier am ſchmerzlichſten, und oft genug ſtieg eine heiße Sehnſucht in mir auf, wieder einmal nach Herzensluſt darin ſchwelgen zu können.

Mit den altchriſtlichen und byzantiniſchen Moſaiken der Baſiliken hört ſchon im achten und neunten Jahrhundert in der römiſchen Malerei die Reihe der größeren Denkmale auf, um erſt lange nachher in einer Zeit wieder zu beginnen, wo ſchon in Florenz und an anderen Orten eine Fülle herrlichſter Erſcheinungen der wiedergeborenen Kunſt Italiens die Menſchen erfreute, und ein neuerwachtes, reiches und ſchönheitsſeliges Leben und Streben längſt alle Herzen erfüllte.

Die Entwicklung der chriſtlichen Kunſt in Italien und insbeſondere der Malerei daſelbſt, bietet dem Beobachter ein unerſchöpfliches Feld zum Nachdenken.

Es iſt namentlich höchſt intereſſant zu ſehen, wie treffend der ganze Gang derſelben ſich mit der Reihenfolge

der Jahreszeiten vergleichen läßt und wie außerordentlich schlagend die Parallele mit letzteren ist, wenn wir nämlich von der Katakombenmalerei, als im Grunde noch ganz zur antiken Kunst gehörig, absehen, und mit der altchristlichen oder byzantinischen beginnen, in welcher wir den Winter der Kunst erblicken.

Es ist wirklich etwas Winterliches und Greisenhaftes in diesen starren, ernsten, kaltfeierlichen Gesichtern und Gestalten.

Wohl schauen sie oft genug in imponirender Würde, Majestät und Großartigkeit aus dem düstern Blau oder dem mystischen Goldgefunkel ihrer Triumphbogen und Absiden auf uns herab, aber nirgends ist Wärme und Innigkeit der Empfindung, nirgends echtes Gefühls- und Seelenleben, frostig schauert es uns entgegen und wir können uns des erstarrenden Eindrucks nicht entziehen. —

Wie war es auch anders möglich. Typus, Haltung, Bewegung, Gewandung und Attribute derselben, Alles und Jedes schrieb mit despotischer Strenge die selbst erstarrte Kirche vor und der Künstler bildete so, stumm in Demuth und Gehorsam und in völligem Aufgeben jeder eigenen Gefühlsregung, jeder Erfindungsgabe, jeder selbständigen schöpferischen Kraft. —

Das war der echte Byzantinismus. Nur am Ende dieser Periode, etwa gegen das zwölfte Jahrhundert hin, merken wir hie und da eine ganz leise und schüchterne Regung erwachenden Lebens, namentlich auf manchem Tafelbilde drückt schon die heilige Mutter Gottes, zwar stets mit

einem eigenthümlich traurig ahnungsvollen Antlitze, aber doch voll rührender Liebe, das Christuskindlein an die Brust. Ein Zeichen, daß der starre Winter sich zu Ende neigt.

Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert werden dann die linden Hauche des erwachenden Vorfrühlings schon merklicher. Wohl vermögen sie noch nicht ganz die eisige Hülle zu zersprengen, aber gerade deshalb um so rührender ist es zu sehen, wie nun aus dem tiefinnersten das quillende Leben der Schönheit, Liebe und echter Menschlichkeit sein unbeholfen kindliches Stammeln anhebt.

Und bald erwacht nun auch das Gefühl für Anmuth und edlen, weichen Linienschwung und das Nahen des Lenzes kündigt sich immer dringender und mächtiger an.

Es erscheinen Guido da Siena, Duccio di Buoninsegna und die übrigen Sienesen und verkündigen das neue Evangelium der Holdseligkeit; es tritt jetzt Cimabue auf und der Jubel Tausender tönt ihm entgegen, denn aus den unschuldigen Himmelsaugen seiner Engelsköpfchen, vor Allem aus dem Antlitz seiner weltberühmt gewordenen thronenden Madonna strahlt den Menschen zum erstenmal nach langer trüber Umwölkung wieder siegreich das junge Sonnenlicht wahrer Schönheit und Seeleninnigkeit, menschlich und göttlich zugleich, beseligend und erwärmend in die Herzen.

Und nun erscheint der große Schüler dieses Meisters, der wunderbare Hirtenknabe Giotto, und mit ihm und seinen Nachstrebenden bricht eine wahre heilige Osterzeit der Kunst an, deren himmlische Auferstehungshauche wonnig und erhebend ganz Italien durchschauern. Der gewaltige Orcagna,

der anmuthsvolle Taddeo Gaddi, der tiefsinnige d'Avanzo und Gentile da Fabriano mit seiner Licht- und Farbenfreudigkeit treten auf und am Ende dieser Reihe erblicken wir, umstrahlt von himmlischer Glorie, die Mariengesichter und lieblichen Engelschöre des mit Recht schon auf Erden selig gesprochenen Fiesole. —

Bis dahin war dieser Frühling vorzugsweise ein überirdischer, nur die höheren Regionen durchstrahlender, und all' seine Erscheinungen gehören der himmlischen, der transcendentalen Welt an. Aber jetzt kommt die große Zeit, wo er auch die Erde durchwärmt, auch im Gebiete des Menschenlebens tausend schwellende Knospen, tausend köstliche Blüthen treibt. Die letzten Weihrauchwolken des Mittelalters, die den Blick und Sinn umnebelnd gefangen hielten, haben sich mälig verzogen und wie aus sonniger Himmelsbläue erstrahlt plötzlich die ganze Marmorherrlichkeit der Antike, der lang vergessenen und verachteten, vor den Blicken der staunenden und entzückten Menschheit.

Und damit beginnt in der Kunst jene wonnevolle Pfingstzeit schwelgender Begeisterung, da ihre Jünger wie mit Flammenzungen allen Völkern das Evangelium der Schönheit predigen; die wundervolle Zeit der Renaissance ist gekommen, die große Wiedergeburt der Kirche, der Kunst, der Wissenschaft. Florenz steht wieder obenan, eine ganze mächtige Reihe herrlicher Meister schreitet aus seinen Mauern.

Der große Masaccio, der anmuthreiche Ghirlandajo, der lebensfreudige Benozzo Gozzoli, der phantasievolle Lippo Lippi, der gemüthliche Botticelli, der gediegene Lorenzo

di Credi, der hochernste Fra Bartolomeo und wie sie alle heißen mögen, die Reichbegnadeten; und von der andern Seite kommen dann die Umbrier, noch ganz mittelalterlich fromm, innig und voll süßer, himmlischer Sehnsucht, aber dennoch schwelgend in aller Anmuth und Holdseligkeit, wie sie jene schönheitsstrahlende Frühlingszeit in reichster Fülle hervorzauberte. In Padua tritt der strenge Mantegna auf, in Venedig fängt es an zu leuchten und zu blühen mit den Vivarinis und vor allen mit Gian Bellin, dem stilldurchglühten. Und schnell höher und höher steigt die Sonne, machtvoller und glanzreicher werden ihre Strahlen und bald hat sie den Zenith erreicht und die Erde begeht ihr Rosenfest. Drei Namen nur braucht man zu nennen, die schließen Alles ein, die sprechen Alles aus: Leonardo da Vinci, Michel Angelo, die beiden großen Florentiner, und endlich den göttlichen Jüngling von Urbino, in welchem der Lenz seine höchste Vollendung feiert — Rafael!

Doch sobald die Rose sich völlig entfaltet hat, ist zugleich die höchste Poesie und der keusche Reiz ihrer Schönheit vorüber. Auch in Italiens Kunst sehen wir ein Gleiches und in rascher Folge wird es Sommer, heißer Hochsommer, mit aller Macht und Sinnengluth, Ueppigkeit und überschwenglicher Fülle, mag auch die Sonne der Kunst selbst schon vom Gipfel ihrer Höhe von Tag zu Tag herabzusinken beginnen.

Zeigt doch selbst Rafael in seinem letzten Werke, in seiner Transfiguration, schon diese sommerliche Entfaltung, den echten Punkt der Sonnenwende: noch mehr dann Michel

Angelo, während nun in Correggio, dann in Tizian, Giorgione und den anderen Venezianern die volle Pracht und Gluth dieser Epoche zur glänzendsten Erscheinung kommt. —

Und aus dem Hochsommer wird bald Spätsommer und aus diesem bald Herbst, der zwar noch manche prächtig leuchtende Blüthe aufgehen läßt, wo aber der Reiz der Jugend, der herzerfrischende Duft des Frühlings längst vorüber sind, und dafür die schweren Früchte des Materialismus uns entgegen schwellen; es ist die Zeit, wo Lilien und Rosen längst entblättert und verduftet sind, aber dafür geruchlose Stockrosen und Dahlien prunken, übelriechende Sonnenblumen sich brüsten und ein buntes Asternheer sich breit macht. —

Die Zahl der Manieristen des sechszehnten Jahrhunderts, die Zuccari, Vasari, Pomarancio und Baroccio verkündet zuerst die Zeit des Nachsommers und den Anbruch des Herbstes. Noch mehr gehören hierhin dann die Eklektiker, obwohl unter ihnen die Caracci, ein Guido Reni, ein Dominichino, ein Guercino noch viel Herrliches schaffen. Aber vor allen versetzen uns die Naturalisten mit ihrem Caravaggio, Spagnoletto und Luca Giordano, dem Schnellmaler, in die echte September- und Octoberzeit der Malerei, aus deren Erscheinungen es uns eher anhaucht von überreifem Obst, als von duftigen Blüthen; ja, haben doch Einige wahre Monstrekürbisse von Werken hervorgebracht. —

Endlich die Maler der eigentlichen Zopfzeit, die statt der früheren Kraft, Gefühlswärme, Ursprünglichkeit und

Anmuth nur hohles und kaltes Pathos, Verblasenheit, Geleecktheit und gekünstelte Zierlichkeit bieten, lassen nur zu sehr empfinden, wie bleich und matt nur noch die Strahlen der niedrig stehenden Sonne der Kunst die Welt erleuchten.

Nach so viel vergangener Kraft und Herrlichkeit sind ihre Namen nicht werth, hier genannt, ihre Werke nicht werth, betrachtet zu werden. Die letzten Blüthen und Blätter wurden ein Spiel der Winde und — der Kreislauf ist vollendet. —

Ich weiß nicht, ob vor mir schon Andere auf den Gedanken gekommen sind, den Gang der italienischen Kunst mit dem der Jahreszeiten zu vergleichen. Es wäre immerhin leicht möglich, weil es zu schlagend und einleuchtend ist. Würden wir weiter forschen und weitere Versuche anstellen, so möchte in der antiken Kunst der Griechen und Römer vielleicht eine ganz ähnliche Erscheinung nachzuweisen sein. Denken wir nur z. B. an die alterthümlich starren Tempelbilder der frühesten Zeit: fesselt sie nicht noch ein recht winterlicher Byzantinismus? Dann die Aegineten und ihre verwandten Gebilde; schwillt und strebt nicht in ihnen das ahnungsvollste Frühlingsleben? — Strahlt uns nicht in den Meisterwerken eines Phidias, Polyklet, Skopas, Lysippos und Praxiteles Hellas' Frühling in seiner ganzen Wunderpracht entgegen? — Deuten ferner nicht die alexandrinische Zeit, die Schulen von Rhodos, Pergamos und Ephesus auf den Sommer der Kunst hinüber; bezeichnen endlich die Nachblüthe der Plastik unter Hadrian und zuletzt dann die schwachen und traurigen Werke spätrömischer Zeit nicht

vollends den Herbſt und die wiederum nahende Winter-erſtarrung?

Es iſt Alles ganz, wie vorhin geſchildert ward. Aber wenn fort und fort der Gang der Kunſt ſo wäre, dann wird ſich uns zuerſt die Frage aufdrängen: Wo ſtehen wir heute, und wo vor Allem ſtehen wir in der deutſchen Kunſt? — Iſt ihr Frühling, der mit Carſtens, Schick und Wächter ſo bedeutſam begann, der dann mit Cornelius, Koch, Overbeck und Veit ſich ſo glanzvoll weiter entfaltete — iſt er ſchon vorüber, oder hat unſer Vaterland ſeiner rafaeliſchen Roſenzeit noch ahnungsfreudig entgegen zu ſchauen? —

Campagnawanderungen.

Steht Rom an sich schon einzig in der Welt da, so ist es erst recht ohne Gleichen durch seine unmittelbare Umgebung, durch das schweigende Trümmer- und Gräberfeld seiner Campagna, jenen großen welthistorischen Friedhof, in welchem Rom selbst wieder das größte Grabdenkmal ist.

Ohne die Campagna wäre Rom ein anderes, sein ganzer Eindruck, seine tiefeigenste Stimmung wäre ohne diesen Rahmen vollkommen verändert, ja die ewige Stadt in einer Umgebung von modernen Vorstädten, eleganten Landhäusern, Gärten und Gemüseländereien gleich, wie wir das bei anderen Städten gewohnt sind. Solches vermag man kaum auch nur zu denken, denn es widerstrebt dem innersten Gefühle.

Wenn ich mich wieder versenke in die schöne Zeit meiner römischen Tage, so tritt daraus Nichts mächtiger vor die Seele, als das wunderbare Bild der stillen Campagna, an Nichts denke ich lieber zurück und Nichts war im Stande,

mich tiefer zu berühren, mich gewaltiger zu ergreifen und nachhaltiger mein ganzes Gemüth einzunehmen. Meine Wanderungen in der Campagna waren und blieben mir in Rom der höchste Herzensgenuß vom Anfang bis zum Ende; mochte ich sie nun vereint mit lieben, fröhlichen Genossen durchstreifen oder, wie ich es vor Allem liebte, ganz einsam mit der Skizzenmappe unter'm Arm, ernst, sinnend, träumend, betrachtend, planlos und ziellos, hierhin und dorthin, wie es mich gerade zog und trieb, ihr Hügelgefilde durchschlendernd, bald ihre Trümmer untersuchend, bald mit einem einsam weidenden Hirten redend, bald still und emsig irgend einen malerischen Punkt zeichnend, bald mein Herz erfreuend im Genießen all' der unsäglichen Formen- und Farbenschönheit, die mich rings umgab, und endlich bald auf einer Höhe im Grase ruhend, verloren und aufgegangen in der Stimmung des Alls.

So bin ich oft schon früh morgens allein fortgewandert und erst wieder heimgekehrt, wenn die Sonne untergegangen und längst die letzten Strahlen und Farben des Himmels und der Erde im schnell einbrechenden Dunkel der Nacht erloschen waren. Für etwaigen Hunger und Durst war die Wandertasche mit etwas Brod, Früchten und Wein versehen und mit jeder neuen Wanderung erschien mir Alles schöner, bedeutsamer, ergreifender. — Darin eben ist diese wunderbare Gegend so ganz einzig in ihrer Art, daß sie ihre eigentliche wahre Schönheit nur ganz allmählig, erst nach längerer Zeit und wiederholtem Besuche dem Gemüthe erschließt; wenn aber erst einmal unser Auge dafür geöffnet

ist, sie immer tiefer, mächtiger und ergreifender in's Herz dringen läßt. Aber nur mit echter Liebe, mit echt historischem Sinne und mit stillem, empfänglichem Gemüthe will sie angeschaut werden; sich ganz hineinleben und versenken in sie muß man, dann erst bietet sie uns, was kein anderes Gefilde vermag. Nur die stillen Trümmerstätten von Babylon, Ninive, Persepolis oder die von Aegypten und Griechenland sind ihr vergleichbar. Dem großen flüchtigen Touristenschwarm aber wird die Campagna streng ihr wahres Antlitz verbergen.

Es ist mir unerklärlich, daß Goethe sie nicht tiefer aufgefaßt hat. Wie ungleich herrlicher und characteristischer schildert Stahr ihr echtes inneres Wesen, der ihr eins der schönsten Kapitel seines Buches („Ein Jahr in Italien") gewidmet hat. Neben ihm aber hat es wohl Keiner besser erfaßt und ausgesprochen, als Otto Speier in seinem trefflichen Buche „Bilder italienischen Landes und Lebens".

„Diese Landschaft", sagt er darin, „ist viel zu seltsam, zu scheinbar monoton, zu neu und von Allem, was die Laien als malerisch zu betrachten gewohnt sind, verschieden, um sofort den richtigen Eindruck auf den neuen Ankömmling zu machen. Was der Maler sonst erst einer Landschaft geben muß, wenn er nicht ein bloßer Vedoutenpinseler sein will, die Stimmung, findet er in der Campagna ganz fertig und braucht sie nur einigermaßen verständig abzuschreiben. Die ganze Landschaft ist unendlich poetisch, eine einzige große Elegie, deren Rhythmus, Ton und Inhalt allerdings im Großen und Ganzen derselbe ist, aber mit

unendlichen Variationen im Einzelnen, die im Vereine mit jener großen Gesammtstimmung auch dem kleinsten Theile einen hohen und fesselnden Reiz verleihen. Aber um diese Poesie ganz zu verstehen und zu würdigen, muß man sich ganz in sie hineingelebt haben. Wer unmittelbar aus einer großartigen Alpengegend oder aus dem fruchtbaren und lachenden Hügellande in die römische Campagna kommt, dem ist sie zuerst ein Buch mit sieben Siegeln".

Was nun dieser Gegend ihre so einzig dastehende Schönheit verleiht, ist vor Allem ihre wundervolle Bodenplastik, dieses herrlich wogende, sanfte Auf und Ab von Höhen und Tiefen, dieser Reichthum von köstlichen Linien, die bald sich kreuzen und durchschneiden, bald kräftig herrschend hervortreten, bald wieder sanft ausklingen und sich im All verlieren, daß es eine wahre Lust ist, mit dem Auge diese Linienmusik zu genießen. Nun aber kommen noch die tausend reizenden kleinen Einzelheiten, für die man jedoch ein Auge haben muß, um sich ihrer zu freuen, die malerischen Abstürze und Hohlwege, die Windungen der ausgewaschenen Bachrinnen, die sanften Thalsenkungen, die tiefen Gruben, Erdfälle, Höhlungen und dunkelschattigen Nischen des mürben Tuffbodens und noch hundert andere Gestalten.

An schönen Baumgruppen kann man sich zwar nirgends erfreuen, nur dürftiges Gebüsch und Gestrüpp trägt hier die Campagna, und ganz einzeln erhebt sich wohl eine einsame Pinie, ein alter knorriger Oelbaum, oder eine verstäubte Ulme aus dem weiten Grasmeere. Aber etwas Anderes

giebt es dafür. Nah und fern, so weit der Blick reicht, zahllose Trümmer und alternde Gemäuer, welche, überall aus dem Boden ragend, das Gefild beleben, einsam zerfallene Tenuten (Gehöfte), runde, rohrbedeckte Hirtenhütten der Gegenwart neben den epheuberankten, falkenumkreisten Thurm- und Castellruinen des Mittelalters, Gräber, Villen- und Tempelreste des Alterthums und vor Allem die ungeheuren Bogenzüge der antiken Aquaeducte, diese echten Wahrzeichen der Campagna, die den schwermüthigen Character derselben vollenden. —

Eine etwas verwandte Stimmung damit hat, in einigen Gegenden, unsere norddeutsche Haide, mit ihren Gestrüppklumpen, ihren Hügeln, ihren Hünengräbern und granitnen Opferaltären, nur daß hier Alles noch tieferer und düsterer gestimmt ist. Die braune Haide ist die Campagnaelegie in's reckenhaft Nordische übersetzt.

Um jedoch das wunderbare Bild jener ganz zu vollenden, kommt zur Formenschönheit noch die Farbenherrlichkeit, die man aber gesehen haben muß mit eigenen Augen, um sie sich vorstellen zu können. Freilich nicht immer ist sie da. Erst mit dem eigentlichen Sommer beginnt sie, wenn das hohe Gras anfängt von der steigenden Sonnengluth versengt und fahl zu werden, aber sie bleibt den ganzen Herbst hindurch bis tief in den Winter hinein.

Namentlich prachtvoll ist die Campagna, wenn ein klarer Octoberhimmel sie umfängt. Dann leuchtet und strahlt sie in allen Abstufungen, hier im zartesten und feinsten Goldtone, dort im warmen Terrasienabraun, dort im köst-

lichen satten Violett, dort wieder im tiefen Purpur, und das rothe Gestein ihrer alten Gemäuer glühet von der Abendsonne dann oft in einer Kraft und Herrlichkeit, die keine Feder zu schildern, kein Pinsel wiederzugeben vermag. Das geht bis in den Januar hinein. —

Wenn aber der Frühling kommt mit lindem Hauche, wenn drinnen in Rom der fröhliche Carneval seine schimmernde Farbenlust entfaltet, wenn darauf die heilige Fastenzeit mit ihrer Stille die Christenheit umfängt und endlich nun in Glanz und Herrlichkeit das Osterfest erscheint, dann ist die ganze Campagna ein wahres Meer von Knospen, Blumen und prächtigen Stauden, welche millionenweise aus dem saftig grünen Grasteppich sprießen, von Veilchen und Krokus, Narcissen, Anemonen und Asphodelos bis zu der Schaar würzig duftender Compositen, bunter Labiaten und stattlicher Distelarten. Aber die feine und reiche Abstufung der Töne ist verschwunden, denn im Großen und Ganzen erscheint sie in eintönigem, unmalerischem Grün, oder nahe betrachtet im unruhigsten Bunt. Der Botaniker mag jubeln und schwelgen, der Künstler wird klagen, und erst wenn die höher und machtvoller brennende Sonne für jenen das Gefild seiner Forschungen ärmer werden läßt, macht sie es diesem wieder von Tag zu Tag reicher und schöner.

Indeß, die ganze Campagna würde nicht die Hälfte ihres Zaubers besitzen, wenn ihr jener unvergleichliche Rahmen und Hintergrund, einerseits des schimmernden Meeres, andererseits der Gebirge, fehlte, denn erst dadurch bekommt das große Bild Haltung und Abschluß.

Das Sabinergebirge, gegen Nord-Osten von Rom liegend, hat in seinen äußeren Umrissen, von der Stadt aus gesehen, auf den ersten Blick etwas Alpenhaftes. So großartig ernst es im Innern ist, von außen erscheint es durch zu viele Spitzen und Häupter etwas unruhig, wirr und gehäuft, was sich jedoch verliert, wenn man sich ihm nähert. Die Linie des vulkanischen Albanergebirges dagegen ist von einer Feinheit, Lieblichkeit und Schönheit, wie ichs bei keinem anderen auf Erden kenne. Wie sanfte, langhinziehende Meereswogen im edelsten schwungvollen Umriß heben und senken sich seine Höhen von der Nordseite an, bis sie sich im Monte Cavo, dem Mittelpunkt des Gebirges, gipfeln, um wieder nach Süden hin lang und fein ausgezogen, in die duftige Ebene der pontinischen Sümpfe zu verklingen. Diese wunderbare Linienfeinheit ist aber eben so unbeschreiblich wie unnachahmlich, und daher immer zugleich das Entzücken, wie die Verzweiflung der Landschaftsmaler.

Diese sämmtlichen Ketten der Albaner-, Sabiner- und Volskerberge in ihrer duftigen Klarheit, bald lichtblau, bald tief violett, bald gesättigt purpurn und goldbesäumt, mit ihren hellleuchtenden zahlreichen Häusern, ihren Städtchen auf den Gipfeln, ihren Villen an den sanften Hängen, die goldigbraune Campagna rings umragen zu sehen, ist ein Anblick, der einem das Herz aufgehen läßt in unnennbarem Wohlgefühl.

Nur vor einigen Thoren Roms zieht sich die Kultur mit ihren spärlichen Wohnungen, Villen und Gärten noch eine kleine Strecke hinaus; überall sonst, so wie wir nur

die braunen Zinnenthürme der alten Aurelianusmauer hinter uns haben, umfängt uns sofort das mächtige Campagnagefild mit seinen Höhenzügen und leise rieselnden Bachrinnen, seinen Aquaeducten und Tenuten, seinen räthselhaften Trümmern und Gräbern, seiner Oede und seinem wundersam ergreifenden Schweigen, daß uns plötzlich zu Muthe wird, als wären wir nicht wenige Minuten nur von einer Stadt mit 180,000 Einwohnern entfernt, sondern eher viele Meilen weit von den letzten Wohnungen der Menschen plötzlich versetzt worden, denn gerade, weil wir so eben das Treiben der großen Stadt verlassen haben, wirkt der Contrast dieser Stille und Oede um so gewaltiger.

Am nächsten tritt die unbebaute Campagna an die südliche Seite der Stadt vor dem Thore San Lorenzo, der alten Porta Latina, Porta San Giovanni, Porta San Sebastiano und San Paolo, wo es nach Ostia hinaus geht.

Mein Lieblingsgang war und blieb durch die Porta San Sebastiano, welche zur Via Appia führt und in die Gegend vor Porta Latina, nicht nur, weil ich die eigentliche Oede hier am nächsten hatte, sondern weil ich die Campagna hier am schönsten, reichsten und malerischsten fand und kein anderer Weg mir auf so kurzer Strecke solch' bedeutendes Stück antiker Vergangenheit vor das Auge führte.

Schon innerhalb der Mauern, lange bevor man das Thor des heiligen Sebastianus erreicht, beginnt hier die Stille der Einsamkeit, ja oft schon empfing sie mich, so wie ich kaum meine Wohnung, da Casa Tarpea auf dem capitolinischen Hügel, verlassen und die Ruinenwelt des Forums

betreten hatte. Kann man doch den Campo Vaccino mit allem Recht schon als ein Stück Campagna mitten in Rom ansehen. So begleite denn der Leser mich auch von hier aus auf meiner Wanderung.

Nachdem man die hochragenden Säulenreste vom Tempel des Saturn und des Vespasian, so wie den wohlerhaltenen Bogen des Septimius Severus hinter sich gelassen, folgt man zuerst der Richtung der alten Via sacra. Zur Rechten erscheinen die drei schönen Säulen vom Dioskurentempel am palatinischen Trümmerberge, den hier die verwilderten farnesinischen Gärten bedecken; zur linken aber geht es vorbei am Tempel des Antonin und der Faustina, dann an den drei riesenhaft gähnenden Nischen der Konstantinsbasilika vorüber, dann durch den Triumphbogen des Titus, neben den Ruinen von Hadrians gewaltigem Doppeltempel, geweiht der Venus und Roma, bis man das weltberühmte Colosseum erreicht.

Hier erblickt man auf dem freien Platze einen kleinen halbzerstörten Kegel aus Backsteinmauerwerk, aus einer kreisförmigen Vertiefung ragen. Es ist die Meta sudans, jener einzige Rest der prächtigen Springbrunnen, die einst das alte Rom zu Tausenden mit dem Stäuben und Funkeln ihrer Silberfluth belebten. Dieser Brunnen steht gerade vor dem herrlichsten aller römischen Triumphbogen, vor dem des Konstantin, unter dessen Wölbung wir nun, rechts ablenkend, hindurchschreiten. Wir befinden uns jetzt längere Zeit zu beiden Seiten zwischen Mauern. Hüben zur Linken begrenzen sie die öffentlichen Spaziergänge der gregorianischen

Gärten, über deren dunkle Laubmassen der Glockenthurm und die zierliche Apsisparthie der Basilika San Giovanna und Paola hervorragen. Drüben zur Rechten schaut hoch und hell von den Trümmern des Palatins das Kloster San Bonaventura mit seinen zwei schönen Palmen im Garten herunter, während diesem zu Füßen am Abhange zwischen reichem Gebüsch, Weinlaub und Krautgärten allerlei Bogentrümmer von Aquäducten und Subtractionen hervorblicken, bis wir den Ort des ehemaligen Circus Maximus erreichen, wo die Wege jetzt sich kreuzen.

Wieder wenden wir uns links und befinden uns nun auf der langen Via di San Sebastiano, die in gerader Richtung zum Thore gleichen Namens führt und einst schon zur Via Appia gehörte, welche hier mit der Porta Capena begann. Von diesem altberühmten Thore aber ist jegliche Spur verschwunden und man weiß nicht einmal seine Stätte zu finden.

Fort und fort geht es immer zwischen hohen Gartenmauern, die zu beiden Seiten die stille Straße begrenzen. Dann und wann schauen dunkele Cypressen, Lorbeergebüsch und schlanke Rohrhalme darüber hervor; selten unterbricht eine rundgewölbte Pforte die einförmige Fläche; auch ein paar stille, fast immer geschlossene Kirchen stehen am Wege, San Nereo und Achilleo, San Sisto und San Cesareo, aber weiter zurück hinter den Mauern birgt sich manch' Schönes, Malerisches und Merkwürdiges. Zur Rechten, auf der Höhe, die uralten braunen Kirchen und Klostergebäude von Santa Balbina, und vor Allem drunten das

rothe ungeheuere Trümmerchaos der Caracallathermen, zur Linken aber schaut fern vom Monte Celio der hohe Obelisk zwischen den schönen Baumgruppen der Villa Mattei hervor; dann zeigt sich bei San Sisto ein kleiner Hof und ein Haus voll antiker Bruchstücke, Säulencapitelle, Statuenfragmente und Marmorbrocken, die hier ein Antiquitätenhändler zur Schau gelegt hat, und nun kommt eine kleine Pforte in der Mauer, die zum berühmtesten aller Gräber der ganzen Via Appia führt, zum gemeinsamen Grabe des Scipionengeschlechtes. Nach diesem folgen in den Weinbergen andere Grabbauten, verschiedene schön erhaltene Columbarien, deren Nischen noch sämmtliche Urnen bewahren, endlich erreicht man den trümmerhaften Rest des Drususbogens und gleich dahinter das Thor San Sebastiano mit seinen zwei braunen, zinnenbekrönten Thürmen, wo die Wanderung innerhalb des Stadtgebietes ihr Ende erreicht hat. Wer es aber nicht wußte, der hätte glauben müssen, schon lange aus Rom heraus zu sein, denn die Stille, die Verödung und Menschenlosigkeit, die uns auf dieser ganzen Strecke umgiebt, ist schon ergreifend genug. Wie aber ist's nun erst draußen, wenn wir die düsteren Stadtmauern und selbst die wenigen Häuser, Vignen und vereinzelten Kirchen, die noch vor dem Thore stehen, erst im Rücken haben, in jener Gegend, wo die epheuberankten Eingänge zu den dunkeln Todtenstätten der Katakomben sind und wo daneben, am Scheidewege, sich einsam das kleine Kirchlein Domine quo vadis erhebt.

Wenn es heiß und drückend war, pflegte ich hier wohl

die erste Wegerast zu halten und einzutreten in die schattige Kühle des stillen Kirchleins, obwohl dasselbe keine Kunstwerke enthält.

Es ist eine rührende und tief bedeutsame Legende, welcher diese Kirche ihr Dasein verlangt. Als Petrus, heißt es, zu Rom durch den Engel des Herrn von seinen Ketten befreit und hinausgeführt war aus dem mamertinischen Kerker, darin er geschmachtet hatte, floh er bei Nacht die appische Straße entlang, um sein Leben zu retten. Da sah er plötzlich eine hohe Gestalt auf sich zukommen, die trug ein schweres Kreuz auf ihren Schultern. Und als sie nahe kam, erkannte er, daß es sein göttlicher Herr und Meister selber war, und staunend fragte er: „Domine quo vadis?“ (Herr, wohin gehst du?) — Christus aber schaute ihn an mit traurigem Blick und antwortete: „Venio Romam iterum crucifigi“ (Ich komme nach Rom, um abermals gekreuzigt zu werden); dann verschwand er vor seinen Blicken. Petrus aber schämte sich tief, daß er feig geflohen war, und kehrte um voll Reue, predigte und verkündigte den Herrn auf's Neue, bis er muthig seinen eigenen Kreuzestod erduldete. Das ist die alte Legende, zu deren Gedächtniß sich jetzt das Kirchlein an der Stelle erhebt, da einst solches sich zugetragen haben soll.

Hier zweigt sich links ein schmaler Weg ab, der in's Thal der Egeria führt, während die Via Appia in schnurgerader Richtung weiter geht. Schon nach kurzer Strecke stellt sich ihr großartigstes Grabdenkmal dar. Es ist der gewaltige Rundthurm, der einst den Sarkophag der Caecilia

Metella barg, der Gattin eines gewiſſen Craſſus, doch nicht des reichen Triumvirs. Das Volk aber weiß Nichts davon, ſondern nennt es gedankenlos Capo di Bove, nach den Stierſchädeln im Frieſe, der ſich unter dem Geſimſe herzog und noch zum Theil ſichtbar iſt.

Die Geſtalt dieſes Grabdenkmals iſt ſo oft beſchrieben und abgebildet, daß es faſt Jedem, der ſich nur irgend mit antiker Kunſt beſchäftigt hat, hinreichend bekannt iſt.

Der Rundbau ſelbſt mit ſeiner ſtattlichen Bekleidung von Travertinquadern iſt ſo köſtlich erhalten, als ob kaum ein Jahrhundert, und nicht ein paar Jahrtauſende daran vorüber gezogen wären; auch der rieſige Peperinwürfel des Unterbaues iſt noch vollſtändig und nur ſeiner Bekleidung beraubt, während dagegen der obere Abſchluß fehlt, welcher ſicherlich aus einem niederen Kegelbau beſtand. An deſſen Stelle ſieht man nun die Trümmer eines mittelalterlichen Zinnenkranzes und anderes Gemäuer, deſſen Gefüge roh und elend genug gegen die ſtolze Herrlichkeit des antiken Mauerwerks abſticht, denn im Mittelalter war das Grabmal, wie ſo manche alte Mauerwerke, von den Gaetani zu einer Feſtung umgeſchaffen. Von dieſer Familie rührt auch die kleine Kirche, deren Trümmer dem Grabe gegenüber jenſeits der Straße liegen.

Das Innere des Grabes beſteht nur aus einer einzigen kegelförmigen Höhlung. Den Sarkophag verſetzte man im ſechszehnten Jahrhundert nach Rom, in den Hof des Palaſtes Farneſe, wo man ihn noch ſehen kann.

Und hinfort gehört man auf ſeiner Wanderung nur

der Vergangenheit an. Man wandelt auf dunklen polygonen Lavaplatten, die anfangs holprig ausgefahren daliegen, bald aber so schön, eben und genau aneinandergefügt sind, daß man sie für neu gelegt halten möchte. Zu beiden Seiten aber immer Gräber und Gräber, meilenweit sich hinziehend, endlich drüber hinaus ringsum Nichts als die schweigende Oede und die Hügellinien, die Trümmer und die Denkmale des Campagnagefildes. —

Die ganze Strecke dieser Gräberstraße, vom Grab der Caecilia Metella, bis zur elften Miglie, hat Pio Nono mit einem Kostenaufwande von 14,000 Skudi bloß legen und von ihrem tausendjährigen Schutte befreien lassen, so daß jetzt hunderte alter Römergräber offen zu Tage liegen. Eine reiche Mannigfaltigkeit der Form herrschte einst unter ihnen. Bald stellten sie Häuschen (Aediculi) und Tempelchen vor, bald waren es hohe Rundbauten, bald Terrassen- und Stufenwerke, bald halbrunde Ruhesitze, bald über-, bald unterirdische Gewölbe, bald Columbarien mit einer Menge von Nischen für die Aschengefäße und bald wieder einfache Kammern für Sarkophage, denn stets war das Verbrennen wie das Beisetzen der Todten gleich üblich. Oft waren sie reich geschmückt mit Sculpturen und köstlichen Steinarten und oft waren es auch nur wieder einfache bekrönte Denksteine (Cippen) mit dem Namen des Verstorbenen. —

Einst mag daher die ganze Straße einen prächtigen Eindruck auf den gemacht haben, der sich auf ihr, von Süden kommend, der Weltstadt näherte. Jetzt aber sind es doch nur armselige Brocken, die von so viel Herrlichkeit

übrig sind, und bei den allerwenigsten können wir die ehemalige Gestalt erkennen. Viele sind allen äußeren Marmorschmuckes beraubt und zeigen nichts als den einförmigen rohen Mauerkern von Backstein. Andere hat man auf's Gerathewohl aus den umherliegenden Trümmern wieder zusammen geflickt, noch andere mit allen möglichen verschiedenartigen Sculpturfragmenten beklebt, daß natürlich etwas ganz Anderes und Seltsames daraus entstehen mußte, während man dagegen alle Gegenstände von Kunstwerth, so wie die meisten Inschriften entfernte und in die Sammlungen brachte.

So ist denn alle echte Poesie und Stimmung gründlich vernichtet worden und das ganze Gestückte, Geflickte, Verputzte und sauber Aufgeräumte macht bei allem Interesse, das es gewährt, doch nur einen nüchternen und unerquicklichen Eindruck.

Es ist das Gleiche wie die sauber gefegten und aufgeräumten Stellen des römischen Forums; Kunst und Wissenschaft stehen sich hier in gewisser Beziehung feindlich gegenüber. Was dem Archäologen zur Freude gereicht, ist dem Maler ein Jammer, gleich wie von dem Secirmesser des Anatomen und der zerflückenden Pincette des Botanikers die Schönheit und Poesie der Natur zerstört werden.

Wie ganz anders aber wirkt so ein uraltes Römerdenkmal in schweigerder Wildniß, umwuchert und umblüht von Gestrüpp und Geranke, halb aus dem Boden schauend, halb davon geheimnißvoll verhüllt.

Die Gräberstraße der Via Appia dagegen ist zu einem reinen Museum geworden; daher giebt es denn auch keine passendere Staffage dafür, als neugierige Touristen und Touristinnen in elegantem Reisecostüm und in der Hand den Murray, oder irgend einen Catalog der Gräber.

Beim fünften Meilensteine findet sich ein freier, mit Steinplatten belegter Platz. Hier war ein sogenanntes Ustrinum, ein alter Verbrennungsplatz für die Todten, und seitwärts zur Linken der Straße erhebt sich roth und riesig, durchbrochen mit hochgewölbten Thoren und Fensteröffnungen, wieder eine Trümmergruppe eines alten räthselhaften Römerbaues. Keiner weiß, was hier gewesen ist. Bald hält man sie für Magazine, bald für Thermen, bald für Villenanlagen. Die Hirten der Campagna aber sagen, bis hierher habe einst die Stadt gereicht und sie nennen darum jene Ruinenmassen Roma vecchia.

In dieser Gegend thut man wohl, die appische Straße zu verlassen, denn ihr größter Reiz ist hier zu Ende. Die Campagna aber entfaltet sich hier und noch weiter links nach dem Thal der Egeria und der Via latina zu einer großartigen Schönheit, wie weit und breit nicht umher. Vor allem aber entzückend ist hier der Anblick des Albanergebirges, das in seinem duftigen Violettblau und im leuchtenden Weiß seiner reizenden Ortschaften und Villen, mit denen es besäet ist, in einer Linienherrlichkeit erscheint, daß der entzückt schwelgende Blick sich kaum davon loszureißen vermag. —

Auch an der Via latina sind antike Gräber, wenn auch nicht in so reicher Zahl, wie an der Appia, aber

mehrere davon sind so schön und wohlerhalten, wie nichts Anderes. Einige sind kleine, zierliche und trefflich gemauerte Häuschen aus gelbrothen und gelben Backsteinen, an denen auch die Friese und Pilastercapitelle aus gebranntem Thon bestehen. Meistens sind sie zweistöckig, unten die gewölbte Grabkammer enthaltend, und darüber einen höheren Raum, der wohl für den Todtencultus bestimmt war. Jetzt stehen sie sämmtlich offen und leer, ein willkommener Zufluchtsort der Hirten und Heerden bei Nacht, Sturm und Regen.

Bei weitem die schönsten und interessantesten aber sind unter der Erde, erst entdeckt in den letzten der fünfziger Jahre von einem Signore Fortunati, der hier eigens um Ausgrabungen zu unternehmen eine Fläche Landes gepachtet hatte. Kaum aber war er so glücklich, durch solche Funde sein Unternehmen belohnt zu sehen, als die päpstliche Regierung sofort auch hindernd dazwischentrat, um selber die Sache in die Hand zu nehmen, zu eigenem Nutzen. Es ging aber wie immer. Von nun an ward Nichts mehr daran gethan und Alles vernachlässigt.

Zu Oefterem habe ich diese interessanten Gräber besucht, bald allein, bald in Gesellschaft von Künstlern und Archäologen. Mit den üblichen kleinen hellbrennenden Wachskerzen, die man Cerini nennt, steigt man hinein. Die weiße Stuckbekleidung am Tonnengewölbe des einen ist auf's Zierlichste in viele kleine Felder getheilt, deren jedes fast immer eine Gruppe von je zwei schwebenden phantastischen Gestalten einnimmt, von Centauren, Nereiden, Tritonen, geflügelten Genien u. s. w., Alles leicht, keck, zart und

genial, aus freier Hand in flachem Relief in dem weißen Stuck hinfizzirt, von der heitersten, reizvollsten Anmuth, dem frischesten Leben erfüllt und endlich auf's Köstlichste erhalten.

Noch reicher ist die Wölbung des andern zweikammrigen Grabes, die neben ähnlichen Stuckreliefs auch noch Felder mit gemalten Landschaften, bunten Blumen, Früchten, Vögeln und Schmetterlingen hat. In diesem sind auch noch die Sarkophage vorhanden, die in ersteren schon bei der Entdeckung derselben fehlten.

Es ist als ob man das Gemach eines heitern Lust- oder Gartenhauses sähe, und nicht einen Ort des Todes, solch' eine sonnige und lebensfreudige Heiterkeit strahlte im Altenthum noch bis in's dunkle Grab hinein.

Welch ein Gegensatz zum düstern Gräbercultus der Christen! Und dennoch heißt es bei diesen: Tod wo ist dein Stachel, Hölle wo dein Sieg! — Wie reimt sich das! —

Aber in der ganzen Campagna war mir kein Ort ein so lieber Aufenthalt, als jene sanfte Einsenkung, die der Almobach durchrieselt, das sogenannte Thal der Egeria. Kein Ort schien mir so lieblich, so schön und heimlich, so malerisch, so reich an Interesse und so poesievoll, als dies kleine herrliche Stückchen Erde. Zu allen Tageszeiten habe ich dort geweilt, in lichter, thaublitzender Morgenstunde, in schwüler hochsonniger Mittagszeit, in der warmtönigen Farbenschönheit des Spätnachmittags, in der Strahlengluth des Sonnenuntergangs, und selbst wenn schon der Mond seine sanfte Lichtfluth über das weite stille Gefilde zittern

ließ, und immer hatte das kleine Thal neuen Reiz für mich. Und wie mag es gewesen sein, als es noch war, wie es mir mein alter Freund Willers, der wackre Landschafter, und Andere schilderten, damals, als noch eine herrliche Baumpracht die nahen Hügel schmückte und die dunkle Egeriengrotte, in ihrer köstlichen Laubumwölbung alter Ulmen und immergrüner Eichen, noch ihren ganzen heimlich wonnigen Zauber an sich trug? Jetzt hat Torlonia, der fürstliche Banquier, dem nun leider Alles ringsum gehört, in seiner bekannten, sehr unadeligen Weise Alles kahl abgeholzt und zu Gelde gemacht. Noch lassen die vielen traurigen Baumstümpfe überall schmerzlich erkennen, wie viel Herrliches, welche poesievolle Schönheit hier zerstört ward. Für mich indeß war der Zauber des Egerienthals noch nicht gebrochen, er zog mich hin, er umfing mich dort und ließ mich nicht wieder los, fort und fort, bis auf den heutigen Tag, da hunderte von Meilen dazwischen liegen. Blieb doch trotz aller Verwüstung noch genug des Schönen übrig, um ein Menschenherz glücklich zu machen.

In sanften und feinen Linien senkten sich zu beiden Seiten die Hügelzüge in die Niederung, lieblich durchrieselte noch der Almo den üppigen Wiesengrund, aus dessen Mitte in Sumpf und Rohr ein antikes Grab ragte; unversehrt stand noch drüben am Abhange der heilige Eichenhain und nicht fern von diesem erhob sich der kleine sogenannte Bacchustempel, der, wohl auch nichts Anderes als ein antiker Grabbau, in frühchristlicher Zeit aber zur Kirche St. Urbano umgeschaffen wurde. Oft besuchte ich das

Innere und schaute die uralten merkwürdigen Wandmalereien aus längst verschollener Zeit darin an, die in ihrer unbeholfenen, rohen, aber kindlichen Naivetäts stets einen neuen fesselnden Reiz übten. Indeß noch lieber war es mir in der Grotte selbst zu weilen, die sicher nichts Anderes war, als ein antikes Nymphäum, ein Brunnengewölbe, wie es deren einst so viele in oder um Rom gegeben hat. Die Stille und Kühle, das wohlthuende Dämmerlicht in dieser Wölbung, der schöne dunkle Ton des feuchten Gemäuers, die köstliche Bekleidung desselben mit dem reizenden Venusfarrn (Adiantum Capillus Veneris), das leise Tropfen und Rieseln des sickernden Wassers und die ganze unbeschreibliche Heimlichkeit des Orts — Alles und Jedes vereinigt sich, um das Gemüth in ein friedenvolles Traumleben, in eine stillselige Weltvergessenheit zu versenken. Kein Ort weit und breit ringsum dürfte würdiger sein der schönen Sage vom edlen Numa, der hierher eilte, entfliehend den Sorgen des Herrscherthrones, um in dieser trauten Weltabgeschiedenheit bei einem geliebten, herrlichen Wesen den Frieden, die Liebe, die Herrschermilde und die Hoffnung wieder zu finden, wenn draußen die Welt ihn ärmer daran gemacht hatte. Endlich als köstlicher Hintergrund zu allem Diesen blaute von fern in ewiger, unzerstörbarer Lieblichkeit und Schönheit das duftige Albanergebirge herüber, dessen Linienherrlichkeit auch die Habgier von hundert Torlonias Nichts anhaben könnte. —

Zu den geschilderten Landschaftsbildern fehlte nun Nichts mehr, als die Staffage und diese bietet uns die

Campagna so echt und naturwüchsig, so charaktervoll und malerisch bedeutsam, wie wir es nur wünschen können.

In der Nähe der Stadt freilich stört noch manche moderne Gestalt die ernste Stimmung des Ganzen auf unangenehme Weise. Elegante Touristen begegnen uns zu Fuß und zu Wagen, junge Engländer oder England nachäffende vornehme Römer galoppiren zu Roß an uns vorüber, Photographen stellen ihre Kasten auf, Damen sitzen und malen ihr Album voll und römische Jagdliebhaber und Tagediebe schießen nach armen Lerchen; doch Alles verschwindet, so wie wir ferner und ferner den Thoren Roms kommen, so weit, bis wir nicht einmal mehr den Klang der Glocken vernehmen können und vielleicht nur noch an der einsam ragenden Peterskuppel wissen, wo Rom liegt. Hier nun gehört, was wir schauen, nur der Campagna an, Alles ist so, daß wir dasselbe an keinem andern Ort wünschen möchten, während es uns hier fast als eine nothwendige Ergänzung erscheint. Aber manche Stunde weit können wir oft streifen, ehe wir ein einziges menschliches Wesen wahrnehmen, ja zuweilen wirkt diese Menschenlosigkeit fast schauerlich auf's Gemüth. Endlich sehen wir dann wohl aus einer einsamen Tenute (Gehöft) einen dünnen Rauchfaden aufsteigen und ein paar fieberkranke elende Gestalten mit erdfahlen Gesichtern schauen uns entgegen. — Dann, nachdem wir weiter gewandert und wiederum uns längere Zeit die stille baum- und menschenleere Oede umfangen hat, trabt wohl in hohem Holzsattel und auf klapperdürrem Gaule mit Spitzhut, Sammetjacke und ledernen Beinschienen,

die ſtattliche Geſtalt eines ſchwarzbärtigen Campagnolen an uns vorüber, der nach ſeinen zerſtreuten Pachtungen, den einzelnen Tenuten und weidenden Rinderheerden ſehen will, und endlich, noch weiter in der Einſamkeit ſehen wir eine kleine Rohrhütte, kreisrund und mit einem ſpitzen Dache verſehen, aus deſſen Gipfel meiſtens drei kleine Holzkreuze ſchauen. Ringsum aber weiden die Heerden grauer, mächtig gehörnter Rinder oder kurzpelziger Schafe, umkreiſt und bewacht von großen, zottigen und halbwilden Wolfshunden, die mit wüthendem Gebell ſich auf jeden Fremden ſtürzen, der ſich naht. Es iſt daher gefährlich, unbewaffnet und allein hinan zu treten und ſchon Mancher wurde von ihnen auf's Gräßlichſte zerfleiſcht. Zum Glück aber pflegt ihr Herr, der Hirte, dem ſie auf's Wort gehorchen, nicht fern zu ſein. — Da ſteht er auf langem, lanzenartigem Stabe gelehnt, zottig und wirr wie ſeine Hunde, und blickt träumend in die ſtille Oede hinaus. Auf dem reichen dunklen Haupthaar ſitzt der verwitterte Spitzhut und beſchattet das ſonnenbraune Antlitz, deſſen Züge uns oft genug durch ihre wahrhaft edle antike Schönheit überraſchen. Einen Schafpelz um die Schulter, ein grobes Leinenhemd und ein kurzes Beinkleid ſind ſeine ganze Tracht, nackt ſind die braunen Beine vom Knie abwärts, lederne Sandalen ſchützen den Fuß. So ſteht er da oder liegt ruhend im Schatten der alten Trümmer, ein echter, ſtiller Sohn der ſtillen Campagna. Seine Bedürfniſſe ſind unendlich gering. Grobes Maisbrod iſt faſt ſeine einzige Speiſe, dazu löſcht die Milch der Heerden oder ein Trunk herben, dunklen

Weines seinen Durst. Oft genug hat er nicht einmal eine Hütte. Eine Puzzolangrube oder eine andere Höhlung im Tuffstein oder ein leerer antiker Grabbau ist dann seine Wohnung und Zuflucht. —

Ein paar fromme Gebete an Gott, Christus, die Madonna oder seinen Schutzheiligen sind Alles, was diese Hirten gelernt haben.

Aber nach Rom sind sie Alle gekommen, auch die fernsten des Gebirges doch wenigstens einmal. Rom's heilige Pracht haben sie Alle geschaut und das erhabene Bild mag glanzvoll ihre Seele durchstrahlen, ein Vorgefühl einstiger Himmelsherrlichkeit. —

Oft und gerne habe ich mit ihnen geredet und mich gefreut und erquickt an ihrer kindlichen Einfalt, Herzensgüte und Zutraulichkeit. Keiner von ihnen aber hat mich mit größerer Theilnahme erfüllt, als ein alter weißhaariger Hirte mit langem Barte, den ich, als mich einst ein Wandergenosse begleitete, ruhend und zu meinem Erstaunen in einem alten Buche vertieft fand. Es war an einem schönen Frühlingstage im Carneval. Er schaute auf, als wir heran kamen, grüßte freundlich nickend und blickte dann ruhig wieder in sein Buch.

Aber wir unterbrachen ihn und redeten mit ihm. „Ihr könnt lesen?" fragten wir verwundert, „was leset Ihr denn da?" Schweigend reichte er uns das vielfach zerrissene und gebräunten Büchlein. Es war — das alte Testament, und gerade las er die alten rührenden Hirtengeschichten der Patriarchenzeit, las von Isaak und seiner Werbung um

Rebecka, von Jakob und seinem Vertrag mit Laban, von der Heerdentheilung, von Joseph und seinen Brüdern und von Allem, was sich zugetragen hatte auf Mesopotamien's und Kanaans's weiten Grasebenen. — Wie mußte des Alten Seele sich daran versenken können, es war ja fast Alles rings um ihn her wie in jener vieltausendjährigen Vergangenheit. —

„Ja, ich kann lesen, und freue mich, daß ich's kann," sprach er. „Der gute Pater . . . . (hier nannte er einen Namen, der mir entfallen ist), der hat's mich gelehrt. Das ist ein schönes, heiliges Buch, das." — „Und Ihr," setzte er dann hinzu, „Ihr seid heute in die Campagna gekommen, seid nicht in Rom beim Carneval?" —

„Nein, aber möchtet Ihr denn nicht einmal hinein gehen und die Luft mit anschauen, Alter? —"

„Nein, nein," sprach er kopfschüttelnd, „das ist Nichts, als ein großer Wirrwarr (gran confusione). Hier ist's besser, hier ist's ruhig und schön, ich bleibe bei meiner Heerde, aber Ostern gehe ich hinein. —"

Es war uns, als ob wir selber eine jener Petriarchengestalten vor uns schauten. —

Die Hirten und die Tenutenbewohner machen eigentlich die ganze Bevölkerung der Campagna aus. Dagegen ist an Gefahr von Räubern und Wegelagern nicht zu denken, denn für solche wäre die selten besuchte Einöde sicher ein unergiebiges Feld. Eher wäre schon ein Anfall durch ein paar dieser Strolche in der Nähe der Thore zu fürchten. Indeß auch davon hört man so selten, daß es gar nicht in Betracht kommt.

Eine Gefahr von viel grauſigerer Art, in die ich ſelber einigemale um ein Haar gerathen wäre, iſt für den einſamen Wanderer vorhanden, wenn er in der Dämmerung vom Wege abſtreift.

Urplötzlich und ohne das geringſte Merkzeichen kann nämlich, dicht vor den Füßen im Boden eine ſchwarze Oeffnung ihn angähnen, zu einer alten Katakombe, einem dunklen Keller, oder zu einem tiefen Ciſternengewölbe alter Zeit führend, wie derartige Werke ſo viele der räthſelvolle Boden hegt. Und wehe dem, der achtlos und raſch dann vorwärts ginge. Ein Schritt, — und verſchwunden wäre er im Nu, hinabgeſauſt in die dunkle Tiefe, mit zerſchmetterten Gliedern läge er hülflos da, abgeſchieden mit einem Male aus der Mitte der Lebendigen, ſicher dem qualvollen Tode einſamen Verhungerns in der grauſigen Dunkelheit verfallen, denn ſehr ſchwach wäre die Hoffnung auf zufällige Erlöſung in dieſer Verlaſſenheit, wo weit und breit oft wochenlang keine Menſchenſeele zu finden iſt.

Einmal unterſuchte ich näher die kleine runde Oeffnung, an deren Rand ich mich plötzlich befand. Ich warf brennende Reibhölzchen hinein und entdeckte einen kegelförmig ſich unten erweiternden Raum von etwa zwanzig Fuß Tiefe, angefüllt mit Schutt und Schlamm, wohl ein antiker Waſſerbehälter. Sich an dieſen glatten überhängenden inneren Wänden wieder empor zu arbeiten, wäre unmöglich geweſen, und ich muß geſtehen, daß ſchon der bloße Gedanke an einen ſolchen Fall, mich mit tiefſtem Grauſen erfüllte. —

Man sollte nun glauben, in der Ungestörtheit einer solchen menschenleeren Wildniß müßte sich ein reiches Thierleben entwickelt haben. In dieser Beziehung aber ist eine Armuth dort, die man sich durchaus nicht erklären kann. Es ist, als ob die Thiere sich zurückzögen, um das große Schweigen des riesigen Gräberfeldes nicht zu stören. Selten nur sieht man einen Fuchs schleichen oder einen Hasen vor sich hin fliehen, während Dohlen und Falken um die epheuberankten Trümmer der Wasserleitungen, Grabmäler und Castelle flattern, dann und wann im Frühlinge lieblich schwirrend eine Lerche aufsteigt und anderes piependes und zwitscherndes Gevögel von Gestein zu Gestein fliegt und endlich wohl plötzlich ein Volk Rebhühner und Wachteln emporrauscht. Das ist fast Alles, was man von höheren Thiergattungen zu sehen bekommt.

Nur im busch- und gestrüppreichen Strich, der sich längs dem Meere hinzieht, tritt die wilde Thierwelt reicher und mannigfacher auf. Hier giebt es Wildschweine und Rehe in Menge, selbst das afrikanische Stachelschwein ist in diesen Wildnissen nicht selten, und Heerden von halbwilden Büffeln arbeiten sich mit ihren schwarzen Leibern durch Sumpf und Gestrüpp.

Auch hier ist die Bodennutzung einzig und allein als Weideland und nur ein sehr schmaler Strich, meistens sich an den Bergen hinziehend, gehört dem Ackerbau an. —

Wohl mag der Nationalockonom gerechte und bittere Klagen anstimmen über die Verwüstung und Verödung einer einst so blühenden Gegend, wohl mag sich ihm die Frage

aufdrängen, wie das denn im Laufe der Zeiten so gekommen ist, welche Umstände einwirkten, daß rings das Land nach und nach in die Hände der Kirche und weniger großer Besitzer gelangte, denn darin eben steckt hier das ganze Uebel. In ihrem uralten Schlendrian ziehen nämlich diese vor, alles Land jahrein, jahraus zu verpachten, anstatt es selber ordentlich zu bebauen und zu kultiviren. So geben sie es denn einigen großen und meistens sehr reich gewordenen Hauptpächtern, den sog. mercanti di campagna, in die Hände; diese haben dann wieder ihre armen kleinen Afterpächter, die sie nur zu häufig bis auf's Blut aussaugen und die dann natürlich wieder gezwungen werden, den Boden auszusaugen oder wenigstens ihn verkommen zu lassen, denn Nichts bleibt ihnen zur Bestreitung von Kulturkosten. Doch hier ist nicht der Ort für solche Untersuchungen. Die Darstellung der ganzen traurigen Wirthschaftsverhältnisse mag einem andern Aufsatze vorbehalten bleiben. Wie ich mich einst durch solche Gedanken nicht im ästhetischen Genusse jener Landschaft stören ließ, sondern sie in ihrem Character und ihrer wunderbaren Schönheit hinnahm und mich an ihr erfreute, wie sie nun einmal war, so will ich auch hier nicht dadurch die einheitliche Stimmung des geschilderten Landschaftsbildes verderben. Und genug denn jetzt davon.

Das ist die Campagna, wie sie da liegt. Reich und blühend einst mit Städten, Fruchtgärten und Kornfeldern schon vor Jahrtausenden, eher noch einmal an Rom gedacht ward; darauf, die ungeheuere Weltstadt in der Mitte, ein

glänzendes Bild von Villen, Prachtgärten und marmorglänzenden Römergräbern; dann das große Kampfgefild von wild daher fluthenden fremden Völkerschaaren, von Gothen und Longobarden, Alanen, Vandalen und Hunnen; dann lange Zeit der verwüstete Tummelplatz der übermüthigen, rauf- und beutelustigen Barone des Mittelalters und endlich der stille Weideplatz der Heerden, der große, ernste, welthistorische Friedhof. — Das ist die Campagna.

Wird sie immer bleiben, wie sie jetzt ist? Oder ist mit dem neuen Italien auch für sie eine neue und bessere Zeit angebrochen — wer weiß es?

„Und aber nach fünfhundert Jahren
Will ich desselben Weges fahren"

heißt es in der Rückert'schen Dichtung. Welch' ein Bild wird sie dann bieten? —

Zum heutigen Kunſtleben.

oft genug, wenn ich in stillem Genießen und in echter Herzensbefriedigung in Rom oder den andern kunsterfüllten Städten Italiens, auf Plätzen und Gassen, in den stets offenen Kirchen und Hallen die reiche Fülle edler Kunstschöpfungen anschaute, mischte sich ein wehmütiges Gefühl in meine Freude, indem ich daran dachte, daß in meinem Vaterlande die Kunst noch zum größten Theile reine Salonkunst ist, nur den Gebildeten und „anständig Gekleideten“ zugänglich, dem Volke aber in unnahbare Ferne gerückt, und wo sie auch öffentlich auftritt, doch nicht aus dem Volke hervorging, vom Volke recht verstanden und genossen wird.

Ein gesundes öffentliches Kunstleben beruht doch eben nur in der Mitwirkung und im Mitgenuß Aller, zugleich aber auch in jenem warmen und stolzen Heimathsgefühle, das da spricht: „die Heimath geht uns über Alles, ihr weihen wir darum den schönsten und köstlichsten Schmuck“

Die herrlichste Erscheinung dieses Gefühls bot einst Athen in seiner Blüthezeit. Da standen die größesten Baumeister und Bildner vor allem Volke und legten ihre Gedanken und Pläne dar, wie die geliebte Vaterstadt zu schmücken sei. — Und welch' ein Geist Alle beseelte, mag hier eine einzige Geschichte darthun.

Es galt zu berathen, aus welchem Stoffe das hohe Pallasbild für den Parthenon sein sollte. Phidias erklärte sich entschieden für Marmor, weil er aus den Bergen des Vaterlandes stamme, weil er einfach schöner und edler sei, als alles Andere.

Das Volk war schon damit einverstanden. Nun aber fügte er noch hinzu, daß endlich der heimische Marmor nicht halb so viel kosten würde, als wenn er Elfenbein und Gold, wie zu seinem colossalen olympischen Zeus, nehme.

Kaum hatte er das angeführt, da rief das ganze versammelte Volk laut und stürmisch: Gold und Elfenbein solle er nehmen, dem erhabensten Bildwerk zieme nur der kostbarste Stoff.

So dachten die hochgesinnten Athener, obwohl allein das goldene Gewand der Göttin nach unserem Gelde nicht weniger als auf 780,000 Thaler zu stehen kam.

Heute wär's gerade umgekehrt gewesen, heute hätte ein Phidias vielleicht mit allen andern Gründen nichts ausgerichtet, aber eben sein letzter hätte sicher durchgeschlagen.

Indeß auch in der Blüthezeit des mittelalterlichen Städtelebens, im 14., 15. und 16. Jahrhundert, sehen wir verwandte Erscheinungen in wahrhaft erhebender Weise zu

Tage treten und eine reiche Zahl herrlicher Denkmale meldet davon noch in unsern Tagen.

Nicht allein, daß die heilige und machtvolle Begeisterung jener Zeit, welche die ganze Christenheit erfüllte, die erhabenen Dome wölbte und ihre wunderherrlichen Thurmpyramiden in das Blau des Himmels steigen ließ, nicht allein, daß die fromme Einfalt mit liebevoller Innigkeit hier einen geschnitzten Altarschrein oder ein kunstvoll durchbrochenes Sacramentshaus, dort ein auf edlen Goldgrund gemaltes Heiligenbild, und dort wieder ein farbenglühendes Kirchenfenster stiftete, nein überall und überall, Mauern und Thore, Markt und Gassen, Rathhäuser und Zunfthallen schmückte das kraftvolle, lebensfreudige und schönheitserfüllte Bürgerthum aus echter Lust am Schönen und Liebe zur Vaterstadt mit den herzerfreuenden Werken der Kunst. In rührigstem Wetteifer suchte jede Stadt die Nachbarstädte darin zu überbieten; und ein Wunderwerk der Kunst zu besitzen, das weit und breit seinesgleichen nicht hatte, war dann der größte Stolz jener alten Stadtbürger.

Schaut sie euch an, unsere alten freien Reichsstädte im Norden und Süden des deutschen Vaterlandes, die noch ihr altes Kleid bewahrt haben, geht nach Lübeck, Braunschweig oder Danzig, besucht Ulm, Augsburg, Regensburg und vor Allem das herrliche Nürnberg, die können euch erzählen von jenen schönheitsseligen Tagen, besser, als man's hier schildern kann; von den alten wundervollen Städten Italiens gar nicht einmal zu reden.

Der unselige dreißigjährige Krieg streifte in Deutschland

leider alle Blüthen ab, und was übrig geblieben war vom Kunstleben, sehen wir im 17. und 18. Jahrhundert nur an prunksüchtigen Höfen und zur Verherrlichung eines Absolutismus nach dem alleinigen Vorbilde Frankreichs.

Das nun bald die Kunst in den hohlen, aufgeblähten Schwulst des Rococco und von diesem sodann in die kleinliche Verschnörkelung eines dürren und schwächlichen Zopfthums ausarten mußte, lag durchaus in der Natur der Sache.

Jene Zeiten sind, Gott sei Dank, längst überstanden. Ein gesunderer, frischer Geist durchweht die Gemüther.

Werfen wir nun einen Blick auf das öffentliche und monumentale Kunstleben der Gegenwart und zwar zuerst auf das Gebiet der Architectur. Wir dürfen es offen aussprechen, daß sich hier die erfreulichsten Erscheinungen darbieten. Mag unserer Zeit auch leider noch immer ein echt eigenthümlicher Baustyl fehlen, der sie für alle Zukunft kennzeichnet, mag sie deshalb noch immer zu den Formen der Vergangenheit greifen müssen, so können wir doch nicht leugnen, daß die traurige Nüchternheit und gänzliche Stylosigkeit der letztvergangenen Periode, die noch zum Theil bis in die dreißiger Jahre hinein ausschließlich nur das Nothwendige und rein Praktische im Auge habend, die meisten Gebäude zu den entsetzlich kahlen, glattgetünchten, ungegliederten Fensterkasten schuf, doch gründlich überwunden ist und dafür ein schönes Streben, den Bauwerken ein characteristisches Gepräge und einen Ausdruck ihrer Bestimmung zu geben, an die Stelle trat.

Zwar fehlt der großen Menge noch das genügende Verständniß dafür, aber sie verabscheut doch schon die alte Kahlheit, sie verlangt schon nach Characteristik und sie freut sich der Schönheit. Und hierauf eben können wir frohe Hoffnungen für die Zukunft deutscher Kunst bauen, ist doch die erste Lebensbedingung der Kunst die Freude daran.

Die Skulptur unserer Tage sehen wir vor Allem beschäftigt mit jenen Standbildern, welche überall die dankbare Verehrung dem Andenken hervorragender und verdienstvoller Männer weihet. Seit der Wiedergeburt der Bildhauerei ist in dieser Art wohl nirgends in der Welt so viel des Schönen und Bedeutsamen zu Tage getreten, wie in Deutschland, gegen welches aller andere öffentliche bildnerische Schmuck, sei er nun für Bauwerke, wie Kirchen, Theater, Rath- und Ständehäuser, oder für öffentliche Plätze, Brunnen, Gärten u. s. w. bestimmt, hier vollkommen in den Hintergrund tritt.

Die Malerei der Gegenwart endlich, obwohl man ihr ungleich mehr Pflege und Theilnahme als der vorigen Kunst zuwendet, ist fast gänzlich auf die Unterstützung Einzelner angewiesen.

Nur die kirchliche Malerei hat einiges öffentliches Leben, und namentlich ist es noch immer der Katholicismus, welcher fort und fort manches farbenleuchtende Bild seiner Kirche erstehen läßt. Doch auch läßt wohl hier und da eine protestantische Gemeinde ein Altarbild malen.

Die übrige monumentale Malerei fristet allein ihr Leben durch die Pflege einzelner deutscher Fürsten und

weniger anderer Mäcene. Jene Fälle, wo Stadtgemeinden, wie z. B. die von Aachen und Elberfeld, ihre Rathhäuser und andere öffentliche Gebäude mit historischen und allegorischen Bildern schmückten, stehen so vereinzelt da, daß sie kaum in Betracht kommen können.

Wenn wir vom öffentlichen Kunstleben reden, so dürfen wir das in unseren Kunstvereinen und deren Kunstausstellungen nicht dazu rechnen. Höchstens ein halböffentliches können wir es nennen, nur gefördert und nur genossen von den durch Stand, Bildung und Vermögen bevorzugten Schichten des Publikums. Die monumentale Kunst wird sehr wenig dadurch unterstützt, dem eigentlichen Volke kommt noch weniger davon zu Gute und die Künstler selbst endlich müssen jene Kunstvereine und Ausstellungen eigentlich nur als bequeme Mittel, bekannt zu werden und zu verkaufen, ansehen; Anregung, Erwärmung, Begeisterung kann ihnen nicht daraus erwachsen. Sie sind und bleiben für sie fast nur die bloßen Märkte.

Wie ist hier zu helfen, welcher Weg einzuschlagen, Beides zu fördern, die monumentale Kunst selbst und die lebendige Theilnahme des Volks daran?

Wohl giebt es ein Mittel.

Die ganze Herrlichkeit hellenischen Kunstlebens lag allein begründet in der engen Verbindung der Künstler mit dem Volke. Die Verfassung Griechenlands und das ganze öffentliche Leben veranlaßten dort schon das Volk, stets mit dem Künstler über ein zu schaffendes Werk gemeinsam und offen in Verkehr zu treten, Vorschläge zu machen und

entgegenzunehmen, Lob und Tadel zu äußern, des Künstlers Dank oder seine Vertheidigung gegen etwaige Angriffe anzuhören, also stets in unmittelbarer Wechselwirkung mit ihm zu sein. Durch eine solch' enge Verbindung der Kunst mit dem Leben mußte wieder Leben in die Kunst strömen.

Das ist es, was wir zuerst erstreben müssen, eine lebendige Wechselwirkung zwischen Künstler und Volk.

Der Künstler muß wieder bei jedem Werk vorher wissen, für wen und für was es bestimmt ist und das Volk wieder von vornherein schon deshalb Interesse daran haben, weil dasselbe auf seinen Wunsch geschaffen wird. Das Volk muß sich wieder freuen seiner Künstler, der Künstler sich erwärmen an der Freude seines Volkes. Darin liegt Alles.

Zwar ein hellenisches Volksleben haben wir noch nicht und auch noch kein Volk für ein solches. Aber wir haben etwas Anderes, wodurch jene nothwendige Wechselwirkung zwischen Künstler und Volk zu Stande kommen könnte. Dies Mittel liegt im Geiste der Association — eben in den Vereinen, den echten Kindern unserer Zeit, und es kommt nur darauf an, daß durch die Vereine auch das außerhalb derselben stehende Volk zur Theilnahme am öffentlichen Kunstleben herbeigezogen werde.

Wie dieses zu erreichen sei, will ich hier in gedrängter Kürze darzustellen versuchen.

Es müssen sich also überall Vereine bilden, die sich zunächst die Aufgabe stellen, ihre Vaterstadt nach ihren Kräften mit öffentlichen Kunstwerken zu schmücken. „Städtische

Kunstgenossenschaften" möchte ihr passendster Name sein, den auch ich hier vorläufig beibehalten will.

Durch entsprechende regelmäßige Beiträge der Mitglieder würden die nöthigen Geldmittel zusammengebracht und das Minimum dieser Beiträge müßte so sein, daß es auch weniger Bemittelten leicht wäre, Theil an den Vereinen zu nehmen.

Jährlich nun oder auch alle zwei oder drei Jahre, je nachdem die Geldmittel dem entsprächen, verliehe die Kunstgenossenschaft der Vaterstadt einen künstlerischen Schmuck, sei es nun von welcher Art und Bedeutung es wolle, ob der Architectur, der Sculptur oder der Malerei angehörig.

In freier, öffentlicher Berathung träte sie zusammen und alle Bürger der Stadt, gleichviel ob sie Mitglieder der Kunstgenossenschaft wären oder nicht, würden eingeladen Theil zu nehmen an der Berathung. Jeder volljährige Bürger dürfte Vorschläge machen und seine Wünsche aussprechen. Nur die Abstimmung bliebe den eigentlichen Mitgliedern vorbehalten.

Da würde also im ersten Jahre z. B. irgend ein öffentlicher Brunnen architectonisch geschmückt, im zweiten die Büste eines verdienstvollen Mitbürgers aufgestellt, im dritten ließ man für die Rathhaushalle ein Bild aus der vaterstädtischen oder deutschen Geschichte malen, oder man zierte mit einem religiösen Bilde eine der Kirchen, oder in noch einem andern Jahre würde vielleicht ein edel gebildeter Kandelaber aufgerichtet, wieder ein andermal den öffentlichen Spaziergängen irgend eine bildnerische Zierde verliehen,

und endlich gäbe es kaum eine schönere Wirksamkeit dafür, als fort und fort alte interessante Kunstdenkmale der Stadt, die vielleicht halb vergessen, verunstaltet und zerfallen ihrem gänzlichen Ruin entgegengehen wollten, wieder aus ihrer Verkommenheit und Vergessenheit ans Licht zu ziehen und herzustellen in einstiger Gestalt und Schönheit. — Hat doch schon in meiner Nachbarstadt Bremen der Künstlerverein mit ähnlicher Wirksamkeit begonnen, denn mit der Wiederherstellung seiner herrlichen gothischen Versammlungshalle hat er ein Bauwerk an's Licht gezogen, wie weit und breit kaum ein anderes ist von so edler Schönheit und Ausbildung, und welches ohne ihn sicherlich noch manches Jahrzehnt unter Schutt und Moder in tiefer Entwürdigung hätte seiner Wiederbelebung entgegen harren können, während es jetzt eine Freude Tausender ist.

Welch' reiches, großes Feld bedeutsamer Wirksamkeit wäre damit eröffnet, welche Anregung, welche lebendige Theilnahme bei Jung und Alt, bei Hoch und Niedrig müßte das erwecken und vor Allem welch' wohlthuendes Bewußtsein bei jedem Genossen hervorrufen, der zu so schönem und segensreichem Wirken und Schaffen mitgeholfen.

Nun aber mißverstehe man mich nicht. Es ist keineswegs nothwendig, daß gerade immer bedeutende und kostbare Werke geschaffen werden, nur darauf kommt es an, nur darauf ist jedesmal das Hauptgewicht zu legen, daß fort und fort die Theilnahme des Volkes am Wirken des Vereins auf's Regste erhalten werde. Das einfachste Sandsteinfigürchen, womit vor allem Volke ein öffentlicher Markt-

brunnen geschmückt wird, kann möglicherweise der wahren Kunst mehr nützen als ein ganzer schwer zugänglicher Palast voll Marmorwerke.

Sind nun in einer Versammlung dieser Kunstgenossenschaft die Verhandlungen geschlossen und ist über das zunächst zu schaffende Kunstwerk ein Beschluß gefaßt, so muß eine freie Concurrenz eröffnet werden.

Die öffentliche Ausstellung der eingelieferten Entwürfe, Skizzen, Modelle oder Cartons giebt dann abermals Anlaß zur lebendigsten und interessantesten öffentlichen Verhandlung. Welchem Entwurfe gebührt die Ehre der Ausführung, ist diese oder jene Auffassung edler und volksthümlicher? heißt es nun. Man könnte in öffentlichem Vortrag die eingesandten Entwürfe beleuchten und begutachten. Die Künstler selbst könnten auftreten und ihre Idee begründen und vertheidigen. Jeder Einzelne dürfte frei heraus seine Meinung darüber kund geben. Wenn auch dabei etwas Blödsinn mitunter zu Tage treten sollte, so schadet das durchaus nicht, sondern macht die Sache nur um so lustiger und lebendiger. Bei dieser Gelegenheit ließe sich auch ein hübsches Experiment anstellen. Man müßte nämlich einmal vor jedes der ausgestellten Werke eine Büchse setzen und Jeglicher ohne Unterschied, ob er dem Vereine angehört oder nicht, würfe ein Marmelkügelchen in die Büchse vor dem Kunstwerke seiner Wahl. So erst sähe man, was das Volk wünschte, und wovon es angesprochen würde. Der Endbeschluß könnte ja immer den eigentlichen Mitgliedern vorbehalten bleiben.

Endlich wäre das bestellte Kunstwerk vollendet und würde nun vielleicht zur Feier des Stiftungstages der Genossenschaft in großer, festlicher Versammlung unter Sang und Klang an Ort und Stelle und vor allem Volk der Stadt übergeben, deren Magistrat es feierlich in Empfang nähme. Daß natürlich ein fröhlich Festmahl die Feier beschließen und krönen müßte, versteht sich von selbst. Wir handelten sonst nicht als echte Deutsche.

Das aber wäre echtes Kunstleben und sicher im Stande, auch den Allergleichgültigsten anzuregen und zur Theilnahme zu bewegen. Eine Menge von Jüngern und Freunden würde der Kunst gewonnen, würden doch schon aus reiner Liebe zur alten Vaterstadt Viele eilen, die Hand zu bieten zu so schöner Wirksamkeit, und die Kunstgenossenschaft würde blühen zur wahren Befriedigung ihrer Mitglieder, zum Segen der Vaterstadt, zur Freude und Anregung Tausender, ein Sitz wahrer lebendurchflutheter Kunst. —

Sage mir nun Keiner, es seien für das Volk zunächst wichtigere Dinge zu bedenken, als ihm Kunstwerke zu geben: sage Niemand, das materielle Wohl des Volkes habe das nächste Recht der Berücksichtigung und ehe hier nicht geholfen sei, dürfe anderswo nicht begonnen werden, oder ein Thaler für öffentliche Arbeit sei besser angewandt, als der für ein öffentliches Kunstwerk.

Nein, das Eine ist gerade so nöthig, als das Andere. Wenige aber denken daran, daß der Thaler, der für Herstellung eines edlen, öffentlichen Kunstwerkes dient, vielen Generationen zu Gute kommt und noch nach Jahrhunderten

dazu beitragen kann, den Herzen der Menschen eine edle, reine Freude zu bereiten, sie zu erheben über das graue Werkeltagsleben zu einer höheren Stimmung, und sei's auch nur auf Minuten, sie einmal vergessen zu lassen ihr Erdenleid und Erdenloos. —

Das waren oft meine Gedanken in den schönen Schlendertagen zu Rom. Möchten sie Frucht tragen.

Eine vergessene Stadt.

Ankommend in diesem einzigen Lande, oder davon scheidend, Jeder, der nur irgendwie Blick und Herz dafür hat, muß es mit mir gestehen: Dieses Italien ist und bleibt ein wundersam Stück Welt – nicht zu erschöpfen seine Erkenntniß. — Ob Tausende und Tausende alljährlich dahin pilgerten und es durchzogen von Norden bis Süden, ob Hunderte von ihnen hernach die Feder ergriffen, vom Altmeister Goethe an bis auf die heutigen Tage, um ihrem vollen Herzen Luft zu machen im Erzählen und Schildern, was wiederum Hunderte vor ihnen bereits erzählt und geschildert hatten, daß man meinen sollte, auch kein Fleckchen und Stückchen sei darin noch unbekannt — immer doch birgt es noch eine wahre Fülle des Herrlichen und Bedeutsamen in sich, davon im übrigen Europa kaum eine Seele Ahnung hat.

An den großen von Murray, Förster, Baedeker und Gsell Fels vorgezeichneten und hinlänglich festgetretenen

Touristenstraßen ist freilich Alles bekannt genug. War Etwas nur irgend dessen werth, so wurde es beschrieben, gemessen und gezeichnet, und ist dann in Oel, in Aquarell und Gouache, oder litho-, xylo- und photographirt bis zur Uebersättigung hinter jedem Schaufenster italienischer Kunsthandlungen zu sehen.

Wer es aber liebt, einsam seitab der großen Wanderzüge zu schweifen, der kann überall noch die herrlichsten und merkwürdigsten Dinge finden, weltabgeschieden und räthselvoll daliegend, kaum erwähnt in den Reisehandbüchern, ja, zum Theil unbekannt bis auf den Namen fast.

Zu solchen Dingen gehörte noch vor Kurzem auch jene grabesstille vergessene Stadt in den pontinischen Sümpfen, gelegen am Fuße der Volskerberge, Ninfa mit Namen — ein Pompeji des Mittelalters.

Obgleich dieser wunderbare Ort in einem einzigen Tage von Rom aus zu erreichen ist, fällt es äußerst selten Jemandem ein, ihn aufzusuchen. Das nahe Albanergebirge versäumt wohl kein Einziger der Fremden kennen zu lernen; auch zu dem der Sabiner zieht der größte Theil der Menge, und sei's auch nur, um einen schönen Tag bei den cascadenumstäubten Tempeln des schattenvollen Tivoli zu genießen. Das Gebirge der Volsker liegt in seiner ernsten Großartigkeit so gut wie unbekannt da. Höchstens, daß in schönen Sommertagen ein jugendfrischer Fußwanderer oder ein paar schönheitsdurstige Künstler hineinstreifen. Aber manches Jahr vergeht auch, in welchem kein fremdes Auge seine ernste Schönheit schauet. —

Schon vor meiner italienischen Reise hatte mir daheim ein Freund von diesem Ninfa erzählt und meine Sehnsucht, das wundersame Ding zu sehen, in mir mächtig angefacht. Ich wollte Rom und den Süden nicht verlassen, ohne es besucht zu haben. Es gelang mir leider nicht, einen Wandergenossen dafür zu finden; so zog ich denn an einem klaren Morgen des Oktobermonds allein fort, den blauen Bergen zu.

Die Eisenbahn, welche seit einigen Jahren Rom mit Neapel verbindet, war im selbigen Sommer bis Albano bereits dem Verkehr übergeben. Ich benutzte dieselbe.

Sie führt in südöstlicher Richtung durch den malerischsten Theil der stillen römischen Campagna, fast immer in grader Linie zwischen der Via Latina und der gräbervollen Via Appia sich haltend. — Bald ist Rom aus den Augen bis auf die rothbraunen, thurmreichen Stadtmauern, das statuenverzierte Dach der Laterankirche und die Riesenkuppel St. Peters, die in ruhiger Majestät weiter zurück einsam emporragt. Rings aber, wohin man nur schaut, dehnt sich in ewig sanftem Auf und Ab die weite grüne Weidefläche mit Hügeln und Trümmern. Vorbei saust man an den langen Bogenreihen antiker Aquaducte, an formlosen Mauerklumpen, die wie rothe Felsen aus dem Boden schauen und an manchem zerstörten Marmorgrabe, während immer das blauduftige Albanergebirge mit seinen hellschimmernden, zahlreichen, kleinen Ortschaften in reizvoller Linienschönheit vor uns bleibt.

Mitten in der Campagna ist auf der Hälfte des

Weges eine einsame Haltestelle. Hier theilt sich die Bahn. Ein schon älterer Zweig führt östlicher nach Frascati, indeß der andere sich noch südlicher wendet und bald den Fuß der Berge erreicht.

Fast immer geht es über den hellbraunen mürben Tuffboden, auf welchem auch der größte Theil von Rom gebaut ist. In der Nähe des Gebirges ist dann die Bahn mitten durch einen jener Ströme eisenharter grauer Lava gebrochen, die vom alten, längst erloschenen Vulkan Monte Cavo fast bis vor die Thore Roms reichen; zuletzt kommen wir auf das feste Berggestein selber, auf den grünlich-grauen Peperin. Mit dem Trachyt unseres rheinischen Siebengebirges hat dieser vortreffliche Baustein die größte Aehnlichkeit und ist der Bestandtheil fast aller Albanerberge. —

So wie der Boden aufsteigt, ändert sich auch die Cultur desselben. Die grüne Weidefläche hat ein Ende, Weizenäcker, Gemüsefelder, Weinberge (Vignen) und die graugrünen Massen der Olivenpflanzungen treten dafür auf, letztere dichter und dichter, je mehr wir uns der Mitte des Gebirges nähern.

Nach einer Stunde hält der Zug eine ziemliche Strecke vor Albano, von wo dann ein Omnibus die Reisenden, welche nach Velletri wollen, durch ein liebliches und reich bebautes Berggelände, durch das Städtchen Genzano und nahe am schönen buschumgrünten Kratersee von Nemi vorüber weiter bringt.

Velletri, das mir längst durch seinen tiefdunklen, unvergleichlichen Wein theuer und werth geworden war,

liegt am südlichen Abhang des Gebirges, da, wo es beginnt sich mit sanfter Neigung in die pontinischen Sümpfe zu senken.

Ninfa ist von hier auf zwei verschiedenen Wegen zu erreichen. Der eine führt in gerader Richtung durch die Sümpfe selbst, der andere hält sich stets oben auf dem Rande des steilen Volskergebirges und berührt die alten Städte Cori und Norma. Ich wählte diesen, weil er der schönere war und behielt jenen mir für die Rückkehr auf.

In anmuthvollem Wechsel von Höhe und Tiefe, von Hecken und Gebüsch, von Aeckern und Vignen, von grauen Oliven und dunklen Korkeichen ging es fort und fort, und so lange ich unter mir den vulkanischen Boden sah, hatte ich um mich auch die ganze Lieblichkeit einer reichen und üppigen Pflanzenwelt. So wie ich aber das Gebiet des steilen Volskergebirges betrat, welches aus einem gelblichen Kalkstein der Juraformation besteht, derselbe, der einen so bedeutenden Theil der Apenninen bildet, ändert sich sofort die Umgebung und nimmt einen öderen und sterileren Charakter an, aber auch einen ernsteren und großartigeren.

Solch' ein südeuropäisches Gebirge ist schon auf den ersten Blick von einem deutschen unterschieden durch die Art, wie es der Mensch bewohnt. In deutschen und überhaupt in allen nördlichen Gebirgsländern sind stets, mit seltenen Ausnahmen, die Städte in den Thälern entstanden. Man suchte Schutz vor Sturm und Kälte, suchte bequemen Verkehr, suchte ebenen, fruchtbaren und bewässerten Boden.

In Südeuropa und vor allem in Italien findet der umgekehrte Fall statt. Hier mied man gerade die Thäler und feuchten Ebenen als dunsthauchende, schwüle und verderbenbringende Fieberstätten und baute sich auf den Häuptern der Berge an, weil dort reinere und gesundere Luft wehte; und wo es nicht geschah, mußte man es oft bitter büßen im Laufe der Jahre.

So verschiedene Weise mußte denn auch wohl der Landschaft ein eigenthümliches Gepräge verleihen.

Unsere deutschen Bergstädtchen am Fuße der Halden, im Wiesengrün und Saatengefild, bewässert durch ein munteres rauschendes Flüßchen und umschattet von wohlgehegten Baumpflanzungen geben uns den Eindruck von Behaglichkeit, Lieblichkeit und eines Friedens, den sicherlich schon jeder Leser empfunden haben wird. Von solcher deutschgemüthlichen Stimmung haben die italienischen Bergstädte nicht das Mindeste; aber Kühneres, Ernsteres und Stolzeres kann man kaum Etwas sehen, als diese meist uralten, wettergrauen und malerischen Nester, wie sie, antiken Mauerkronen gleich, überall hoch von den steilen Bergeshäuptern herabschauen, meistens ganz kahl nach allen Seiten hin oder höchstens von grauer Olivenwaldung dürftig umgeben.

Herrlich und Wenigem vergleichbar ist daher der Anblick des schwungvollen Sabinergebirges. Man hat Punkte dort, wo man wohl ein Dutzend solcher Mauerkronen von den Felsenstirnen herableuchten sieht.

Und auch Cori's Lage war so. Hoch und prächtig

krönte es einen vorspringenden gelben Kalksteinberg, der steil nach Südwesten hin in die Sumpfebene abfiel. —

Der Blick nach dieser Seite hinaus war unermeßlich. Noch weit über die grüne Fläche schweifte er in's glanzvolle Meer, aus dessen Spiegel in bläulichem Duft die kleinen schöngeformten Ponzainseln auftauchten. Nördlich waren die Höhen um Velletri, südlich das inselartig aus der Sumpfebene ragende Cap Circeo die Grenze des Bildes, jene Marke von Unteritalien, wo die Natur des tieferen Südens beginnt, während gegen Osten das Volskergebirge seine ernsten, stylvollen Formen erhob.

Bis weit in die italische Urzeit hinein reicht die Geschichte Cori's, das im Alterthum Cora hieß. Ein paar spärliche Reste epheuumhüllter Cyclopenmauern sind die ältesten Zeugen davon. Aus späterer Römerzeit stammen dann die Trümmer zweier Tempel, eines korinthischen und eines von sehr entartetem dorischen Style, dessen Vorhalle aber noch wohlerhalten ist.

Ich zeichnete den letzteren, blieb, da es zu spät wurde, um noch das Ziel zu erreichen, in der elenden Locanda und wanderte dann am andern Morgen weiter, immer auf dem Saume der Höhen, zur Linken stets die höheren kahlen Berge, zur Rechten tief unten fortwährend das große Bild der Sümpfe und des Meeres mit seinen Inseln. Der Weg selbst war indeß einförmig, kahl und steinig, keine menschliche Wohnung weit und breit zu entdecken. Ein paar steingefaßte Brunnen zum Tränken der Heerden, so wie ein Dutzend dürrer Aecker waren die einzigsten

Spuren menschlicher Cultur. Cori war bald aus den Augen, keine Menschenseele begegnete mir, kein Wölkchen war am weiten, blauen Himmel und ein Schweigen rings, wie es so ganz zur eigenthümlichen Umgebung paßte. —

Endlich nach einigen Stunden zeigte sich vor mir aus Eichengrün ragend eine umfangreiche, gewaltige Mauermasse, die halb zerstört und aus mächtigen ungleichen Blöcken cyclopisch auf einander gethürmt die Substructionen und Außenwände eines Hügels bildete. Es war der Rest der uralten Volskerstadt Norba, dicht bei der späteren Nachfolgerin, dem jetzigen Norma gelegen, ebenfalls auf jähem Bergabhange.

Und nun erst erblickte ich mein Wanderziel, das menschenverlassene Ninfa.

Da lag es, wohl über tausend Fuß tief unter mir, so daß ich fast senkrecht darauf niederblickte wie auf einen gezeichneten Stadtplan. Ich sah von oben, wie es von einer wohlerhaltenen Vertheidigungsmauer, mit Thürmen besetzt, umzogen war, wie ein Bach mitten hindurch floß, eine Art von Castell gleich vorne am Rande eines sumpfigen Teiches sich erhob und eine Menge, aus dieser Entfernung unerkennbarer, brauner, dachloser Mauerquadrate aus einer Masse dunklen Gebüsches und Gestrüpps emporragte. Das war Alles, was ich von oben wahrnehmen konnte. Acker- und Weideland umgab das ganze.

Nachdem ich zu Norma in der guten Locanda mich etwas gestärkt und für die Nacht Quartier bestellt hatte, schicke ich mich an, zur Sumpfstadt hinabzusteigen. Zwar

führte ein vortrefflicher Fahrweg in die Ebene, er nimmt indeß durch seine ewigen Zickzacklinien eine ganze Stunde hin. Ich kletterte daher, so gut es ging, die Bergwand hinunter, welche reich mit allerlei niederem Gesträuch begrünt war. In großer Menge wuchsen immergrüne Eichen, der schöne Erdbeerbaum (Arbutus Unedo), der dunkelblättrige Mastix (Pistacia Lentiscus), der binsenartige Besenstrauch (Spartium junceum) und die duftende Myrthe. Dazwischen spannen röthlich blühende Brombeerarten und der stachelvolle Smilax (Smilax aspera) ihre dichten Netze, daß ich oft Mühe hatte, weiterzudringen, und fast eine halbe Stunde verfloß, ehe ich unten anlangte.

Und nun stand ich vor dem alten Thore und schritt klopfenden Herzens hinein in die stummen Gassen.

Es war ein wunderbarer, ergreifender Eindruck, den ich nie vergessen werde. Ein einziges großes Trümmerfeld lag vor mir. Ruine an Ruine stieg auf aus gras- und gestrüppbedecktem Boden, bald formloser, bald erkennbarer und dann wieder kaum von einem natürlichen, moosbedeckten Felsstück zu unterscheiden; aber Alles und Jedes umschlungen, berankt und durchwurzelt von der überschwenglichsten Pflanzenfülle; es war ein so wildes, wundersames und reizvolles Chaos, wie nie zuvor mein Auge geschaut hatte, und in welchem es wenigstens Stunden bedurfte, bis sich das verwirrte Auge nur einigermaßen darin zurecht finden konnte.

Ehe ich fortfahre in meiner Schilderung, wird es gut sein, daß der Leser einige geschichtliche Nachrichten erhalte;

mag auch, was die alten Hystorienbücher und die Sagen im Volksmunde davon uns überliefert haben, fast noch spärlicher, noch trümmerhafter und unzureichender sein, als was Wind und Wetter von ihren Mauern übrig ließen.

Daß Ninfa schon im Alterthum da war, ist wohl sicher, da schon ein römischer Schriftsteller, wenn ich nicht irre, Varro, dessen kurz erwähnt. — Dann sagt eine Tradition, Norma sei einst von den Saracenen überfallen und zerstört worden, und als die Einwohner nun einsahen, daß ihnen ihre Lage auf der steilen Bergeshöhe vor solch' einem Ueberfall doch einmal keinen Schutz zu bieten vermochte, hätten sie es lieber vorgezogen, sich unten zwischen ihren Aeckern und Weiden anzubauen.

Im Laufe der Jahre wurde dann die Gegend ungesund. Ob das Austreten von Bächen, ob gehemmter Wasserabfluß und dadurch entstehende Bodenversumpfung oder irgendwie andere Naturereignisse die Ursache davon waren, man weiß es nicht. Genug, wie so vielen Orten des schönen Italiens, war auch Ninfa das furchtbare Schicksal beschieden, plötzlich ein Heerd des bleichen Fiebers, eine Stätte des Siechthums, ein Feld des Todes zu werden. Da floh Alles, was nicht gestorben war, fort von der verderbenschwangeren Heimath und zog wieder den jähen Berg hinauf nach Norma, in dessen Höhe doch reinere und menschenfreundlichere Lüfte wehten. Solches geschah um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Das ist Alles, was man weiß und einander erzählt. Und seitdem war es still und menschenlos auf allen Gassen und Plätzen für

Jahrhunderte, fast vergessen war die Stadt, ausgelöscht aus dem Gedächtnisse der Menschen, wie aus den Blättern der Geschichte.

Die Thore blieben nun offen, die Dächer, als ihr Sparrenwerk verrottet war, sanken nieder, die Vögel des Himmels und des Feldes Wild zogen ein und nahmen Besitz von den leeren Häusern und Kirchen, stachlichter Smilax, duftende Waldreben und der dunkle Epheu begannen dann wie mitleidig die nackten Gebeine der todten Stadt mit ihrem Grün zu bekleiden und überall ging aus dem Sumpfboden in fabelhafter Ueppigkeit eine herrliche Pflanzenwelt auf, daß oft kaum sichtbar die Reste herausragten.

Aber Menschen sah man hinfort nicht mehr darin. Höchstens mochte ein stiller, dunkeläugiger Hirtenknabe seine Heerde auf dem einstigen Marktplatz hüten oder ein nordischer blondhaariger Wanderer den traumhaft stummen Ort einsam durchspähen, verloren in tiefem Sinnen, mitangesteckt vom wundersamen Schweigen ringsum, vielleicht gedenkend eines halbvergessenen Märchens, das er vernahm in ferner Jugendzeit, des holden Märleins vom Dornröschen.

Und so schritt auch ich tiefergriffen langsam und planlos hierhin und dorthin, zuerst nur das Gesammtbild auf mich wirken lassend. Später erst begann ich, dem Einzelnen mein Schauen und Forschen zuzuwenden.

Wie viele Bewohner einst Ninfa hatte, weiß man nicht mehr. Nach meiner ungefähren Schätzung des Umfangs

mochte es, wenn Alles einst bebaut war, eine Stadt von acht- bis zehntausend Einwohnern gewesen sein. Der versumpfte Bach voll Wasserpflanzen floß träge hindurch, sie in zwei ungleiche Hälften theilend. Eine einzige Kalksteinbrücke wölbte noch ihren Bogenrest darüber hin, der, obgleich eine Seite eingestürzt, so daß er kaum einen Fuß Breite mehr besaß, mich doch noch zu tragen vermochte.

War mein Auge in Rom lange an die Schönheit und saubere Regelmäßigkeit antiken Mauerwerks gewohnt, so sah ich jetzt um so deutlicher, daß ich es hier ausschließlich mit dem Mittelalter zu thun hatte. Ueberall an den Bauwerken waren die Fugen groß, die Schichten oft nicht einmal horizontal und gerade, die einzelnen Backsteine meistens von unschöner und plumper Dicke. Es gab indeß auch Bruchsteinbauten.

Am wohlerhaltensten war die Ringmauer mit zahlreichen nicht sehr hohen Vertheidigungsthürmen, an denen man die nach der innern Stadt gewendete Seite offen gelassen hatte, eine Weise, die sehr häufig im Mittelalter und damals auch in Deutschland gebräuchlich war. Nach der Gebirgsseite hin verband sich diese Mauer dann mit einem Castell, dessen Thurm indeß rings geschlossen war und das höchste Bauwerk der Stadt bildete.

Ich fand die Trümmern von sechs Kirchen. Sie waren alle an Umfang nicht bedeutend, sämmtlich wohl dreischiffige Pfeiler-Basiliken gewesen und, wie mir schien, dem elften und zwölften Jahrhundert angehörend, bis auf eine, die wohl dem Uebergangsstyle des dreizehnten zuzuschreiben war.

Fast von allen waren Dach und Seitenmauern zusammengestürzt und nur das stärkere Gemäuer des Portals und das der halbrunden Absis, das schon durch seine Rundung mehr Halt hatte, stand noch aufrecht. Nach Resten alten Mosaikenschmucks suchte ich vergebens. Solche kostbare Kunstweise war auch wohl nie hierher gedrungen; doch fast überall, wo sich nur irgend ein Stück des Anwurfs auf den inneren Kirchenwänden erhalten hatte, schauten mir geisterhaft und bleich alte Fresken entgegen, mit denen einst auch das kleinste dieser Gotteshäuser auf's Reichste geschmückt gewesen sein mußte. Am besten waren diese Bilder in den Absiden erhalten, weil deren Wölbung ihnen Schutz gegen Thau, Sonnenschein und Regen gewährt hatte.

Allenthalben aber, wo sich Details zeigten, mochten es nun Säulencapitäle, Friese, Portalarchivolten oder Fenstereinfassungen sein, waren sie ihrem Style nach nie später als bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Eine Spur ächter Gothik konnte ich nirgends entdecken, wohl aber fand ich zum Oefteren die reizende Kleeblattform des spätromanischen Bogens.

Die gewöhnlichen Häuser, von welchen selten etwas mehr als das bloße Mauerviereck stand, waren sämmtlich klein und ohne allen architectonischen Schmuck.

Das Herrlichste war und blieb an ihnen der ewig wechselnde Reiz jener entzückenden Bilder, welche die Pflanzenfülle in Verbindung mit den Mauertrümmern bot. Eine

Schönheit an Farben und Lichtwirkung entfaltete sich hier, daß man sich nicht satt daran sehen konnte.

Aus einigen Häusern quollen oben in gedrängten Laubmassen die Gipfel dunkelblättriger Eichen und breiteten sich darüber, als sorgten sie, dem armen verlassenen Hause das schützende Dach wiederzugeben; andere glichen ganz einer dichten Laube, der prächtige Epheu hatte sie über und über so umsponnen, daß man auch nicht ein handgroßes Wandfleckchen entdecken konnte; noch andere waren sogar auch im Innern vollkommen ausgefüllt von Gerank und Gebüsch, und nur mit dem Beile wäre es möglich gewesen, hinein zu dringen; selbst hoch oben auf den Mauerkanten wuchs noch üppiges Gesträuch und hing von dort mit seinen Zweigen und Ranken dann oft wieder hinab bis auf den Boden.

Ich sah eine gewölbte Fensteröffnung, auf deren Sims allerlei Blumen erblüht waren. Die schöne rothe Valeriana bemerkte ich und wilde Nelken nickten herab. Man hätte fast glauben sollen, es müßte im Fenster jeden Augenblick auch eine zarte, pflegende Hand sichtbar werden. Aber sie erschien nicht, nur flatterte bald scheuen Flugs ein Paar wilder Tauben heraus.

Fast rührend war der Anblick eines kleinen, steinernen Marienbildes, daß ich an der Außenwand einer Kapelle entdeckte. Es war ganz verhüllt von der weißen duftenden Clematis und, just als ob man diese so zurecht gebogen hätte, nur das holdselige Madonnenbild und das kleine Jesuskindlein schauten aus der Tiefe des blüthenvollen Grüns.

Die alten Kirchen waren immer am schönsten bekränzt und behängt und die halbverloschenen frommen Gestalten ihrer Heiligen und Märtyrer hatten Rahmen von den reichsten Blättergewinden bekommen; ein uralter Epheustamm reckte sich an einem Thurme so mächtig aus, als ob er Alles daran setzen wollte, die höchste Steinschichte desselben zu erreichen. Genug, das Grün rankte und wucherte, hing und breitete sich, wohin man nur sein Auge wandte.

Nichts von Allem indeß war im Stande mich so lange und innerlich zu beschäftigen, als eine alte Basilika, die mit ihren noch zum Theil erhaltenen Seitenschiffen abgesondert und einsam eine Strecke vor der Stadtmauer lag. Bot sie schon durch ihren unvergleichlichen Epheuschmuck und ihre Absis, die in der äußeren reichen Decoration fast etwas Sicilianisch-Normannisches an sich hatte, den malerischsten Anblick dar, so waren doch weitaus das Bedeutendste darin ihre Fresken, deren Reste mich noch mit wahrer Bewunderung erfüllten.

Mit Ausnahme der Absis war die ganze innere Basilika mit einem Bildercyclus aus dem Leben Johannes des Täufers geschmückt gewesen, von dem sich noch Einiges sehr Interessante erhalten hatte. Auf den ersten Blick sah ich, daß in diesen Kunstwerken etwas höchst Eigenthümliches war und ihr Styl und ihre Darstellungsweise eben so verschieden waren vom steifen, kaltfeierlichen und symbolisirenden Byzantinismus der Mosaiken, als von der demuthvollen, weichen und stillen Frömmigkeit der echten mittelalterlichen Kunst. In ihnen herrschte vielmehr, so weit es zu erkennen

war, eine energische Leidenschaftlichkeit, ein dramatisch reichbewegtes Leben und ein Realismus, der in einigen Theilen fast Naturalismus genannt werden durfte.

Eine Ahnung, die schon bei den Bildern der andern Basiliken leise in mir aufgestiegen war, wurde bei diesen zur völligen Gewißheit. In Ninfa's Fresken haben wir sicherlich Werke jener merkwürdigen und bisher gänzlich unbeachtet gelassenen Kunstrichtung, welche in fortwährendem Einfluß der Antike wie der Natur, mitten in der allgemeinen byzantinischen Erstarrung und unbekümmert um den herrschenden Despotismus der Kirche, die damals alle Regeln vorschrieb, wie der Künstler seine Gestalten zu bilden hatte — als frischer lebendiger Strom dahinzog, mochten ihre Ausüber auch nur arme, untergeordnete, vielleicht höchst gering geachtete Künstler sein, die nur entlegnere und kleinere Orte, Dorfkirchen und Landkapellen zum Felde ihrer Wirksamkeit hatten.

Freilich, je nachdem das Talent des Künstlers reichte, waren die Darstellungen in diesem Style oft sehr unbeholfen, ja fast barbarisch roh zu nennen, oft aber wieder von überraschender Würde und Schönheit. Immer jedoch tritt sofort die frische unmittelbare Einwirkung der Natur uns wohlthuend darin entgegen.

Meines Wissens ist Jacob Burckhardt bis jetzt der Einzige, der, wenn auch nur kurz und flüchtig, auf diesen interessanten Zweig frühmittelalterlicher Kunst hingewiesen hat. (Jacob Burckhardt. Cicerone, Bd. III, S. 740, I. Aufl.)

Mit wahrem Schmerz sah ich ein, daß meine Zeit viel zu kurz bemessen war, um diesen eigenthümlichen Bildern ein tieferes Forschen zu widmen und dieselben genau zu zeichnen. Dennoch habe ich ein hochwerthes Erinnerungsblatt davon heimgebracht.

An der Wand des linken Seitenschiffs, vom Eingange an gerechnet, stellte nämlich das letzte Bild die Enthauptung des Täufers dar. Der Todesstreich war gefallen. Man sah den Henker, verschiedene Männer, die Tochter der Herodias und einige Begleiterinnen, welche alle, theils wie von schauerlichem Grauen erfaßt, theils auch nur mit dem Ausdruck größerer oder geringerer Aufmerksamkeit in den Vordergrund schauten. Dieser Theil war indeß von dichtem Brombeergestrüpp gänzlich verhüllt. Ich bog die Ranken zurück und muß gestehen, daß ich kaum eine so grauenhaft lebendige Darstellung dieser Art gesehen habe, als sich hier plötzlich meinen Blicken darbot. Da lag zu meiner Rechten der blutige Körper auf den Knieen, den Oberleib vorgebeugt, die Arme weit ausgestreckt, just als ob die Hände mit den krampfhaft und weit auseinander gespreizten Fingern nach dem entrollten Kopf greifen wollten, der aufrecht zur Linken am Boden lag. Nicht leicht konnte man indeß etwas Edleres sehen, aber auch zugleich nicht leicht Entsetzlicheres, als in diesem bleichen abgeschlagenen Haupte sich vereinigte. Die ganze Bildung war unsäglich schön, die langen Locken umflossen es in herrlichem Linienschwung, wahrhaft furchtbar und ergreifend dagegen war der Ausdruck des jähen Todes in ihm dar-

gestellt. Das eine Auge dicht geschlossen, das andere zur Hälfte offen stehend und die beiden Mundwinkel seltsam herabgezogen, so starrte mir das bleiche grausige Antlitz entgegen, als ich das verhüllende Grün auseinander gebogen hatte.

Da ich zu meiner Freude mit durchsichtigem Papier versehen war, so ist es mir gelungen, von diesem merkwürdigen Kopfe eine genaue Pause zu machen, und ich bewahre diese seitdem als eines der interessantesten Stücke meiner kleinen Sammlung dieser Art, namentlich aber als theures Andenken an jene so reich belohnte Wanderung. —

Der Abend kam. Der Sonnenball stand schon dicht über dem Meeresspiegel, Fluth und Insel verschwanden in Gold und Purpurduft und prächtig angeglüht stachen die Mauern des hochragenden Norma gegen den Osthimmel ab, der mit kalten aber unsäglich feinen und weichen Tönen, wie sie nur dem Süden eigen sind, dahinter stand. Und noch immer weilte ich in der wundersamen Stadt, diesem Pompeji des Mittelalters, der Zauber hielt mich wie mit tausend unsichtbaren Armen.

Und wieder ein paar Minuten später, die Sonne war unter. — Ausgelöscht wie mit einem Male all' die flammende und glühende Herrlichkeit. Schnell dunkelt es im Süden. Kühl begann der Nachthauch über die Ebene zu streichen und aus Gräben und Sümpfen erhoben sich, wie unheimliche Geistergestalten, die bleichen Fiebernebel. Nun erst verließ ich Ninfa und wählte abermals den Kletterweg an der steilen Bergwand, um die gastliche Locanda zu

erreichen. Am Abende des andern Tages war ich wieder in Rom. —

Wenn ich aber jetzt jenes Tages gedenke, so ist's mir ganz, als ob es ein märchenhafter Traum gewesen sei, und wie zuerst so spreche ich zuletzt — und wer wollt' es auch nicht mit mir sagen: „Ein wundersam Stück Welt ist und bleibt dieses Italien."

Die Baſilika als Vorbild proteſtant. Kirchenbaues.

Unter allen Aufgaben der höheren Baukunst dürfte in unserm Jahrhundert vielleicht keine die Gemüther ernstlicher beschäftigt haben, als diejenige, in welchem Styl und in welcher Anordnung am vollkommensten ein protestantisches Gotteshaus zu erbauen sei. Wohin wir nur schauen, überall sehen wir die verschiedenartigsten Ansichten, Bestrebungen und Versuche. Irgend ein einheitliches Ergebniß aller dieser Bestrebungen treffen wir bis jetzt nirgends, mit jedem neuen Kirchenbaue tritt die ganze Frage wieder in den Vordergrund und bei mir tauchte sie sogar auf's Lebendigste im Herzen des Katholicismus, in Rom auf, vor Allem, wenn ich jene alten Bauwerke betrachtete, aus denen wir die ganze Entfaltung der abendländischen Kirchenbaukunst herleiten dürfen, die Basiliken.

Um einen festen Standpunkt dabei zu gewinnen, ist aber vor Allem nöthig, zuvor einen Blick auf die Ent-

wicklungsgeschichte des christlichen Kirchenbaues überhaupt zu werfen, namentlich seinen Ursprung ins Auge zu fassen.

Folge man mir darum jetzt zu jenen Stätten und in jene Zeit, wo wir die ersten bedeutsamen Anfänge davon zu suchen haben. —

Als endlich, nach fast dreihundertjähriger Bedrückung und Verfolgung für die arme Christenheerde, die Stunde der Freiheit kommen sollte, als Kaiser Konstantin selber mit siegreicher Hand das Banner des heiligen Kreuzes entfaltete und sie nun hervortreten durften, alle die Schüchternen und Verfolgten, aus ihrer angstvollen Verborgenheit, aus den heimlichen Schlupfwinkeln tief im Innersten einsamer Wohnungen, aus der bergenden Nacht der Katakomben, die nur bisher das Geheimniß ihrer andachtsvollen Versammlungen und frommen Liebesmahle geschaut hatten; kurz, als nun mit einem Male die ecclesia pressa zur ecclesia victrix umgewandelt war, da hieß es sicherlich bei den Befreiten und freudig Aufathmenden zuerst: wo wollen wir von jetzt an Gott und Christum preisen, wo ist ein Ort, der würdig wäre dafür, gleich würdig und angemessen?*)

Es konnte wohl nicht fehlen, daß sich zuerst die Blicke auf die Göttertempel richteten, welche mit ihrem edlen Säulenschmucke überall und überall, soweit nur alte Cultur herrschte, in Rom selber aber in einer staunenswerthen Menge sich erhoben. Wie jedoch diese Tempel zu einem christlichen

*) Nach Eusebius soll es freilich in größeren Städten des römischen Reiches schon früher öffentliche Kirchengebäude gegeben haben, doch wissen wir Nichts von ihrer Beschaffenheit. —

Gotteshause in jeder Beziehung unpassend waren, mußte bald Allen klar werden; es sei denn, daß ein großer Umbau mit ihnen vorgenommen würde.

Der alte (griechische wie römische) Göttertempel stellt vor Allem das säulenumgebene Haus des zu verehrenden Gottes selbst dar, gleichsam sinnbildlich seine Wohnung, wo dessen einsames Marmorbild in kleiner, fast dunkler fensterloser Cella thronte, die nur bestimmt war, dienende Priester und einzelne stille Beter aufzunehmen, nicht aber die ganze versammelte Volksmenge. Diese blieb im Vorhofe des Tempels und auch nur hier, wie auf den Stufen der vorderen Säulenreihe befanden sich die heiligen Altäre, auf denen die Trankopfer dargebracht wurden und die Flammen des Brandopfers empor loderten. Genug, so wie sie waren, konnten diese Tempel weder zu Kirchen selbst, noch zu Vorbildern dafür werden.

Nun aber richteten sich die Blicke auf andere Bauwerke, nämlich auf jene großen öffentlichen Hallen, die man Basiliken nannte, bestimmt zu Volksberathungen, Gerichtssitzungen, sowie für den Handelsverkehr, und nach diesen sodann auf die runden oder achteckigen kuppelbedeckten Gebäude, welche in den Riesenanlagen der öffentlichen Bäder, der Thermen, die Schwimmteiche enthielten.

Beide Arten schienen gleich zweckmäßig für den neuen siegenden Cultus, beide wurden angenommen und ihre Grundformen sind fortan fast ohne Ausnahme durch alle Jahrhunderte im Abend- wie im Morgenlande die Vorbilder aller christlichen Kirchen geblieben.

Die Thermenbauten waren vorzugsweise geeignet, die zahlreichen Taufhandlungen darin vorzunehmen, denn ungeheuer mußte der Zudrang zum Christenthum sein, seitdem dasselbe zur Staatsreligion erhoben war. Sie hießen hinfort denn auch meistens Baptisterien, d. h. Taufkirchen. Im ganzen Morgenlande aber wurde ihr runder oder vieleckiger Kuppelbau hinfort der vorherrschend kirchliche Grundtypus, aus dem sich bald der eigentlich byzantinische Baustyl entwickelte. Die berühmte Aja Sophia, Justinian's kuppelreicher prächtiger Riesenbau zu Constantinopel, ward das vornehmste Werk desselben. Jener Styl beherrschte bald das ganze byzantinische Reich, Syrien, Kleinasien und Armenien und wurde später selbst auf die Baukunst des Islam von bedeutender Einwirkung.

In Italien dagegen finden wir verhältnißmäßig nicht eben viele von diesen Centralbauten, Beispiele eigentlichen ausgebildeten byzantinischen Styls nur einige zu Ravenna. Deutschland hat ein einziges Denkmal desselben, es ist Carls des Großen alter Dom zu Aachen, leider jetzt in einem sehr verbauten und verunstalteten Zustande befindlich.

Im ganzen Abendlande war und blieb der Langbau der antiken Basilika die bestimmende kirchliche Grundform, auf die vor Allem wir Protestanten unser Augenmerk richten mögen. —

Die antike Basilika war im Grunde von höchst einfacher Anlage. Im Gegensatz zum Göttertempel, der vorzugsweise nach Außen den ganzen Reichthum seiner

Architectur entfaltete, stellte diese sich vielmehr als ein durch und durch ausgeprägter Innenbau dar.

Denke man sich ein geräumiges Quadrat oder längliches Viereck, von schlichten Mauern umzogen, im Innern der Länge nach, durch die Reihen von Pfeilern oder Säulen, die das Dach tragen, getheilt in einen mittleren Hauptraum und zwei schmalere Seitenräume. Man nimmt auch an, daß bei sehr großen Anlagen der Mittelraum ohne Dach gewesen sei und gleichsam einen offenen Hof gebildet habe. Sein wesentlichster Theil aber war stets eine halbkreisförmige große gewölbte Nische, die am Ende desselben gerade dem Eingange gegenüber lag. In dieser nun hatte bei den Gerichtsbasiliken der Gerichtshof, das Tribunal, seinen Sitz; darum hieß man sie die Tribuna, später auch Apsida oder Apsis.

Die schmaleren Seitenschiffe hatten dann meistens ein Erdgeschoß und ein anderes darüber und diesem entsprechend sicherlich auch eine untere und eine obere Säulenstellung. Damit war Raum für eine Menge Zuhörer. Ja, bei großen Basiliken war jedes Seitenschiff noch meistens wieder, der Länge nach, durch eine Säulenstellung getheilt, so daß also mit dem mittleren Hauptschiffe nicht drei, sondern im Ganzen fünf Schiffe vorhanden waren.

Die äußere Mauerfläche mochte nach römischer Weise durch Halbsäulen oder flache Wandpfeiler belebt und geschmückt erscheinen, im Innern aber erglänzten Decke, Wand und Fußboden sicherlich im reichsten Schmucke von Bronze,

Marmorgetäfel und Mosaik, das dürfen wir fest annehmen in der ungeheuren Prachtwelt des alten Rom.

Leider ist uns auch nicht eine einzige dieser antiken Basiliken mehr erhalten. Aber die ziemlich deutliche Beschreibung Vitruvs, die wieder bloßgelegten Grundmauern und einige noch ragende Reste derselben, namentlich darunter die riesigen Trümmer der Constantinsbasilika auf dem römischen Forum, geben uns ein hinreichend klares Bild ihrer Einrichtung.

Genug, in solche oder ähnliche Hallen nun hielt die junge frei gewordene Christenheit ihren Einzug, in ihnen ertönten fortan ihre heiligen Lobgesänge zur Ehre Gottes und des Heilands, in ihnen bildete sich dann nach und nach die volle Ordnung christlichen Gottesdienstes aus und in gleichem Maaße entwickelte sich auch damit die Einrichtung der Gebäude und erhielt in Allem und Jedem das, dem neuen Cultus entsprechende, Gepräge.

Ein Versuch, den Gang dieser Entwickelung hier darzustellen, würde indeß für den Raum dieser Blätter viel zu umfangreich sein. Ich begnüge mich deshalb damit, die schon vollkommen ausgebildete altchristliche Basilika zu schildern, wie sie uns aus der Zeit vom fünften bis zum zehnten Jahrhundert noch häufig in Rom, in Ravenna und andern alten Städten Italiens entgegentritt, bald freilich mehr, bald weniger im Zeitlaufe verändert. —

Ehe man die Basilika selbst betrat, gelangte man in einen stillen, von hoher Mauer umgebenen Vorhof, Atrium oder Paradisus genannt, der das heilige Gotteshaus vom

profanen Gewühl und Lärm der Straße fern hielt. An der Innenseite dieser Hofmauern, wenigstens an der vorderen, wo man eintrat, zog sich später häufig eine bedeckte Säulen- oder Pfeilerhalle entlang, in der sich, geschützt gegen Regenguß und Sonnengluth, angenehm wandeln ließ. Des Vorhofs Mitte aber nahm fast immer das Becken eines plätschernden Brunnens, der Cantharus genannt, ein, wie er sich noch heute in den Vorhöfen mohamedanischer Moscheen findet. Seine Bestimmung war, daß der Gläubige sich in seinem Wasser, sei's nun in Wirklichkeit oder in symbolischer Weise reinigen solle vom Staube des niederen Werktagslebens, ehe er die heilige Stätte des Gotteshauses betrete.

Es war das ein alt orientalischer Brauch, den, wie gesagt, der Islam noch heute beibehalten hat. Ebenso findet man im Judenthume noch Spuren davon. Die katholische und griechische Kirche aber hat den Brunnen nach und nach in das Gotteshaus selbst versetzt, ihn umwandelnd in's Weihwasserbecken mit gleich symbolischer Bedeutung.

Im Vorhofe hat man nun die ganze Vorderseite der Basilika vor sich. Man sah, wie deren Mittelschiff mit seinem flachgeneigten Ziegeldach, um ein Beträchtliches seine beiden Seitenschiffe, die sich mit schrägen Pult-Dächern daran lehnten, überragte und wie quer vor der ganzen Vorderseite in gleicher Höhe der Seitenschiffe, mit gleichem Pult-Dache bedeckt, sich eine schmale Säulenhalle hinzog die nach dem Hofe zu offen war. Dies war der sogenannte Narthex, der Ort, wo die Catechumenen und Neophyten, die Zuhörenden, aber noch nicht in den Schooß der Kirche

Aufgenommenen, und die Büßenden, die zeitweilig aus ihr ausgestoßen waren und darum gleich jenen den geweihten Raum selbst nicht betreten durften, während des Gottesdienstes sich aufhalten mußten.

Von diesem Narthex nun führten fast immer drei Thüren in das Innere, zwei kleinere in die beiden Seitenschiffe, und eine größere in's Mittelschiff, dessen Fenster sich hoch oben in dem Theile seiner Mauern befand, der über die ersteren hervorragte. Gewölbt war es nie, sondern hatte, gleich den Nebenschiffen, entweder eine einfache hölzerne Balkendecke, wie die Stuben unserer alten Bauernhäuser, oder zeigte auch wohl den freien Dachstuhl mit seinen Balken und Sparren.

Im Grundriß aber zerfiel es zunächst durch eine Quertheilung in das eigentliche Schiff und in den Chor.

Das Schiff war als minder heiliger Theil der Aufenthalt für die Menge, der Ort der Lehre, und nahm meistens nach seiner Längenrichtung drei Viertel des Ganzen ein, soweit auch nur die Seitenschiffe reichten. Dann erhöhte sich der Boden um einige Stufen und eine Querschranke von Marmor bezeichnete den freien Raum, der nun entstand, als einen ungleich heiligeren und bedeutsameren.

Er hieß denn auch zuerst das Sanctuarium, erst später ward er Chor genannt und nur allein die Glieder des Klerus durften seinen geweihten Boden betreten; und während unten die reichgeschmückte Marmorschranke die Scheidung zwischen ihm und dem niederen Schiffe bezeichnete,

spannte sich hoch über dieselbe in goldschimmerndem Mosaikschmucke ein majestätischer Bogen, genannt der Triumphbogen, um auch hier den Eintritt in den heiligen Ort zu verkünden.

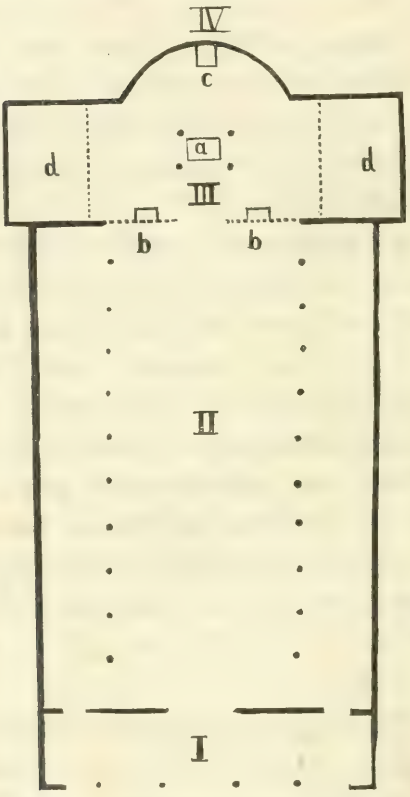
Untergeordnete Schranken schufen sodann auf dem Sanctuarium zwei Nebenräume: hüben das Senatorium, der Aufenthalt vornehmer Männer und fremder Geistlichen, und drüben das Matronäum, zur Aufnahme der Nonnen und angesehenen Frauen bestimmt.

An den vorderen Querschranken, aber dem Schiffe zugewendet, waren rechts und links zwei steinerne Kanzeln, Ambonen genannt, und sodann noch ein einfaches Lesepult angebracht. Dieses war stets niedrig und höchst schmucklos, denn vor ihm wurden nur Verordnungen oder die Gemeinde angehende Bekanntmachungen verlesen. Um ein paar Stufen höher, wie ungleich reicher geschmückt, erschien dann der Ambo, zur Linken des Altars, der dem Leser der Epistel gewidmet war; wieder um einige Stufen höher und noch prächtiger aber der Ambo zur Rechten, denn vor ihm durfte kein anderes Wort ertönen, als das des heiligen Evangeliums.

Und endlich im Hintergrunde des Ganzen als Höchstes, Bedeutsamstes und Allerheiligstes stand, abermals um drei Stufen erhöht, unter einem prachtstrahlenden viersäuligen Baldachin, dem Ciborium, dann der einfache steinerne Tisch des Altars. Gerade vor der Apsis war stets sein Platz, während in dieser selbst, also hinter dem Altare, die Kathedra des Bischofs und die Sitze der Chorgeistlichen

sich befanden, und zuletzt, hoch oben darüber als erhabenster Abschluß des Ganzen, aus dem tiefblauen oder goldschimmernden Mosaikgrunde der Apsiswölbung, das riesige Bild des segnenden oder richtenden Weltheilandes auf die versammelte Menge voll Ernst und Majestät herniederschaute. Genug jetzt der Beschreibung, welche, sammt dem nebenstehenden Grundriß, von der innern Einrichtung dieser altchristlichen Gotteshäuser ein hinreichend

Die altchristliche Basilika im Grundriß.



I. Der Narthex. II. Das Schiff mit seinen Säulenreihen. III. Der Chor. IV. Die Apsis.
a) Der Altar mit den vier Säulen des Ciboriums. bb) Die Ambonen. c) Die Kathedra. dd) Das Senatorium und Matronäum.

klares Bild geben wird. Wir sehen genugsam, wie Alles in herrlichster Klarheit und im schönsten Ebenmaß entwickelt war, wie überall eine tiefe sinnbildliche Bedeutung herrschte, wie endlich Alles in steter Steigerung erschien an räumlicher Höhe, an Pracht, Bedeutsamkeit und Heiligkeit, vom ersten Eintritt in den stillen Vorhof an bis zum goldstrahlenden Schlusse der hohen Altartribuna.

Mit Ausnahme der Taufen und der Liebesmahle geschahen nun in diesen Basiliken alle und jede gottesdienstlichen Handlungen. Für die altchristlichen Liebesmahle, die sogenannten Agapen, waren heilige Säle bestimmt, Triclinien genannt, für die Taufhandlungen aber die vorhin erwähnten Baptisterien, eben weil der Täufling auf seinem Gange zum Sacramente, also noch als Nichtchrist, nie die heilige Stätte der Basiliken betreten durfte.

In späterer Zeit, etwa im siebenten und achten Jahrhundert, kamen die Glocken beim christlichen Cultus in Gebrauch und dies führte zur Anlage des Thurmes. Derselbe ward lange Zeit ganz alleinstehend nebenan, meistens zur Seite der Façade, aufgeführt, denn man verstand noch nicht, ihn mit dem Gebäude der Kirche organisch zu verbinden. Von einfach viereckiger Gestalt stieg er ziemlich schlank, aber unverjüngt, bis zu seinem flachgeneigten Ziegeldache in verschiedenen Stockwerken empor, davon jedes durch Gesimse vom andern geschieden und durch rundbogige Fenster und Schallöffnungen belebt war.

Ein eigner altchristlicher Baustyl hatte sich indeß noch nicht bei diesen Basiliken ausgebildet. Neues war nur in

der Eintheilung und in den Größenverhältnissen zu finden. Alles und jedes Besondere des Baues aber, die Gesimse und Friese, die Säulen, die Kapitelle und Säulenbasen, alles das gehörte noch völlig der altrömischen Kunst an, ja, es war meistens in den Stücken selber den nun verödeten Göttertempeln und anderen alten Bauwerken entnommen worden.

So ward, was einst zu Ehren der Gottheit frommen Sinnes so herrlich aufgerichtet, nun mit gleich frommem Sinne ihr zur Ehre schmählich geplündert und zernichtet. Das war die altchristliche Basilika, wie sie uns heute noch zu Rom und Ravenna in einer guten Anzahl, bald in größerer, bald in geringerer ursprünglicher Reinheit erhalten ist.

Zwei aber vor allen waren die gewaltigsten und erhabensten Denkmale: die alte Basilika über dem Grabe des Apostels Petrus, welche einst auf derselben Stelle stand, wo jetzt Michel Angelo's weltbeherrschende Riesenkuppel thront, und sodann die mächtige Sanct Paulsbasilika, draußen in der stillen Einsamkeit vor den Mauern des ostiensischen Thores, darum auch stets San Paolo fuori le mure genannt.

Fast anderthalb Jahrtausende stand dieser herrliche und ehrwürdige Prachtbau in vollster Reinheit mit dem ungeheuren Reichthum seiner achtzig gewaltigen Porphyrsäulen, seiner Marmorbekleidung, seiner eingelegten Steinarbeit des Fußbodens und seines goldstrahlenden Mosaikenschmuckes, hüben dasselbe staunenswerthe Wunder altchristlicher

Bauart, was drüben die Aja Sophia für den byzantinischen Styl war.

Da, am 5. Juli des Jahres 1823 in wenigen verhängnißvollen Stunden der Nacht, ging sie in Flammen auf.

Jetzt ist sie wieder aufgerichtet in fast gleicher Pracht, nur leider nicht im vollen alten Character, sondern in sehr modernem Geiste.

Ausgenommen die beiden sehr veränderten Basiliken des Laterans und von Sta. Maria maggiore zu Rom sind alle jetzt noch erhaltenen ungleich geringer an Größe, wie einfacher an innerer Ausstattung. In ursprünglicher Gestalt, wie im reichsten Schmucke finden wir sie nur noch im alten abgelegenen Ravenna.

Von neueren Beispielen dieser Art endlich sind in Deutschland vor allen zwei zu nennen, eine der katholischen und eine der protestantischen Kirche angehörend. Die erstere ist in München, die von Ziebland erbaute prächtige Basilika, die andere, die zwar bedeutend kleinere, aber höchst merkwürdige Friedenskirche zu Potsdam, von Stüler auf's allergetreueste mit alleinstehendem Turme, Narthex, Ambonen und sogar einem echten alten und eigens aus Italien hergeführten Apsismosaik, auf Befehl Königs Friedrich Wilhelm IV. errichtet, der mit warmer Liebe der altchristlichen Kunst sich zuwandte und dessen Leib nun dies Bauwerk umschließt.

Jene uralten Baudenkmale frühchristlichen Lebens zu Rom und Ravenna, so oft ich sie betreten habe, jedesmal ward ich tief und wohlthuend berührt von der Einfachheit,

Klarheit und Ruhe, die mir überall entgegentrat; jedesmal ward mein Gemüth erfüllt und gehoben von dem ergreifenden Ernste und der feierlichen Erhabenheit, die in diesen alten schlichten Mauern herrschte; jedesmal stieg von Neuem der Gedanke in meiner Seele auf, wie in ihnen vor Allem der Protestantismus, das Vorbild seiner Gotteshäuser zu suchen habe, wie kein anderes Bauwerk so sehr dem tiefinnersten Geiste und Wesen des Protestantismus entsprechend sei, selbst ganz abgesehen von der praktischen Zweckmäßigkeit, und dieselben darum wohl unserer höchsten Beachtung werth seien.

Ehe aber dieser Gedanke hier verfolgt werden kann, muß in gedrängter Kürze noch gesagt werden, welche Entwickelung in späterer Zeit, im eigentlichen Mittelalter, die altchristliche Basilika nahm und wie aus ihr jener Styl hervorging, den wir den romanischen nennen; denn eben als Vorbild protestantischer Kirchen habe ich zwar eine Basilika nach altchristlicher Errichtung, aber mit romanischen Einzelheiten im Auge.

Die erste Hälfte des zehnten Jahrhunderts enthält die Keime dieser bedeutenden Umwandlung, jene Zeit Heinrichs des Finklers und der beiden gewaltigen Ottonen, wo nach langer Verwilderung oder Erstarrung endlich wieder ein neues jugendkräftiges Leben in die verkommenen Zustände strömte, ein neuer Geist schwungvoll die Gemüther hob und durchwehte und neue Beziehungen und Wechselwirkungen zwischen dem Norden und dem Süden, Italien und Deutschland, dem Occident und Orient, allen Zweigen der Cultur wie der Kunst ihr Gepräge aufzudrücken begann. —

Die bedeutendste Veränderung nun, welche die Basilika erlitt, war die Ausbildung ihres Grundrisses vom einfachen längeren Viereck oder der schwach angedeuteten Form eines griechischen T zur Figur des vierarmigen sogen. lateinischen Kreuzes (†), dessen oberer Arm dem Chor angehörte; zugleich, gegenüber der willkürlichen Aneinanderfügung der Theile bei der altchristlichen Basilika, die streng rhythmische Eintheilung des Grundrisses in Quadrate, das Gesetz an Stelle der früheren Willkür, der organische Zusammenhang der einzelnen Theile anstatt der losen Verbindung derselben; sodann die Entstehung von kleinen Nebenapsiden zu beiden Seiten der großen Apsis oder auch als Schluß der Kreuzarme, eine Weise, die früher nur als Ausnahme vorgekommen war; ferner die Errichtung eines zweiten Thurmes und die organische Verbindung beider mit dem Körper der Kirche (rechts und links vom westlichen Hauptportale), deren ganze Stirnseite dadurch erst eine hohe architectonische Bedeutung erhielt; endlich die Ueberwölbung des Chors durch ein rundbogiges Kreuzgewölbe und zuletzt die Anlage einer, ebenfalls mit Kreuzgewölben und schweren Säulen versehenen, geräumigen Unterkirche (Krypta) unter der Chorpartie und die dadurch hervorgerufene bedeutende Erhöhung dieser letztern zu einem bühnenartigen Raume.

Und wie dem Ganzen, so wiederfuhr auch allen Einzelheiten eine gleich wichtige Umgestaltung.

Statt der wirklich alten (jonischen, korinthischen und römischen) oder diesen roh nachgebildeten Kapitellen erhielten die Säulen nun das schwere eigenthümliche Würfelkapitell

und später das leichtere sog. Kelchkapitell, zuerst beide ziemlich schlicht und auch wohl sehr plump und roh, bald aber bedeckt von reichen, lebensvollen und phantastischen Verzierungen; die bisher schlichten attischen Basen erhielten eigenthümliche Eckblätter; ein zierliches Säulchen theilte das Bogenrund der Thurmfenster; eine reiche Gliederung von Säulen und Archivolten schmückte das Portal; draußen unter dem Dachgesims zog sich ein Fries von kleinen Rundbogen entlang, zu welchem zwischen den Fenstern in gewissen Abständen schmale Wandstreifen, *Lissenen* genannt, vom Sockel des Gebäudes emporsteigen, um die leere Mauerfläche einzutheilen und zu beleben.

Genug, überall und überall, wo bisher nur leblose, starre, unorganische Zusammenstellung gewesen war, kam nun innere Entwickelung, Leben und Ausdruck.

Das sind die Grundzüge jenes Styls, den wir zwar nach seinem Ursprunge aus alt-römischen Elementen ganz richtig als den *romanischen* bezeichnen, den wir aber auch mit vollem Rechte den altdeutschen nennen dürfen, denn vor Allem hat er in Deutschland seine Wiege, von Deutschland aus hat er eingewirkt rings auf alle Nachbarlande und zurück wieder auf sein schönes Mutterland Italien und in Deutschland nur seine kraftvollste, edelste und herrlichste Ausbildung erhalten, wie es genugsam beweisen seine altersgrauen ehrwürdigen und so wundersam an's Herz greifenden Denkmale im alten Sachsenlande, jener Heimath unsrer großen Ottonenkaiser, oder an den rebenumlaubten Ufern

des Rheins, im reichen Mainthal und in den gesegneten Donauländern.

Grundfalsch dagegen ist es, den aus jenem romanischen allmählich im dreizehnten Jahrhundert emporstrebenden gothischen oder Spitzbogen-Styl den altdeutschen zu nennen, wie aus Unkenntniß lange Zeit bei uns geschehen ist, ehe die gründlichen Forschungen der letzten Jahrzehnte uns eines Andern belehrten.

Der Ursprung des gothischen Styls ist nirgends zu finden als in Frankreich, namentlich in der Normandie, Champagne und in Orleans, und auch nur in den Kathedralen dieser Gegenden, nicht aber, wie wir uns so gerne einreden möchten, in Deutschland; in unsern hochstrebenden Domen zu Köln, Freiburg, Wien, Magdeburg, Nürnberg u. s. w. sehen wir die herrlichsten und vollendetsten Werke desselben.

Getrösten wir uns indeß ruhig des romanischen Styls und seien wir stolz darauf. Ist doch in ihm, wie in keiner andern Bauweise, so der volle Ausdruck deutscher Einfalt und Würde, Kraft und Gemüthstiefe. Freuen wir uns seines Besitzes, hegen und pflegen wir ihn hinfort.

Die Reformation hat keinen neuen Baustyl geschaffen. Sie nahm Besitz von den vorhandenen Kirchen, wie sie solche vorfand und ließ sie, wie sie waren. Nur ging sie daran, alles Ungehörige zu entfernen, ihre zahlreichen Nebelaltäre und Beichtstühle abzubrechen, ihre Weihkessel, Heiligenbilder, ja selbst manches Cruzifix fortzuschaffen und dafür den Raum der Schiffe mit hölzernem Gestühl und

unförmlichen Emporen, auch Priechen und Lectoren genannt, zu verunstalten.

Diese hölzernen Emporen sind vor Allem das echte Ergebniß der Reformation. In allen kleineren und größeren Kirchen machten sie bald sich breit, alle Ruhe, alle Harmonie und Stimmung des Raumes mit ihrer plumpen vordringenden Masse auf widerwärtige Weise vernichtend. Und mit dem Gefühl der Formenreinheit verschwand auch der Farbensinn. Bald starrte einem in allen Kirchen nur das kalte Weiß der todten Tünche entgegen. Die liturgische Entwickelung des Ganzen endlich und die symbolische Bedeutung des Einzelnen hatte die Reformation ebenfalls in kurzer Zeit gänzlich aus den Augen verloren.

War der Vortrag des Predigers bisher nur als Menschenwort und Menschenansicht ein bescheidenes Anhängsel am Gottesdienst gewesen, ja hatte er, streng genommen, nicht einmal dazu gehört, so drängte er sich im Laufe der Zeit, namentlich im siebenzehnten Jahrhundert, immer breiter und anmaßender in den Vordergrund, bis er zuletzt Mittel- und Schwerpunkt des ganzen Gottesdienstes wurde. Die Kanzel siegte über den Altar, demnach war es ganz folgerichtig, daß zuletzt in Hunderten von Kirchen, vor Allem des reformirten Bekenntnisses, die Kanzel auch in Wirklichkeit über deren Altären ihren Platz erhielt, jeder altgeheiligten Ueberlieferung zum Hohne, damit ja seiner Hochwürden gelahrtes Angesicht, umrahmt vom breiten Radkragen aus dem Gewölk der mächtigen Alongeperrücke, wie der volle Mond über alles Andre hervorleuchten möge. Darin lag

die einzige Symbolik der protestantischen Kirche. Mir schwebt vor Allem dabei die traurige Zeit, welche bald nach dem Ende des dreißigjährigen Krieges begann, vor Augen, jene Zeit der gröbsten, geist- und gemüthlosesten Buchstabenorthodoxie, voll herben Eifers und schwulstiger Aufgeblasenheit. Für diese paßte das kalte, nüchterne und unschöne Aussehen der damals erbauten protestantischen Kirchen denn auch, wie Nichts anderes.

Schon zu Luther's Zeit lag der gothische Styl in den letzten Zügen, entartet und schwächlich geworden war er längst.

Drüben in Italien aber war allmählich im fünfzehnten Jahrhundert ein neues Kultur- und Kunstleben emporgeblüht. Sinn und Auge waren dort nach und nach wieder für die maßvolle Schönheit der antiken Kunst aufgegangen, zunächst für die der alten Denkmale römischer Kunst, die man bald allein als mustergültig für jegliche Art der Architectur ansah und nachahmte.

Es entstand jene Bauweise, die wir jetzt mit dem Ausdrucke „Renaissance" bezeichnen, der bisherige mittelalterliche Styl aber bekam nun erst den Spottnamen gothisch, was dort gleichbedeutend mit barbarisch galt und war damit zugleich der Verachtung und Vergessenheit anheim gefallen.

Mit dem sechszehnten Jahrhundert drang nun die Renaissance machtvoll auch über die Alpen in Frankreich und in Deutschland ein. Wo fortan ein kirchliches Bauwerk errichtet ward, mußte unter ihren Formen bald der

allerletzte Rest von kirchlicher Weihe, Gefühlswärme und ernster Erhabenheit zu Grunde gehen.

Die anfangs so maßvolle und anmuthige Renaissance gebar bekanntlich im siebenzehnten Jahrhundert die schwülstige Ueberladenheit des Barockstyls und aus diesem wieder ging dann im achtzehnten die schwächliche, farblose Nüchternheit des Zopfthums hervor.

Aber nun genug der Vergangenheit und endlich zur Lösung unserer gestellten Aufgaben. —

Was sind nun die ersten Anforderungen an ein protestantisches Kirchengebäude?

Es soll zunächst einen Raum bieten, groß genug, um die Menge bequem mit Sitzplätzen zu versehen; hell genug überall zum Lesen der Gesangbuchverse; eingerichtet, um von jedem Platze aus den Prediger sehen, und endlich, mit sorgfältiger Rücksicht auf das Hallen und Schallen der Worte, um ihn allenthalben deutlich verstehen zu können.

Käme es aber nur darauf an, jenen rein praktischen Anforderungen zu entsprechen, so genügte freilich schon der einfachste, kleinste Betsaal, wenn er nur hinreichend mit Raum und Licht versehen wäre. Ja, vielleicht am vollkommensten würden sie erfüllt, wenn man sich entschlösse, mit aller und jeder Ueberlieferung ein für allemal zu brechen, und ein Bauwerk herstellte mit einer Grundfläche, die einen Halbkreis oder Dreiviertelkreis bildete, etwa nach dem Muster des antiken Theaters, mit dem Halbrund seiner hintereinander aufsteigenden Sitzreihen, vor dessen Mitte dann der Stand des Predigers wäre und hinter diesem,

ganz ähnlich der erhöhten Bühne eines Theaters, der ebenso erhöhte Raum für den Altar. Das Ganze endlich ließe sich mit einer vieleckigen oder geraden Decke versehen, da erfahrungsmäßig eine Kuppelwölbung einen verwirrenden Schall hervorrufen würde.

Durch derartige Versuche wäre sicherlich das Allerzweckmäßigste und Vollkommenste zum Hören und Sehen zu erreichen, nie aber würde eine Kirche daraus: es wäre und bliebe stets das reine Auditorium, der bloße Hörsaal. Alle Bestrebungen, eine Kirche zu schaffen, werden und müssen aber scheitern, sobald sie den geheiligten Boden der Ueberlieferung verlassen und mit derselben brechen.

Hier nun bezieht sich diese Ueberlieferung zunächst auf die Grundordnung des Ganzen und sodann auf die Hauptformen der Einzelheiten.

An Beiden festzuhalten, ist und bleibt die erste Bedingung bei jedem kirchlichen Gebäude. Nur so erhält dasselbe den eigentlichen Character, daß es kein Hörsaal für Vorträge, sondern ein christliches Gotteshaus sei. Nur so kann es im Gemüthe die Stimmung des Ernstes und der feierlichen Erhebung und nur allein so das Gefühl der wahren Ortsheiligkeit in uns hervorrufen.

Wie aber die Reformation keineswegs an den damaligen Zustand des Katholicismus anknüpfte und fortbaute, sondern vielmehr ihrem Namen gemäß energisch zurückgriff in frühere Zeiten, um aus ihnen wieder reinere Lehren und würdigere Formen des Gottesdienstes heraufzuführen, so wäre es demnach durchaus folgerecht gewesen, daß auch im Kirchenbau

eine Reformation Statt gefunden hätte. Sie wäre sicherlich erfolgt und gewiß in würdiger Art, wenn nicht unglücklicher Weise zu jener Zeit der Renaissancestyl Alles so machtvoll und ausschließlich beherrscht hätte.

Erst unseren Tagen, dieser Zeit der Erkenntniß und Würdigung aller vergangenen Kunstperioden, ist es vorbehalten, das Versäumte nachzuholen.

Der gothische Dom war der höchste und vollkommenste sichtbare Ausdruck des mittelalterlichen Katholicismus. Ich gebe freilich zu, daß die Entstehung des gothischen Styls nur auf rein constructiven Ursachen beruht. In seinen hochstrebenden Formen und Linien aber spricht sich zugleich die ganze weltverachtende Sehnsucht nach der himmlischen Heimath aus, wie denn in der ganzen Kunst jener Zeit entweder ein demüthig frommes Neigen und Beugen, ein seliges Aufschwelgen oder unbefriedigtes rastloses Sichhinausschwingen aus dem Staube dieses Erdenlebens liegt. —

Die romanische Basilika dagegen bietet mit einem Male den ganzen Ausdruck des protestantischen Wesens. Hier ist zugleich mächtiger Ernst und lichte Klarheit, hohe Würde und schlichte Einfachheit, erhebende Feier und wohlthuende Ruhe und Befriedigung, und zu diesem Allen endlich dürfte es hinsichtlich der rein praktischen Zweckmäßigkeit kaum irgend ein anderes Bauwerk geben, welches so vortrefflich und mit so verhältnißmäßig geringem Kostenaufwande allen Forderungen und Bedürfnissen des protestantischen Gottesdienstes entspräche, als eben jenes.

Ich beginne mit dem Haupteingang in die Basilika.

Im Protestantismus will es fast überall die gute Sitte, daß man, um nicht zu stören, wenn nicht vor dem Gottesdienste, doch nur während des Gesanges in die Kirche eintritt, aber damit wartet, wenn drinnen eine Handlung vor dem Altare vorgenommen wird. Wie kommt hier gleich am Eingange der geräumige Narthex zu Statten, der einstige Aufenthalt der Katechumenen und Büßenden.

Wir sehen ihn bei der altchristlichen Basilika draußen vor der Stirnseite als schmale Säulenhalle sich hinziehen. In der romanischen Ausbildung und namentlich in den sächsischen Landen ward diese Halle in's Innere des Gebäudes verlegt, quer vor das Mittelschiff, und trug hier eine oft reich ausgestattete Empore.

In der protestantischen Kirche wäre auf ihr natürlich der herkömmliche Platz für die Orgel und den etwaigen Sängerchor.

Ein wesentlich bezeichnendes Element im Protestantismus sind sodann die Seitenemporen. Sie sind fast typisch geworden, darum mag man sie ruhig beibehalten. Anstatt aber das Mittelschiff damit zu beengen und zu verunstalten, verlege man sie in die Seitenschiffe, die dadurch also ein Stockwerk erhielten und deshalb höher sein müßten, als die der altchristlichen Gebäude. Sie öffneten sich auch, solcher Anordnung entsprechend, im Innern gegen das Mittelschiff in zwei Säulenreihen, die untere mit schwereren, die oberen mit leichteren und schlankeren Säulen, während die Treppen zu diesen Emporen nicht in der Kirche selbst, sondern in der Vorhalle anzubringen wären. Eine solche Emporen-

anlage ist keineswegs etwas Neues. Wir finden sie bereits in mehreren romanischen Kirchen in vortrefflicher Ausbildung, z. B. zu Andernach am Rhein und zu Limburg an der Lahn, wo sie von würdigster Wirkung ist und, wollen wir zum Altchristlichen zurückgreifen, sehen wir eine eben so reizvolle als zweckmäßige Empore dieser Art schon in der dem siebenten Jahrhundert angehörigen Basilika von St. Agnese fuori le mura bei Rom.

In einer gothischen Kirche werden solche Emporstockwerke dem Eindruck des Aufstrebens wesentlich schaden, während sie mit ihrer kräftigen, wagerecht laufenden Linie im romanischen Baustyle mit dem Ganzen zur schönsten Harmonie verschmolzen werden können.

Das Hauptschiff bliebe also völlig frei und enthielte nur sein unteres Gestühl. Da ein Mittelgang in diesem gerade die besten Plätze wegnimmt und überhaupt im Protestantismus, der keine Processionen kennt, vollkommen unwesentlich ist, so muß dieser wegfallen und es würde nun in die Stühle von den Nebenschiffen aus eingetreten, welche daher als freie Gänge ohne Gestühl blieben und vielleicht nur an ihren Fensterwänden Bänke hätten.

Wären somit die Seitenschiffe und der Grund des Mittelschiffes angeordnet, so bliebe noch die Decke des letzteren übrig.

Eine der allerwichtigsten Bedingungen eines protestantischen Kirchengebäudes ist eine gute Akustik, das klare und deutliche Verstehen des Predigers an jedem Platze.

Welch' verwirrendes Schallen mehr oder weniger fast alle Tonnen-, Kuppel- und Kreuzgewölbe hervorrufen, gleichviel ob sie sehr flach, rund- oder spitzbogig sind, lehrt leider eine hundertfach gemachte unumstößliche Erfahrung. Aber eine andere Erfahrung hat gelehrt, daß Nichts eine so gute und wohlthuende Akustik schafft, als die Holzdecke.

Wiederum gewährt diesen großen Vorzug die Basilika. Nur eine einfache Balkendecke legt sich über das ganze Mittelschiff oder gar der freie Dachstuhl spannt sich unverhüllt, jeden Einblick gestattend, mit seinem Gebälk über den Raum.

Wer eine derartige Basilika noch nicht gesehen, mag glauben, daß ein solch offener Dachstuhl einen rohen, unkirchlichen Eindruck hervorbringe, etwa den eines Güterschuppens unserer Eisenbahnbauten. Man fürchte Nichts. Durch richtige, feingefühlte Stellung, Stärke und Profilirung dieser Sparren, Balken, Balkenträger und Consolen, vor Allem durch Anwendung mächtiger Tragbögen läßt sich eine hochernste und kraftvolle, ja und durch gute Anwendung richtiger Farbe und Vergoldung sogar eine wahrhaft herrliche Wirkung erzielen. So erscheinen z. B. am Dachstuhl des Domes von Monreale bei Palermo, wie in der neuen Bonifaciusbasilika zu München, Balken und Sparren vorherrschend in warmem, braunem Tone, ihre Gliederungen, die Hohlkehlen, Stäbchen, Platten, Knäufe und Consolen vergoldet und zwischen ihnen hindurch erblickt man dann die Holzverkleidung der wirklichen unteren Dachfläche in tiefdunklem Blau mit goldenen Sternen, wie zur Hindeutung

auf den sternenvollen Himmelsdom. Das ist ein eben so ernster wie prächtiger Anblick.

Sei jetzt noch in Kürze der Fenster gedacht. Eine gothische Kirche verlangt, wenn sie vollendet dastehen soll, unbedingt zu ihrer vollen Wirkung jenen feierlich mystischen Dämmerungszauber, der ihr nur durch reich gemalte Fenster verliehen wird. Sie hat ohne diesen mit ihren mächtigen Lichtöffnungen etwas Oedes, Leeres und Frostiges an sich. — Der Protestantismus dagegen will vor Allem ruhige, gleichmäßige Helle in allen Theilen seines Gotteshauses. Nicht gebrochen, gefärbt oder getrübt durch die Kirche, sondern unmittelbar und rein, wie es vom Himmel stammt, verlangt er das Licht.

Die Basilika gewährt es wieder. Nur ihre Wände, nicht aber deren rundgewölbte und mäßiggroße Lichtöffnungen bedürfen der Farbenwirkung; will man indeß auch hier schmücken, so genügt ein eingeschliffenes Muster im Glase, welches der Helle durchaus keinen Nachtheil bringt.

Wie das Schiff der Kirche als eigentlicher Ort der Lehre betrachtet werden muß, ist natürlich auch sein bedeutsamstes Stück und Zielpunkt der Lehrstuhl, die Kanzel.

Wie schon erwähnt, sah der Katholicismus stets die Predigt als ein sehr untergeordnetes Anhängsel seines Gottesdienstes an. Darum wies er der Kanzel auch ihr bescheidenes Plätzchen ganz zur Seite des Raumes, meistens an irgend einem Pfeiler an.

Dagegen in's andere Extrem fallend, setzte sie der

Protestantismus hie und da in anmaßender und höchst unkirchlicher Weise hoch über das Heiligste, was die Kirche enthält, über ihren Altar.

Weder das Eine noch das Andere ist geziemend. Da nun einmal die Predigt ein so wesentlicher Bestandtheil des Protestantismus geworden ist, so sollte auch die Stätte derselben in ebenso zweckentsprechender, wie symbolisch bedeutsamer Weise mitten in der Axe des Schiffes sein, gerade am obersten Ende, dem Eingange gegenüber, also, daß der Prediger den Altar im Rücken, seine ganze Gemeinde aber gerade vor sich hat. Aber nicht auf erhabener Kanzel soll er thronen, nicht *über* den Häuptern seiner Hörer, sondern, wie es ihm als gleich sterblichem Menschen zukommt, nur in gleicher Höhe mit denselben; also wiederum wäre der symbolische Gesichtspunkt festzuhalten und abermals bietet uns die Basilika in der Gestalt ihrer Ambonen das trefflichste Vorbild.

So erhöbe sich denn, nicht mehr erhöht, als unumgänglich nöthig wäre, um überall gesehen zu werden, gleichsam als Schlußpunkt des Schiffes, an seinem oberen Ende der Ambo oder die niedere, katheder artige Kanzel des Predigers und mit diesem wäre die Anordnung der vorderen Kirchenhälfte vollendet.

Wir kommen jetzt zum Chore, als dem bedeutsamsten und heiligsten Raume der Kirche.

Durch die Stellung der Kanzel in der Axe des Gebäudes wäre jedenfalls der freie Blick auf den Altar gehemmt und gestört. Schon allein dieses Uebelstandes

wegen ist durchaus Eines bedingt, nämlich die wesentliche Erhöhung des ganzen Chorraumes.

Und immer wieder brauchen wir nur zu sehen, wie die Anordnung in der romanischen Basilika ist. Gerade in ihr war diese Chorerhöhung fast eine Regel, wie Hunderte von Denkmalen noch heutigen Tages beweisen. Freilich war dieselbe zunächst durch die Ausbildung der darunter liegenden Gruftkirche (Krypta) hervorgerufen, deren der Protestantismus nicht bedarf; aber auch an und für sich schien es der hohen Heiligkeit dieses Raumes eben so angemessen, ihn vom untergeordneten Schiffe der Kirche durch bedeutsame Erhöhung als durch Ueberwölbung auszuzeichnen.

Wie schön und passend wäre diese Anordnung auch für die protestantische Kirche. Die Kanzel niedrig und bescheiden, fast zu ebener Erde, aber gleich dahinter der heilige Raum des Altars erhaben und frei und mit edler majestätischer Wölbung versehen. So geschähen hier alle Vorgänge und Handlungen gleichwie auf einer zu heiligen Darstellungen geweihten Bühne, hoch, frei und in mächtiger Wirkung vor aller Augen.

Das dadurch geschaffene Gewölbe der Krypta böte dann zugleich den passendsten Ort für die Sakristei, zur Aufbewahrung der Kirchengeräthe und zur Anlage des Heizungsapparates.

Zu beiden Seiten der Kanzel nun, gerade vor den Nebenschiffen, und gleichsam als Fortsetzung ihres offen gelassenen Ganges würde dann eine Treppe auf den hohen Chor führen. Auf der einen schritten die zum Tische des

Herrn Gehenden hinauf, auf der andern wieder hinab, so abermals in symbolischer Weise sich erhebend zur erhabensten Feier, welche die protestantische Kirche kennt.

Jener Gottestisch, der Altar selber endlich, nähme in seiner Apsis als allerheiligster Theil der ganzen Kirche auch den allerheiligsten Platz des Chors ein, so daß wenigstens drei Stufen zu ihm hinanführten.

An die Sarcophagform, welche ihm nach und nach die katholische Kirche als Reliquienbehälter verliehen hatte, dürfte er hinfort nicht mehr erinnern. Er müßte wieder werden, was er in der alten Basilika war, ein echter Tisch, wenn auch in echt monumentaler und edler Weise aus Marmor oder anderm würdigen Stoff gebildet; ja, wollte man erst recht seine hohe Bedeutsamkeit bezeichnen, dürfte selbst, wie einst, der viersäulige Baldachin des Ciboriums ihm nicht länger fehlen. —

Es wäre nun noch in aller Kürze der Außenseite des Gebäudes zu gedenken. Daß auch hier dem Innern gemäß Einfachheit, Ernst und ruhige Würde der Hauptcharacter sein muß, bedarf keiner weiteren Erwähnung.

Ein rother Backstein von warmem Tone wäre für unseren deutschen Norden schon ein sehr angemessenes Material für die schlichten Mauern, während alle Einzelheiten, wie z. B. das Dachgesimse, der darunter herlaufende Bogenfries, die Einfassungen der rundbogigen Fenster und die zwischen diesen aufsteigenden Wandstreifen (Lisenen) zur Erhöhung der Wirkung aus hellgelbem Backstein oder auch aus Sandstein bestehen könnten, zu welchen dann nebst den

warm-rothen Mauerflächen ein dunkles Schieferdach vortrefflich stimmen würde.

Ein kleines vorspringendes Schutzdach, das auf zwei Säulen ruhte, beschattete das Portal zum Narthex. Dies Portal sammt der Apsis müßte sich durch reicheren Schmuck vom Uebrigen hervorheben.

Der Glockenthurm endlich würde nach altchristlicher Weise neben der Portalseite aufgeführt und etwa nur durch eine Mauer oder bedeckte Säulenhalle mit dem Kirchengebäude verbunden.

Zuletzt wäre noch sehr das Vorhandensein einer eigenen kleinen, leicht heizbaren Taufkapelle zu wünschen, welche, um einmal die altchristliche Weise fest zu halten, ein kleiner achteckiger Kuppelbau, also ein echtes Baptisterium sein könnte. Es ist und bleibt denn doch einmal schöner und angemessener, die heilige Taufhandlung in würdigem und geweihtem Raume vorzunehmen, als in profaner Stube.

Taufkapelle, Glockenthurm und Basilika könnten zu einer höchst malerischen Gruppenwirkung zusammengestellt werden. Die Spitze ihrer Dächer endlich schmückte nur das einfache goldene Kreuz. —

So wäre denn mit Obigem versucht, die Grundzüge anzugeben, wie man sich eine protestantische Kirche nach dem Vorbilde einer alten Basilika zu denken vermag. Es verbietet mir der Raum dieser Blätter, hier noch weiter auszuführen, in welcher Weise auch die Ausbildung der Einzelheiten und des bildlichen Schmucks dem protestantischen Geiste angemessen wäre.

Möchte man denn doch endlich auch bei uns im deutschen Nordwesten das, nur auf Unkenntniß beruhende, Vorurtheil fallen lassen, als ob nur einzig und allein im Spitzbogenwesen der Gothik der Ausdruck kirchlicher Würde enthalten sei. Möchte man dafür einsehen, wie gerade die ruhig klare, in sich befriedigte Wirkung des romanischen Rundbogensystems dem ganzen Character des Protestantismus so ungleich mehr entsprechend ist, als der gothische Styl. Aber selbst ganz abgesehen von dieser ästhetischen Seite, hat gerade die romanische Basilika, wie sie hier als Vorbild protestantischer Kirchen dargestellt wurde, drei rein praktische Vorzüge, die wichtig genug sind, sie zum Gegenstande der ernstesten Aufmerksamkeit zu machen; diese sind: erstens die Zweckmäßigkeit der Raumvertheilung, zweitens die gute Akustik, welche die Holzdecke des Schiffes bewirkt, und drittens der im Verhältniß zum theuren gothischen Styl bei weitem geringere Kostenaufwand.

Das ist eine ausgemachte Sache: von allen üblichen Baustylen ist gerade der gothische der kostspieligste, weil eben in der reichen, kunstvoll durchgebildeten Gliederung seiner Einzelheiten sein wesentlicher Character liegt. Für schlichte und kleine Gebäude ist er wenig geeignet, aber die prächtigen und mächtigen katholischen Kathedralen in Deutschland möchte man sich kaum anders wünschen, als in der aufstrebenden Herrlichkeit edler Gothik. Dagegen aber vermag der romanische Styl seinen Bauwerken, mögen sie noch so schlicht und einfach und noch so gering an Umfang sein, mit dem unerheblichsten Kostenaufwande den tiefsten Ernst

und die feierlichste Wirkung zu verleihen. Verlangt aber unser Herz nach würdigem Schmucke, so bieten gerade seine ruhigen und breiten Wandflächen die herrlichste Gelegenheit, endlich einmal wieder unsere Gotteshäuser mit der so lang entbehrten Zier kirchlicher Wandmalerei zu beleben.

Es ist wohl an der Zeit, daß, wie längst in anderen Gegenden, auch in unserem deutschen Nordwesten, die kalte weißgetünchte Nüchternheit und puritanische Kahlheit in unsern Kirchen aufhöre und dafür das gemüthbelebende Reich des Ornaments, der Farben und des Goldes in sie einziehe. Daß in der Reformation ein Rückschlag, eine Gegenwirkung auf die überwuchernde Farbenlust des Mittelalters eintrat und diese nun in den äußersten Gegensatz verfiel, war damals ganz naturgemäß. Die Stimmung, die solches hervorrief, ist indeß längst vorüber und nicht mehr berechtigt. Ein reges strebendes Kunstleben ist wieder neu erwacht im deutschen Vaterlande nach langer Dürre und fruchtloser Zeit. Wie wenig aber kommt noch immer unserer protestantischen Kirche davon zu Gute! Wohnzimmer und Säle schmückt man mit Bildern und giebt Hunderte dafür aus; die Kirchen bleiben in widerwärtiger Kahlheit, daß uns darin anfängt zu frieren. Wie schön war das im Alterthum, wo es gerade umgekehrt der Fall war: klein und einfach die Wohnung der Menschen, aber hoch und herrlich das Gotteshaus. Wir müssen wiederum so fromm werden; wiederum müssen wir mit dem Herrlichsten und Würdigsten, das wir vermögen, das Haus des Höchsten schmücken; wiederum muß das Reich edler Schönheit, der

heilige Gottesstrom der Kunst einziehen in die Hallen des Gotteshauses, auf daß sich unser Herz daran erfreue und erhebe.

Warum soll nicht in Gold und Farben die Decke droben sich spannen über dem geweihten Raume; warum sollen nicht von den Wandflächen des hohen Chors die großen heiligen Gestalten der Evangelisten und Apostel voll Hoheit und Ruhe auf die christliche Gemeinde niederschauen; warum nicht auf dem feierlichen Goldgrunde der Apsiswölbung in mächtigen Zügen wieder das Bild des segnenden Weltheilands thronen und selbst die rührend schöne Darstellung der Maria, zwar nicht als Fürbitterin, sondern nur als das heilige Symbol der Reinheit, Demuth und ewigen Mutterliebe in seiner gleich menschlichen wie göttlichen Schönheit, erhaben über alle Confessionen und Religionen, den Gottesknaben in den Armen; warum soll selbst das nicht auch in einer protestantischen Kirche unser Herz durchsonnen?

Namentlich aber an den hohen Festen unserer Kirche — da möge Alles und Jedes darin die gehobene Feier verkünden; da möge wieder festlicher Kerzenglanz den Altar umstrahlen, Laub und Blumengewinde Pfeiler und Säulen umschlingen und die Weihe der Töne in höheren Klängen von der Orgelempore sich herabsenken auf die Menge; möge vor Allem wieder das Ritual selber in würdigen und erhebenden Formen sich weihevoll gestalten.

Dann wird auch wieder Leben, Wärme und ächte Poesie in die erstarrten Kultusformen unsrer Kirche dringen

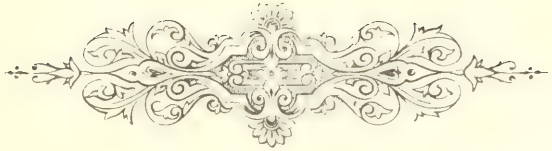
und ihr wiedergewonnen werden manches still glühende, aber schönheitsbedürftige Herz, das bis dahin ihr längst entfremdet war und abgewendet.

Schönheit gehet aus von Gott, wie alles Gute; warum sollen wir ihn nicht wieder verehren in der Schönheit? Nicht nur Ohren haben wir empfangen für göttliche Worte und heilige Melodien, sondern auch Augen für erhabene Formen, Gestalten und Bilder, sie in's Herz dringen zu lassen, um es zu läutern und zu erheben.

An Abgötterei und Bilderdienst dabei zu denken, wäre kindisch, albern und nicht würdig unserer Zeit.

Würdig unserer Zeit aber ist es, daß wir Gott verehren und ihm dienen in und mit allem Edlen und Guten, Hohen und Herrlichen in Wahrheit, Liebe, Schönheit.

Pantheonphantasien.



Und der alten Götter bunt' Gewimmel
Hat sogleich das stille Haus geleert,
Unsichtbar wird einer nur im Himmel
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt.
Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört.
Goethe (Braut von Korinth).

Abendsonnengold und Klänge der Ave-Maria-Glocken umflutheten die Kuppeln Roms. Ich stand vor der ältesten und ehrwürdigsten, vor jener, die schon sich gen Himmel wölbte, als noch Keiner vor Christi Namen sein Haupt neigte: vor dem mächtigen Rundbau Agrippa's, dem alten Pantheon, stand ich.

Auf dem kleinen Platze begann das abendliche Leben und Treiben des Volkes. Wasserträgerinnen verweilten mit ihren schön geformten Krügen plaudernd am rauschenden Obeliskenbrunnen. In den Buden der Garköche flammte, knatterte, qualmte und brodelte es lustig und verlockend und das römische Volk schlenderte und stand in seiner beneidens-

werthen und glückseligen Sorglosigkeit ruhend und gaffend, scherzend und schmausend durcheinander, während Agrippa's altersgeschwärzter Bau, eine tiefdunkle Riesenmasse, ernst und gewaltig vom weinklaren Abendhimmel sich abhub, und die mächtigen Granitsäulen seines Portals schon im Schatten ihres Daches verschwammen.

Ich verließ den belebten Platz und trat ein in die erhabene Rotunde. Hier war's dämmerig und still. Kein Licht als einige Lampen von den Altären und hoch oben die goldene Scheibe, das runde Stück Himmel, welches durch die einzige kreisförmige Oeffnung des Kuppelgipfels sanft hernieder leuchtete. Und im ganzen Raume kein Laut, als das leise Murmeln der Beter, die rings umher standen oder knieten. —

Und auch in meinem Gemüthe ward es dämmrig und still. —

Ich gedachte der Zeit, da noch in erster Jugendfrische dieser Bau stand, erstrahlend in überschwenglicher Pracht goldigen Erzes und köstlichen Steinwerkes, geweiht und geheiligt der olympischen Götterversammlung.

Rings umher, wo jetzt die Tabernakel der Altäre mit ihren weihrauchgeschwärzten Bildern matt aus der Dämmerung traten, blickten in stiller Hoheit marmorne Göttergestalten von ihren Postamenten, sichtbare Symbole von Allem, was jener Welt heilig war, was sie erkannte, schaute, fühlte, verehrte.

Auch der Herrlichkeit der göttlichen Frauenbilder unter ihnen gedachte ich.

Dort stand mild, ernst und klar die blauäugige Minerva; dort Vesta in unnahbarer Reinheit; dort der Ceres milde Muttergestalt; daneben lächelte in süßester Holdseligkeit Aphrodite's liebliches Antlitz und weiterhin endlich thronte, Alles überragend an Majestät und Würde, Juno, die Königin des Himmels. —

Zertrümmert und versunken ist sie, die ganze alte Götterherrlichkeit, aber aus Schutt und Scherben stieg nun ein anderes hehres Bild empor, eine andere Himmelskönigin thronte jetzt in der erhabenen Rotunde, und was abermals die Menschheit nur Gutes und Schönes, Herrliches und Liebliches ahnte, faßte sie zusammen und übertrug es auf die Eine, die Einzige: Juno's Majestät, Vesta's Unschuld, Mutterwonne und Mutterweh der Ceres und die ganze Anmuth Aphrodite's. — Aber endlich noch zu allem Jenen gesellte sie eine Zierde, welche nimmer zuvor gekannt und gepriesen war — es war die Demuth, die stille, fromm ergebene, in Freud' und Leid ausharrende Demuth, die wahre und eigentlich christliche Tugend.

So erstrahlte fortan in niegeschautem Glorienscheine, beseligend und erhebend durch alle Zeiten und alle Herzen, als herrliches Symbol des „Ewig-Weiblichen" — Maria. —

In meiner Nähe stand ein Betender, dessen Blick, wie in dankerfüllter, still seliger Entzückung durch die Kuppelöffnung hoch oben in den goldenen Abendhimmel eindrang und mir war es, als ob ich wüßte, welch' ein Gebet aufstieg aus seiner Seele. —

„Preis und Dank Dir in alle Ewigkeit, Du allmächtiger, einziger, wahrer Gott, daß du das Werk der Heiden hast zernichtet und die Götzenbilder hast gestürzt und zertrümmert, daß Du hast gesendet das Licht der Wahrheit, zu verscheuchen die Finsterniß, und Du, Jesus Christus, sei gelobet für und für, der Du uns erlöset und errettet hast vom ewigen Verderben, und Du, Maria, sei hoch gepriesen, Du heilige Gottesgebärerin, die Du bittest für uns arme Kinder in Deiner ewigen Mutterliebe, auf daß wir nicht gerichtet werden nach unserer Schuld, gebenedeit bist Du unter den Weibern!“ —

Wer sagt, daß nicht also die Worte waren, die leise über die Lippen dieses Betenden glitten? —

Und gerade an derselben Stelle stand zu Kaiser Constantin des Großen Zeit mit erhobenen Händen ein Mann, und der Mann war vielleicht ein Urahn des heutigen Peters, und über seine Lippen strömte es eben so brünstig und andachtsvoll. Der aber pries voll tiefen Dankes die seligen Bewohner des Olymps, die erhabenen Schutzgötter Roms, daß sie segnend ihre mächtige Hand gehalten über der ewigen Stadt, über ihm selber und über seinem Hause, aber seine Seele war voll Trauer und Zorns ob der nahenden Zeit des Gräuels und Abfalls von ihnen. —

„Rüstet Ihr mich mit Kraft und Festigkeit“, rief er dann, „daß mich nimmermehr bestricke der frevelhafte Aberwitz und Unglaube der Nazarener, wie er schon beginnt das Herz des Kaisers zu umgarnen. Sie verhöhnen, sie verspotten und verleugnen Euch, und wollen Eure Altäre

umstürzen zur Ehre eines Gottes, den sie selber nicht begreifen und verstehen, sie reden seltsame Dinge von einer Jungfrau, die zugleich Mutter eines gekreuzigten Gottes, von Blut und Erlösung und daß ihr Gott bald in einer und bald in drei Gestalten sich zeige.

Ich aber halte an Euch, Ihr seligen Bewohner des Olymps, in dieser gräuelvollen Zeit, ob auch Alles um mich her weichen und wanken mag.

Preis und Dank Euch in alle Ewigkeit!"

Wer nun von Beiden betete herzenstiefer und herzenswahrer? —

Doch das Glockengeläut war verstummt, der Goldgrund des Himmels mählich verblichen und in zartes Silber verwandelt, dunkler und leerer ward's in der hohen Rotunde, und auch ich trat den Heimweg an.

Aber ehe ich auf Monte Caprino meine Wohnung, die Casa Tarpea aufsuchte, zog es mich nach der stillen, mondbestrahlten Trümmerwelt des Forums. Der Gedanke an die beiden Betenden wollte nicht aus meiner Seele und in tieferem Sinnen wandelte ich noch lange zwischen den ragenden Resten, die in feierlichem Dämmer der Nacht rings empor stiegen und aus der Stille meiner eigenen Seele entrang sich Frage auf Frage, Gedanke auf Gedanke. —

Wie die Götter jener Tage in Trümmer sinken mußten, als die Welt die höhere Idee des Christenthums zu fassen vermochte, wird nicht ebenso auch dieses einmal sich auflösen, sobald die Menschheit fähig ist, einen noch erhabeneren Glaubensinhalt aufzunehmen?

Ein Stillstand, ein Haften an Buchstaben — ist solches denkbar, wo der Glaube lebendig ist? —

Aber ist denn da ein echter lebendiger Glaube, wo nur angenommen und nachgebetet wird, was in Schulen, in Tempeln, Synagogen, Kirchen und Moscheen gelehrt wurde?

Und ist der Glaube des Einzelnen etwas Anderes, als das Ergebniß seiner zufälligen Geburt und Erziehung?

Dürfen wir ihn schon lebendig und wahr nennen, ehe er unser ganzes inneres Wesen, unser Fühlen, Denken und Handeln durchdringt und mit diesen zum vollen und schönen Einklange geworden ist?

Es giebt keine Erziehungsweise, die für jedes Menschenindividuum paßt und kein Universalmittel für alle Krankheiten. Sollte es denn *einen* Glauben geben können, für alle Menschen gleich faßbar und befriedigend? Nein und aber nein, lebendiger Glaube ist rein subjektiv und jeder *Denkende* hat seine eigene Gottes- und Weltanschauung, je nach seiner inneren Natur, geistigen Beschaffenheit und nach seinen Lebensschicksalen. —

Und wenn wir so unseren eigenen Glauben erkämpft und errungen haben, daß er uns durchdringt, erfüllt und beglückt, so haben wir auch die Pflicht, ihn heilig zu halten und für ihn einzustehen und wir haben das Recht, ihn offen vor aller Welt, wenn's noth thut, zu bekennen, *sei er, wie er sei.*

Jeden andern Glauben müssen wir achten — über keinen dürfen wir richten.

Denn nicht *was* einer glaubt, sondern *wie* er glaubt, darauf nur kommt es für ihn an und nur darüber darf gerichtet werden.

Und nehmen wir nun den christlichen Glauben. — Das höchste, alldurchströmende, Alles erhaltende Wesen, ist es nicht so unfaßbar für den armseligen Menschengeist, daß auch unsre erhabenste Vorstellung davon immer klein und elend bleiben muß! Können wir doch ja nicht einmal seine Werke und sein Wirken begreifen, wie denn es selber! —

Unsere Aufgabe aber ist es, so groß davon zu denken, wie wir's vermögen. Ist es nicht unwürdig, die Gottesidee wissentlich herab zu ziehen? —

Wessen innerer Natur es unmöglich oder grundzuwider ist, die erhabene Idee eines geistigen Pantheismus, einer Immanenz Gottes in sich aufzunehmen, der denke sich dieses höchste Wesen, diese Weltseele immerhin persönlich und außerhalb des Universums stehend, denke sich einen allmächtigen Schöpfer, allweisen Regierer, allgerechten Richter und allbarmherzigen Vater, der sogar einen Sohn hatte und diesen einmal auf das winzige, im großen Weltraume schier verschwindende, atomartige Stäubchen, „Erdball" genannt, hernieder sandte, damit er in Gestalt eines jener mikroskopischen, zweifüßigen Bewohner dieses Weltstäubchens für das Heil der Uebrigen lehre, leide und sterbe, seinem Vater aber zum selbst bereiteten Sühnopfer für die Sünden der Bewohner dieses Staubkörnchens werde.

Ist denn schon an sich diese Sühn- und Erlösungsidee mit der Vernunft oder vom menschlich sittlichen Standpunkte

zu fassen, ganz abgesehen von jener maßlosen Ueberhebung und menschlichen Eitelkeit, die darin liegt —? Hat sie ihren Ursprung nicht allein in vergangenen Religionen, deren durch Menschenfrevel erzürnte Gottheiten auch nur durch Menschenopfer wieder konnten versöhnt werden? —

Indessen, wenn auch unser Inneres, ja selbst unser sittliches Gefühl sich fort und fort auflehnt gegen dies christliche Dogma, suchen wir dennoch eine Vermittelung, um nicht einem Glauben fremd zu werden, der uns einst in den Tagen der seligen Kindheit so trostvoll, so theuer und heilig war und es noch heute so vielen unserer Mitmenschen ist.

Und giebt es nicht eine solche Vermittelung und Versöhnung? —

Wir finden sie in der Schönheit, in der Poesie, in der Symbolik. —

Der Inhalt einer Geschichte gewinnt an ethischem oder ästhetischem Werth Nichts dadurch, daß er wahr, und verliert Nichts dadurch, daß er mythische Dichtung ist.

Schaut nicht das Christenthum zwei Naturen in seinem erhabenen Stifter, die göttliche und die menschliche? Schon darin mögen wir eine tiefe Symbolik sehen. Ist nicht auch zweifach die Natur und der Standpunkt unserer Anschauung, ist er ebenfalls nicht göttlich und menschlich zugleich, oder mit anderen Worten erhaben kosmisch und kindlich irdisch? Streben wir denn danach, Keines von Beiden zu verlieren, und Keines unmöglich zu machen. Durchfluthet uns das Eine mit erhabenem Schauer, erquickt das Andere uns wie Frühlingssonnenschein.

Es ist etwas Köstliches, sich in die Tiefen der Poesie und der Symbolik des Christenthums mit ganzer Seele zu versenken, ob auch mit ungläubiger.

Da blicken wir wieder zu Gott empor, dem Inbegriff aller Macht und Herrlichkeit, Weisheit und Güte, da schauen wir in Christus das erhabenste Symbol allumfassender Menschenliebe, Wahrheit und Opferfreudigkeit und selbst in dem leider vom Protestantismus so schmachvoll vernichteten Marienkultus verstehen und feiern wir wieder das „Ewig Weibliche", die Reinheit und Demuth, die Anmuth und Hoheit und vor Allem das Mutterherz, das heilige Mutterherz in seiner ganzen Wunderherrlichkeit. —

So haben wir einerseits nichts verloren und andererseits so Viel gewonnen — der Kirche wieder anzugehören, der wir vielleicht ohne solche Auffassung längst entfremdet wären.

Und wieder tönt uns der Glockenklang mit ahnungsvollem Schauer durch's Herz und ruft in's Gotteshaus, und wieder eint sich unsre ganze Seele andachtsvoll zur brausenden Orgel im Choral mit der Gemeinde, und wieder mit frommem Sinn hören wir des Evangeliums kindlich einfaches Wort und können theilnehmen an jedem heiligen Brauch, selbst zum Tische des Herrn können wir treten, zum heiligen Liebesmahl, ohne unwahr zu werden; ja noch mehr, vom Standpunkte der Symbolik ist es möglich, in jeden anderen Kultus, sobald er nur nicht durch Unsittlichkeit oder Unschönheit unser Gefühl verletzt, uns andachtsvoll zu versenken. —

Noch ist die Menschheit zu schwach, um den Halt des Glaubens an einen außerweltlichen Gott zu missen, noch ist sie zu elend, um den Trost des Himmels, und zu verderbt, um die Angst vor der Hölle entbehren zu können. Wer aber an den Fortschritt der Menschheit glaubt, muß der nicht glauben, daß eine Zeit kommen wird, da die Menschen sagen: wir müssen das Rechte thun, nur weil es Recht, das Wahre reden, nur weil es wahr, das Schöne üben, nur weil es schön ist, nicht aber darum, weil es Gott so will? Einen Himmel und eine Hölle wird es auch dann geben, aber nur in unserem eigenen Innern.

Alle positiven Religionen und Glaubensbekenntnisse, sind sie etwas Anderes als Formen für die in ewiger Entfaltung begriffenen Ideale und Anschauungen der Menschheit? —

Sie bestehen, so lange diese in ihnen Raum haben, sie bersten und gehen zu Grunde, wenn dieselben zu groß und zu mächtig dafür geworden sind.

So sank die antike Götterwelt in Nacht und Vergessenheit, als der Menschheit die hehren Morgenstrahlen des Christenthums erwärmend und beseligend in's dunkle Herz leuchteten; wird auch dieses nicht einmal zerrinnen vor der Sonne einer noch erhabeneren Religion der Zukunft? —

Ich selbst, wie meine Gedanken und Phantasien hatten ihren Rundgang jetzt vollendet. Vollkommen ruhig und regungslos lag rings die Gegend, nur ganz einzeln ertönte aus der Ferne der Klang einer einsamen Thurmglocke. Hoch und herrlich aber goß der Mond vom schwarzblauen

Himmel seine magische Lichtfluth aus über die schlafende Trümmerwelt. —

Jetzt stand ich gerade vor den hohen Granitsäulen jenes Tempels, der einst dem Lenker der Zeiten, dem alten Saturn geweiht war. Durch die Zwischenräume derselben aber blickte ich auf die mondbestrahlte Kuppel der Kirche San Martino. —

Wann —, welchem Jahrhundert ist die Stunde beschieden, wo wieder ein Wanderer steht und schaut fragend und sinnend durch die geborstenen Trümmer der letzten christlichen Kirche auf ein heiliges Bauwerk, das noch keine Seele ahnet? —

Aus fernen Augenblicken.

Bekanntlich bilden die altrömischen Inschriften einen hervorragenden Theil der großen Hinterlassenschaft jenes längstvergangenen, thatenreichen Jahrtausends. Aus ihnen entnehmen wir jedenfalls die sicherste Kunde vom Leben und Treiben, von den Werken und Schicksalen jener Weltbeherrscher am Tiberstrande; sie bestätigen, was ihre Geschichtsschreiber erzählen; sie sind die stehen gebliebenen Marksteine und Wahrzeichen im dahingerauschten Zeitenstrome. Kein Wunder also, daß sich unsere bedeutendsten Archäologen das Studium derselben zu ihrer Lebensaufgabe machten. Ein Welcker, ein Böckh, vor allen aber der Historiker Mommsen und namentlich Henzen, der Direktor des archäologischen Instituts in Rom, haben sich unsterbliche Verdienste darum erworben.

Und auch sonst hält man die Reste derselben hoch in Ehren. Wo man nicht vorzog, die Inschriften an ihren ursprünglichen Denkmalen, an den Bauwerken und Gräbern, denen sie angehörten, zu lassen, sieht man ihre Tafeln jetzt in Menge die innern Wände der Museen füllen. Aber den

Blick des Laien vermögen sie nicht zu fesseln. Er gleitet schnell darüber hinweg und sucht lieber herzerfreuende Kunstwerke auf, die in schönerer und eindringlicherer Sprache zu ihm reden. —

Ungleich anziehender wirken diese Schrifttafeln natürlich auch an ihrem alten Orte, von den Giebelfeldern und Friesen der antiken Tempel und Triumphbogen herab, wo ihre einfach stolzen Worte uns oft mit einem Gefühl wahrer Ehrfurcht zu erfüllen vermögen.

Eine andere Art von Inschriften indeß giebt es, die geeignet ist, noch ungleich eigenthümlicher und lebendiger uns anzusprechen. Es sind die nichtmonumentalen, jene, die im Entferntesten nicht darauf berechnet waren, auf die späte Nachwelt zu gelangen, die flüchtigen Ergüsse und Wirkungen des Augenblicks, die aber dennoch ein sorgsames Geschick wunderbar in ihrer ganzen ursprünglichen Gestalt und durch viele Jahrhunderte auf unsere Tage und vor unsere Blicke brachte.

In erster Reihe nun stehen darunter die sogenannten Graffiti, die Einritzungen, welche vermittels eines Nagels oder sonstigen spitzen Werkzeuges in den Stuckbewurf antiker Mauerwände gemacht, hier in großer Menge auf uns gekommen und namentlich in den letzten Jahrzehnten ein bevorzugter Gegenstand ernster Studien geworden sind.

Die zweite Art dieser Inschriften sind die mit einem Pinsel auf die glatte Wand gemalten. Rom und Pompeji sind die Hauptfundstätten beider, namentlich letzteres, während die römischen sich fast nur auf wenige Gebäude beschränken,

darunter die Wände der Kaiserpaläste die meisten bieten. Was diesen Mauerinschriften nun solch' besonderen Reiz verleiht, liegt theils darin, daß sie uns recht mitten in die Verhältnisse des kleineren Lebens, sei's einer Provinzialstadt, sei's der Bedientenbevölkerung des palatinischen Palastes schauen lassen, theils aber in ihrer großen Bedeutsamkeit, wenn man Folgendes erwägt. Das Alterthum kannte noch nicht das Institut der Zeitungen mit ihren offiziellen und privaten Anzeigen. Gleichwohl war das Bedürfniß da, Bekanntmachungen möglichst weiten Kreisen mitzutheilen. Dies erreichte man in Pompeji dadurch, daß man an vielbesuchten Straßenecken die Mauern mit solchen Anzeigen bemalte. Da liest man Empfehlungen von Wahlkandidaten zu städtischen Aemtern, Programme von Gladiatorenspielen, die an diesem oder jenem Feste gegeben werden sollen, Ausbietungen von wohleingerichteten Häusern, die zu vermiethen sind, und noch Manches der Art. Solche Wandinschriften sind freilich in Rom seltener gefunden worden. Am wichtigsten ist noch darunter das Bruchstück eines Kalenders, gemalt an der Wand eines Gebäudes von unbekannter Bestimmung. Hier aber treten dagegen die oben genannten Mauerkritzeleien ungleich zahlreicher hervor.

Sicherlich rühren die Graffiti in den wenigsten Fällen von Gebildeten her, die schon damals es nicht für schicklich hielten, Mauern und Wände zu bekritzeln und zu beschmieren; nur Hände des niederen Volks und der Straßenjugend führten wohl meistens den Stift dabei, doch auch eben darin liegt ein eigenthümliches Interesse.

Bei Weitem die meisten bestehen freilich nur aus bloßen Namen, deren Inhaber es sich schwerlich träumen ließen, daß sie von den ersten Gelehrten später Nachwelt noch einmal gelesen und abgeschrieben würden. Gemeine witzlose Zoten und unanständige Worte haben pompejanische Straßenlümmel stümperhaft auf die Wände gekritzelt, die tausendjährigen Vorbilder der unserigen, welche die christliche Kultur um Nichts anständiger zu machen vermocht hat. Anderwärts hat ein schwärmender Jüngling seinen Mitbürgern die Stelle bezeichnet, wo er das Glück der Liebe genossen. „Hier hab' ich meine Chloris umarmt!" schreibt er. Noch ein Anderer läßt seine Geliebte Clythia leben; wieder ein Anderer preist die Schönheit seiner Auserwählten. Eine große Zahl Graffiti ward entdeckt, als man in den fünfziger Jahren am südöstlichen Theile der palatinischen Kaiserpaläste, der nach dem Circus maximus zu liegt, eine Reihe kleiner Gemächer von ihrem Schutte befreite. Ihre Wandfelder sind keineswegs kaiserlich geschmückt, sondern sogar in sehr ordinärer Weise in ihren Mittelfeldern mit verschiedenen kleinen Emblemen bemalt, zum Theil mit kriegerischen, z. B. Waffentrophäen, woraus man anfangs den Schluß ziehen wollte, die Gemächer seien Wachtstuben für die Prätorianer gewesen. Doch spätere Untersuchungen ergaben, daß man sich geirrt hatte. Die Inschriften dieser Gemächer rühren sicher von kaiserlichen Dienern und Sklaven her, wie aus einer derselben hervorgeht, und gehören meist dem Ende des zweiten Jahrhunderts an. In diesen Kritzeleien nun ist hauptsächlich

von Circus und Gladiatorenspielen die Rede. Vom Dache dieser Häuser aus hatte man sicher eine prächtige Aussicht auf den großen Circus und es war daher kein Wunder, wenn die Zuschauer die Ereignisse, welche sich da vor ihren Augen so oft wiederholten, in karrikaturartigen Bildern mit dazu gehörigem Text oder den nöthigen Unterschriften an die Wand schrieben. Aber auch allerlei Scherze finden sich daneben. So sieht man das Bild eines Esels, der eine Mühle treibt, mit der Beischrift: „Labora aselle, sicut ego laboravi et proderit tibi.“ (Zu deutsch: „Arbeite Eselchen, wie ich gearbeitet habe, und es wird dir gut thun.“)

Das interessanteste aller Graffiti dieser Räume ist indeß die in der ganzen archäologischen Welt berühmt gewordene Darstellung einer höchst merkwürdigen Christenverhöhnung.

Wiederum in kindisch unbeholfener Zeichnung sehen wir nämlich einen Mann wie im Gebet die Hand erhebend vor einem Kreuze stehen, an dieses geheftet sodann einen andern, dessen Haupt aber ein Eselskopf bildet, und in griechischer Sprache stehen darunter die Worte:

„ΑΛΕΞΑΜΕΝΟΣ ΣΕΒΕΤΑΙ ΘΕΟΝ.“

(Alexamenos betet Gott an.)

Die Entstehung dieses Bildes liegt auf der Hand. Der fromme Sklave Alexamenos (gewiß ein Grieche) ward von seinen heidnischen Kameraden sicher arg gehänselt und verspottet, und einer derselben, jedenfalls ein raffinirter Landsmann, konnte es nicht lassen, dem guten Jungen auch bildlich dem Spott seiner Stubengenossen und Mitbedienten preis zu geben. —

Zu solcher Annahme haben wir um so größeres Recht, da bereits schon alte Apologeten und Kirchenväter, z. B. Tertullian, darüber klagend reden, daß unter den Heiden der Glaube verbreitet sei, die Christen verehrten einen gekreuzigten Esel, wenigstens einen eselsköpfigen Gekreuzigten.

Die Entdeckung jenes Bildes erregte nicht sowohl förmliches Aufsehen in Rom, als sogar wirkliches Aergerniß, und theils deshalb, theils auch wohl zum Schutze desselben, ward es, namentlich auf Veranlassung der römischen Jesuiten, bald nachher behutsam von der Mauerfläche abgelöst und in ihr Museum, das sogenannte Museum Kircherianum gebracht. Der gelehrte Jesuitenpater Garucci hat eine eigene, treffliche Abhandlung seitdem darüber veröffentlicht.

Nicht aber bloß das Bild des gekreuzigten Esels weist auf Christen hin, vielmehr lehren uns manche Inschriften mit dem Ausrufe: „Vivas Christe!“ und ähnliche, daß unter der kaiserlichen Dienerschaft zu jener Zeit manche christliche Elemente waren. —

Anderer Art sind die Griffiti an den Wänden der Titusthermen, unter denen am bekanntesten folgende beschwörende Warnung ist:

„Duodecim deos et dianam et Jovem optimum maximum habeat iratos, quisquis hic mixerit aut cacavit

(zu deutsch: die zwölf Götter und Diana und der höchste Jupiter mögen den mit ihrem Zorn treffen, der hier . . . . . .)

„Narren- und Knabenhände beschmieren Tisch und

Wände“ heißt unser Sprichwort, und seine Wahrheit, wenn auch mit andern Worten ausgedrückt, wußten schon die alten Römer, denn einer derselben schrieb an eine dieser viel bekritzelten Wände in ähnlichem Sinne:

„Admiror, paries, te non cecidisse ruinis,
Qui tot Scriptorum taedia sustineas.“

(zu deutsch: „Wand, ich wundere mich, daß du nicht in Trümmer zerfallen,
Sondern all' das Geschmier gar so geduldig erträgst.“ —)

Auch auf den alten Quadern im Pflaster des Forums und im Fußboden antiker Basiliken, z. B. der Basilika Julia, sieht man Einritzungen, aber in anderer Weise. Es sind ziemlich tief eingegrabene regelmäßige Figuren, kreis- rund oder viereckig mit inneren Abtheilungen und Löchern, die sich stets in gleicher Weise wiederholen. Was sie bedeuten, ist noch nicht ganz aufgeklärt. Waren es Spiele altrömischer Knaben, warfen und zielten sie vielleicht nach den Fächern und Löchern mit Marmorkügelchen oder Knöcheln? — Erzählt hat uns Niemand davon. —

Von rührenden Inschriften der Katakomben habe ich schon früher berichtet. Aber auch in andern antiken Grabgewölben strömt uns oftmals der Gefühlserguß eines Herzens, welches vor zweitausend Jahren lebte, liebte und trauerte, ergreifend an das unserige.

Die Gräber der Alten waren keine so schaurige, moderduftende Orte, wie unsere christlichen. Freundlich, einladend, ja lieblich und heiter waren sie vielmehr und ihre Wände oft genug geschmückt mit dem Spiel reizender Ornamente,

mit Emblemen und anderen Malereien. Oft wurden sie besucht von denen, welche drinnen die Asche theurer Todten hatten, und diese Besuchenden schrieben zuweilen ein freundlich Wort, einen Herzensgruß für die Abgeschiedenen oder einen kurzen Ausdruck ihres augenblicklichen Gefühls auf die Sarcophage und Aschenkrüge. Es war das nach und nach zur liebgewonnenen Sitte geworden. Meistens schrieb man hier nur mit einer Art Rothstift, daher ist Vieles längst verwischt und verschwunden, Manches aber noch wunderbar deutlich erhalten. An der marmornen Aschenurne in einem dieser kleinen schönen Columbarien fand auch ich einmal solche Schriftzüge. „Salve filia mea!“ „Sei gegrüßt, meine Tochter!“ das war Alles; aber ich kann nicht beschreiben, wie mich die einfachen drei Worte rührten. War es mir doch, als ob vielleicht die bitterlich weinende treue Mutter von ihrem todten, lieben Kinde, dem sie diesen Gruß gesandt hatte, eben hinweggegangen war, nicht aber, als seien schon viele, viele Jahrhunderte seitdem dahin gerauscht im Strome der Zeit. —

Jene stolzen, in Stein gehauenen Schriften, welche hoch von den alten Bauwerken herab und für eine Ewigkeit bestimmt zu uns reden, nehmen wir ruhig hin, als ob es so sein müßte — diese armen Reste dagegen berühren und ergreifen oft tief unser Innerstes.

Aus dem Tagebuch.

Zweite Folge.

Rom, den 20. October.

Glücklich bin ich von meinem Ausfluge nach dem tieferen Süden Italiens gestern wieder in Rom angekommen. Glücklich in doppelter Bedeutung des Wortes: in äußerer wie innerer. Ja, ich kann nicht beschreiben, wie beglückt ich mich fühle, wieder in mein altes, liebes, hochherrliches, einziges Rom zurückgekehrt zu sein, welches, war es mir früher schon von Tag zu Tag anheimelnder und trauter geworden, mich nun erst recht wie eine zweite, geistige Heimath umfängt. Und wie verstehe ich jetzt, was einst vor zwölf Jahren Adolph Stahr bei seiner Rückkehr von Neapel nach Rom in sein Tagebuch schrieb*), wie kann ich seine Worte nachfühlen. — „Rom zu sehen ist ein großes Glück, es wieder zu sehen ein noch größeres", schreibt er. „Gleicht das Erste dem unruhigen Entzücken des Brautstandes, so ist das Zweite dem ungleich

*) Stahr, Ein Jahr in Italien, 4. Aufl., Oldenburg, Schulzesche Hof-Buchhandlung (A. Schwartz).

höheren, ruhigen Genusse zu vergleichen, den die befriedigte Seligkeit einer glücklichen Ehe gewährt. Die Straßen, die Plätze, die Menschen, das Leben, die Bauwerke, die Ruinen, die Kunstgegenstände, das Alles erscheint in einem neuen und doch nicht befremdenden Lichte. Alles Große, Mächtige, Schöne, das ich begierig wieder aufsuche, erscheint mir noch größer, schöner und erhabener. Es ist, als hätte sich jetzt erst Sinn und Auge geschärft und ausgeweitet, um es in seiner wahren Gestalt ganz und voll aufzunehmen." —

Ganz und gar ist das auch mir aus der Seele gesprochen, denn vollkommen derselbe Eindruck wurde mir zu Theil. —

Neapel und Rom, kaum läßt sich ein größerer Gegensatz denken, als zwischen diesen beiden Städten besteht. — Dort rastloses, betäubendes Lärmen und Toben — hier die schönste wohlthuende Ruhe; dort vor Allem modernste Gegenwart — hier in erster Linie die große Vergangenheit, die uns, wo wir gehen und stehen, mit ihrem Zauber umwebt; dort in Menschen und Dingen Alles flach und offen, hell und heiter wie auf der Hand liegend — hier Ernst, Größe, Tiefe, Geheimniß. — An Sicilien und seine Städte ist nun vollends nicht zu denken, denn Sicilien ist einmal eine eigene Welt für sich, bald nach Griechenland, bald nach dem Orient, bald nach Afrika hinweisend. Nur Eines darf man nicht geschaut haben, wenn man römische Kunst wieder mit ganzem Herzen genießen will, und doch preise Der sich glücklich, dem es vergönnt war, Solches zu schauen – einen Säulenbau der Griechen. Wer je zu Pästum vor Poseidon's Heiligthume stand, wer die Wunder

von Selinunt und Segeste betrachten oder gar von den ſtillen Trümmerſtätten Agrigents über Land und Meer ſchauen durfte, in dem werden Roms mächtig ragende Säulencoloſſe nichts Anderes als höchſtens ein kaltes Staunen erwecken können, ſeien ſie noch ſo hoch, ſo wuchtig, ſo prächtig und gewaltig. —

24. October.

Faſt alle meine näheren Freunde und Bekannte ſind noch von Rom abweſend; auch mein Detleffen, den die unheilſchwangere Fieberluft des Sommers aus der Ebene getrieben, lebt noch im Gebirge, im ſchönen, waldgrünen Arricia, und doch iſt die Luft wieder rein, ja ſo ätherklar und durchſichtig, daß ſie kaum mehr als abtönendes Medium gelten kann und alle Gegenſtände der Landſchaft ſich eigentlich mehr durch die Linear- als Luftperſpective von einander abſondern. Auch die fernſten Dinge, Ruinen, Felſen, Baumgruppen haben eine, faſt wie in Stahl gravirte Beſtimmtheit und Schärfe der Umriſſe und zeigen zugleich auf ſtundenweit ihre reinen und vollen Localtöne, ebenſo erſcheinen auch die kräftigſten und tiefſten Schatten, z. B. Höhlungen des Erdreichs, noch nicht ſchwarz und kalt, ſondern farbig und warm. Und darin eben, in jener Schärfe der Formen und Feinheit und Kraft der Farben beruht vor Allem das Eigenthümliche ſüdlicher Landſchaft, ſowie der große Gegenſatz zu den nördlicheren Gegenden, namentlich zu den dunſtvollen Küſtenſtrichen meiner lieben

Marschenheimath, die oft in kaum einer halben Stunde Entfernung schon alle Gegenstände in einem kalten Grau gehüllt erscheinen läßt. Darin zugleich liegt für den Darsteller südlicher Landschaften die große Klippe: formenscharf, farbenkräftig und dennoch durchaus nicht hart und bunt zu malen. —

Während noch meine Freunde abwesend sind, benutze ich die sonnigen Octobertage, nach Herzenslust in allen Richtungen das Hügelmeer der Campagna zu durchstreifen. Ihre Höhen und Ruinen glühen und leuchten jetzt in einer Farbenherrlichkeit, die freilich auch für den größten Meister unerreichbar ist.

Ich besuche noch einmal alle schönen wohlbekannten und liebgewonnenen Orte darin und nehme Abschied von ihnen, denn meine römischen Tage gehen zu Ende. Von allem Herrlichen, was mir Rom in so reicher Fülle geboten hat, wird mir das Andenken an die Streifereien in der Campagna am lebendigsten vor der Seele stehen, ihre wundersame Schönheit werde ich einst, das weiß ich jetzt schon, am schmerzlichsten vermissen und kein anderes Gefild wird sie mir ersetzen können. —

25. October.

Unbehaglich und leer ist es in den Häusern, behaglicher auf den Straßen und Plätzen, aber, sollte man's glauben, am allerbehaglichsten in den Kirchen Italiens. Der Kahlheit, Oede und Nüchternheit unserer meisten prote-

stantischen Gotteshäuser gegenüber, vor allen der reformirten nicht einmal zu gedenken, bilden die italienischen Kirchen selbst noch zu den katholischen in Deutschland einen großen Gegensatz. Was indessen den Aufenthalt darin so eigenthümlich wohnlich und angenehm macht, ist namentlich die Formenfülle ihres Innern. Die einförmigen parallelen Sitzbänke des Protestantismus oder seine plumpen Emporen erblickt man zwar nicht, denn der Mittelraum ist stets frei geblieben zur freien Bewegung der wandelnden, stehenden oder knieenden Menge; ringsum aber unterbrechen die mannigfachsten Gegenstände die Wandfläche bald vor-, bald zurücktretend. Hier sind es zierliche Chorschranken, dort geschmückte Altäre, dort Sarkophage und Epithaphien mit reichem Bildwerk, weiterhin Beichtstühle oder Draperien und dazwischen sich öffnende Kapellen, dann die Cruzifixe, die Taufschalen, Kanzeln, Lesepulte, Orgeln, Weihwasserbecken, endlich auch noch oft die reiche Bilderfülle, „verschwenderisch aus Wand und Decke quillend", und zu diesem Allen kommt nun zuletzt noch der ganze köstlich warme Ton des edlen Materials von Marmor, Bronce, Vergoldung, Mosaik u. s. w.

Wer das Alles aber selbst nicht mit eigenen Augen gesehen hat, der hat keinen Begriff von dem hohen und köstlichen Genusse des stillen Weilens und Beschauens in solchen heiligen und doch so gemüthlichen und urbehaglichen Räumen.

26. October.

Heute Nachmittag weilte ich einige Stunden in den Antikensammlungen des capitolinischen Museums, welches bekanntlich vor allen durch den Reichthum alter Kaiserbüsten berühmt ist. Diesen widmete ich diesmal meine ganze Aufmerksamkeit, wie denn überhaupt in letzter Zeit das Studium der antiken Porträts mich vorzugsweise interessirt und beschäftigt hat. Nicht sowohl ist es die hohe und vollendete Technik, sondern namentlich die lebendige, ja geradezu schlagende Characteristik, die uns dabei im höchsten Grade zu fesseln vermag, vor allen natürlich, wenn der Character des Dargestellten ein allbekannter ist, und Dank sei Sueton, Tacitus und den Uebrigen, daß sie bei den Kaiserköpfen uns den hohen Genuß des Commentars gewährt haben. Und wie überraschend stimmt da stets Schriftsteller und Künstler überein, mag uns der Eine mit dem Griffel, der Andere mit dem Meißel seinen Bericht geben. Ist es doch oft, als ob man durch solch' ein Marmorantlitz schier bis in's tiefste Herz hinein schaute. — Darum sind denn auch völlig namenlose Büsten noch so fesselnd, denn der ganze geistige und innere Mensch blickt uns daraus entgegen.

Fast alle männlichen Köpfe und selbst schon die der römischen Knaben haben einen so ausgeprägten Zug fester Willenskraft und Herrschernatur im Gesichte, daß man bei ihnen, als einstigen Weltgebietern, kaum den gänzlichen Mangel tieferen Gemüthes, der sich ebenso deutlich ausspricht, unangenehm empfindet. — Um so abstoßender tritt dagegen die gleiche Gefühlslosigkeit im Antlitze der Frauen

hervor. Zu dem stolzen, vornehm gebieterischen Wesen gesellt sich hier oftmals noch ein sinnliches Schmachten oder gar die völlige Blasirtheit und Erschlaffung einer lustdurchtobten Vergangenheit und wirkt recht widerwärtig. —

Wie lange habe ich gesucht, bis ich unter diesem entarteten Weibergeschlecht das erste milde, wohlthuende Gesicht fand. Es steht im Vatican in der Sala dei Busti, ein edles Matronenbild, voll Innigkeit und Herzensgüte, ein echtes Mutterantlitz. — Zur Ehre Roms will ich annehmen, daß es noch Manche gab, wenn sie auch nicht der Marmor auf die Nachwelt brachte.

28. October.

Ein günstiges Geschick erlaubte mir innerhalb weniger Jahre die größten Gegensätze des Vegetationscharacters schauen und studiren zu können, deren ästhetische Wirkung auf mich um so lebendiger und tiefer war, als mir gerade in derselben Zeit, theils durch Vischer's Aesthetik, vor Allem aber durch die herrlichen „Naturstudien" meines lieben Freundes Masius Auge und Herz dafür aufgegangen waren. Hart an Rußlands Grenze durchstreifte ich erst zu Schlitten Litthauens beschneite Birken- und Fichtenwälder, sah gleich darauf die einförmigen Föhrenbestände der sandigen Mark, die schattigen Buchenhaine am Ostseestrande, die Eichenriesen des nordwestlichen Deutschlands, das dunkle Tannengrün der Mittelgebirge und des Schwarzwaldes, die

Nußbäume, Ahorne und Kastanien der Alpenthäler, bis ich endlich auch Italiens immergrüne Pflanzenwelt mit ihren Oelbäumen, Cypressen, Pinien, Eichen und Lorbeer bis hinab zu Siciliens Palmen, Agaven und Caruben kennen lernen sollte. Alles das in einem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum.

Nach und nach hat sich mir seitdem immer mehr die interessante Vergleichung des Vegetationscharacters vom Mittelmeer bis zur Nordsee mit den drei bildenden Künsten aufgedrängt, welche Vischer wie Masius allerdings schon andeuten, wenn auch noch keineswegs in bestimmter Weise aussprechen. —

Der südlichste Pflanzengürtel, welcher, schon halb tropisch das blaue Mittelmeer besäumt, namentlich Nordafrika, zeigt in seinen hervorstechendsten Vegetationsformen vor Allem architectonische Elemente. In klarer Sonderung, regelmäßig, ja oft in strenger Symmetrie schießen die Einzeltheile aus der gemeinsamen Axe, deren schlanke Säule oft kerzengerade zum wolkenlosen Azur emporstrebt; so die, wie aus Metall gegossene Agave mit ihrem Blüthencandelaber, so die starre und stachlige Aloe, so die Dracaena und vor Allen die erhabene Prachtgestalt der Palmen.

Italien dagegen ist durch und durch plastisch in seinem Baumcharacter. Diese Cypressen und Pinien, Lorbeeren und immergrünen Eichen — welche Gedrungenheit des ganzen Baues, welche gedrängte Massenhaftigkeit der Laubpartien, welche fest geschlossene Bestimmtheit der äußeren

Umrisse zeigen sie. Scheint es doch fast, als ob sie mit dem Meißel geformt wären, wenn man ihre Laubmassen von ferne erblickt. —

Diesseits der Alpen endlich wirkt die Baumwelt in vorherrschender Weise *malerisch*. Der mannigfache Bau ihrer Verästung tritt ungleich wirksamer hervor, lockerer und luftiger wird dieselbe von beweglicherem Laub umgeben, und in reicher Ausladung, bald emporstrebend, bald niederhängend, entfaltet sich nach allen Richtungen die Krone. Und welcher Gegensatz liegt erst in der Färbung unserer Laubhölzer zu denen des europäischen Südens, bei denen das viel tiefere, fast ölige Grün ihrer lederartigen Blätter eben so köstlich zum tieferen Blau des hesperischen Himmels stimmt, wie das lichtere und dünnere Laub deutscher Baumwelt auch mit dem lichteren, dünneren Blau eines deutschen Himmels in engster Harmonie steht. — Man denke an die zarte Birke, die weiche Silberweide, die Zitterpappel; in ihnen ist das hervorgehobene Luftige und Duftige am meisten ausgeprägt: aber auch unsere Linde, Buche, der schöne Ahorn, die stylvolle Esche sind echte Repräsentanten des Malerischen, während die Eiche und Föhre, in der Astung noch hoch malerisch, in ihren gedrängten Laubmassen sich schon dem Plastischen zuneigen. — Ausnahmen finden sich natürlich überall. So ist z. B. bei uns die Tanne vor Allem in der Jugend ganz architectonisch, Italiens Pinie neigt sich sehr zum Malerischen und endlich die Akazienform Nordafrikas ist das Luftigste und Zarteste, was man sehen kann. Ich sage nur: im Großen und Ganzen ent-

sprechen die geschilderten drei Grundformen der Baumbildung auf überraschende Weise den drei Abtheilungen der bildenden Kunst. —

30. October.

Auch meine liebsten Villen und Gärten Roms habe ich in diesen Tagen noch einmal besucht und von ihnen Abschied genommen. Nach der Campagna, die mir über Alles geht, zieht es mich am meisten zu ihnen hin, wenn in's Freie gestreift werden soll, denn diese schöne und innige Vereinigung von Kunst und Natur, die Einen hier umfängt, wirkt unsäglich wohlthuend und erfreuend. Nie und nimmer hätte ich früher gedacht, daß der alte, streng architectonische Gartenstyl mit seinen geraden Linien, geometrisch regelmäßigen Beeten und geschorenen Hecken mich je so anziehen und fesseln könnte; ja, ehe ich Italien betrat, erfüllte mich ein wahrer Haß gegen dies italienisch-französische Gartenwesen. Als eine der größten Verirrungen des Geschmacks erschien es mir stets und beim Anblicke unserer Parks, deren schön geschwungene Wege, sammetne Rasenplätze, malerische Gebüschpartien und Baumgruppen so lange und so oft mein Entzücken gewesen waren, hegte ich stets die allerfesteste Ueberzeugung, nur dieses allein sei das einzig Richtige und jeder davon abweichende Gartenstyl war mir ein Gräuel. —

Was aber hatte ich bis dahin auch davon kennen gelernt? Wirklich kennen gelernt hatte ich eigentlich nur

den Garten zu Herrenhausen bei Hannover und seine öden schattenlos-breiten Kieswege, seine im Gegensatz dazu viel zu niedrigen Hainbuchenhecken, seine paar Wasserkünste und endlich die Gesellschaft seiner abscheulichen Rococco-Figuren aus Sandstein. — Alles das zusammen bildete mir das höchste Beispiel abschreckendster Unnatur, wie geisttödtender Künstelei. Als ich späterhin den viel höher stehenden Garten von Schönbrunn und andere der Art sah, war ich bereits in meinem Vorurtheil so befangen, daß ich deren Anlagen keines tieferen und längeren Blicks würdigen mochte.

In Verona sollte mir dann die erste Ahnung italienischer Gartenschönheit aufgehen. Der alte Garten Guisti, den ich bei prächtigem Sonnenuntergang sah, wird mir unvergeßlich sein. Aber weniger wirkte dabei noch die Anordnung des Gartens, als die unvergleichliche Herrlichkeit seiner hohen, zahlreichen Cypressenreihen, deren dichte Massen denselben zu einem wahren Hain schaffen.

Die großartige Medicäerschöpfung des immergrünen Boboligartens zu Florenz, vor Allem aber die Gärten der römischen Villen waren es dann, welche mich völlig bekehrten und zu der klaren Ueberzeugung kommen ließen, daß die alte italienisch-französische Gartenkunst in ihrer architectonischen Weise nicht nur neben der modernen malerischen unserer Parks vollkommen gleichberechtigt ist, sondern daß sie vielmehr für die Natur des europäischen Südens und vor Allem als Umgebung von Renaissance-Bauwerken weitaus den entschiedensten Vorzug verdient. —

Wodurch nun in Italien solche Gärten ähnliche in Deutschland an Schönheit und Wirkung so sehr überragen, liegt sicher zunächst in den edlen Bäumen und Gebüscharten, aus welchen ihre immergrünen Hecken und Laubengänge bestehen. Die südlichen Eichen mit ihrem tiefen Schwarzgrün, der baumartige Bux, der glanzblättrige Kirschlorbeer und endlich der edle Lorbeer selbst; gegen ein solches Material können für diesen Zweck unsere Laubhölzer nicht aufkommen. Nur allein der Taxus ist ihnen darin ebenbürtig. — Sodann erhöht es die Wirkung, daß in den italienischen Gärten fast überall die Wege weniger breit und ihre Laubwände zu beiden Seiten dagegen noch höher zu sein pflegen, als bei uns. Oft auch sind letztere nur bis zu gewisser Höhe als eigentliche Wand geformt, oben aber neigt und schließt sich dann von beiden Seiten frei das Gezweig, einem Rippengewölbe vergleichbar, über den Wandelnden. Vor Allem jedoch ist und bleibt es die herrliche, tiefdurchdachte Anordnung des Großen und Ganzen, bei welcher der Künstler meistens mit dem feinsten Sinne, mit der sorgfältigsten Benutzung aller und jeder Umstände, sowie der ausgesuchtesten Herbeiziehung aller wirksamen Hülfsmittel zu Werke gegangen ist, daß man zur freudigsten Bewunderung hingerissen wird.

Sein Hauptaugenmerk richtete natürlich der Künstler stets darauf, daß der Marmorbau der Villa besonders schön und wirkungsvoll von allen Seiten aus seiner schattig grünen Umgebung hervorschimmere. Davor erhebt sich häufig eine Terrasse mit Reihen von Orangen- und Granatbäumen

und ein freier Platz breitet sich ringsum aus mit Blumenparterren, Vasen, Springbrunnen und Statuen; eine breite, stolze Allee alter immergrüner Eichen führt hinan, und seitabwärts von dieser strahlen andere Wege aus, bald lichter und von Nischen unterbrochen, aus welchen manch' altes Marmorbild hervorleuchtet, bald wieder eng, hoch, lauschig, dämmervoll, lang, lang sich hinziehend, und an ihrem Ende dann vielleicht durch eine kühle Brunnennische voll Gerausch und Gerieſel abgeschlossen. Wo aber, sei's näher oder ferner, sich irgend ein interessantes und schönes Bild darbietet, etwa eine Kirchenkuppel, eine malerische Häusergruppe oder gar ein Stück duftiges Gebirg, da ist auch an rechter Stelle dafür ein schöner Ausblick geschaffen, zu dessen Genuß auch wohl eine luftige fresken- oder statuengeschmückte Halle einladet. Und das Ganze erscheint fast immer von einer so edlen, einfachen, ja ernsten Großartigkeit, daß solche Villen uns oft in eine wahrhaft weihevolle Stimmung zu versetzen im Stande sind, selbst wenn sie nicht einmal eine solche Kunstherrlichkeit in ihrem Innern bergen, wie jene drei, die mir vor allen unvergeßlich bleiben, die großartige Villa Borgheſe, die Villa Albani, Winckelmann's Gedenkstätte, und endlich die schattige Villa Ludoviſi mit ihrem erhabenen Junobilde, deren Garten das Werk Le Notres ist.

Einige der römischen Villen enthalten in ihrem Bereiche auch vollkommen freie naturwüchsige Wäldchen von Pinien und Eichen, wie z. B. die Villa Borgheſe und Doria-Pamfili, und bewunderungswerth ist bei deren Garten-

anlagen namentlich der allmählige, faſt unmerkliche Uebergang von ſtreng architectoniſcher Kunſt zur freien einſchließenden Natur. In ſeiner nächſten Nähe beherrſcht das Hauptgebäude alle Gartenlinien vollkommen. Die geradlinig-geometriſchen Figuren und Eintheilungen des Ziergartens entſprechen durchaus denen der Stirnſeite des Villenbaues, welchen ſie mit ihren Blumenbeeten, Hermen, Büſten, Vaſen und Springbrunnen unmittelbar licht und ſonnig umgeben. — In einiger Entfernung wird dann der Grundriß einfacher und es beginnen nun die ſchattigeren Partien. Zwar iſt auch hier noch Alles ſtreng geradlinig und ſymmetriſch, aber die Beziehung auf den Hauptbau betrifft nur die Haupteintheilungen. Noch weiterhin wird es abermals freier und es treten zu Oefterem ſanfte Krümmungen auf, wenn auch ſelbſt noch bei dieſen das Geſetz der Symmetrie und des Gleichgewichtes in Geltung bleibt. Und von nun an werden die Linien mit jedem Schritte freier und freier, bis endlich auch der letzte Reſt der Regelmäßigkeit verſchwunden iſt und man ſich nunmehr in freieſter Natur und zwar in einem Pinienhaine befindet, von ſo hoch maleriſchem Reiz wie irgend einer in Italien. —

Alſo bietet ein derartiger Garten einerſeits in köſtlicher Weiſe das Princip des Uebergehens, Auflöſens und Ausklingens vom ſtreng Gebundenen und Starren bis zu voller feſſelloſeſter Freiheit; andrerſeits wird in umgekehrter Weiſe dem ſich der Villa von Außen her Nähernden der nicht mindere Reiz zu Theil, daß er eben ſo allmählich und unmerklich die freie Natur zur geſetzbeherrſchten Kunſt ſich

veredeln, das malerische Princip sich in's architectonische verwandeln und die Spuren ordnender Menschenhand mit jedem Schritt und Tritt sich in schönster Weise vermehren sieht, bis endlich in der vollen und reinen Kunstschöpfung des Villenbaues selber das Ganze seinen Schwer- und Mittelpunkt erhält, von dem es ausgestrahlt ist. Und in allem Diesem eben beruht zugleich die vollendete Höhe dieser alten Gartenkunst. —

Unzureichend und lückenhaft ist leider noch immer die Entwickelungsgeschichte dieses Kunstzweiges: ein spärlich bebautes, aber dankbares Feld für den künftigen Forscher liegt hier vor, denn nur von verhältnißmäßig sehr wenigen altitalienischen Gärten solcher Art kennen wir den Schöpfer und die genauere Entstehungszeit. Eigentlich mittelalterliche giebt es garnicht mehr. Alle gehören sie der Renaissance an und die meisten und großartigsten erst dem siebenzehnten Jahrhundert, namentlich die um Rom liegenden. Was an Gartenkunst noch dem sechszehnten Jahrhundert angehört, ist hier sehr wenig. Ein Werk aber ist uns aus jener Zeit überkommen, welches Jedem, der es in den rechten Stunden geschaut hat, in unvergeßlicher Herrlichkeit vor der Seele stehen wird, so lang' er lebt — die Villa d'Este zu Tivoli, jene unvergleichliche wundervolle Gartenwildniß, ein Stück verkörperter Poesie, wie kein anderes auf der Welt. Auch ich habe diesen einzigen Ort in den rechten Stunden geschaut; war es unter leuchtendem Himmelsblau und goldenem Sonnenglanz, war es in mondbeglänzter Zaubernacht, war es mit lieben Freunden, war es in stiller Einsamkeit —

aber stets in den rechten Stunden habe ich seine Terrassen erstiegen, im Schatten seiner alten Cypressenriesen geruht, die schöne Wildniß seiner verschlungenen Laubengänge durchwandelt und gelauscht dem träumerischen Rauschen und Rieseln seiner Grotten mit ihrer wonnigen feuchten Kühle; darum wird auch mir das Bild dieser unvergeßlichen Herrlichkeit vor der Seele stehen für und für, und so oft ich dessen gedenke, tönt mir's ergreifend an's Herz wie Eichendorff'sche Lieder, die Lieder:

. . . . . von Marmorbildern,
Von Gärten, die über'm Gestein
In dämmernden Lauben verwildern,
Palästen im Mondenschein,
Wo die Mädchen am Fenster lauschen,
Wenn der Lauten Klang erwacht,
Und die Brunnen verschlafen rauschen
In der prächtigen Sommernacht.

31. October.

Meine Rückkehr hatte ich eigens beschleunigt, um noch so Viel wie möglich von der vielgerühmten römischen Octoberfestlust zu sehen, diesem Rest der alten Bacchanalien. Wie sehr hatten mich gelesene Beschreibungen und geschaute Genrebilder darauf gespannt gemacht und wie wenig sollte meine Erwartung befriedigt werden. Man hatte mir die Osterien bezeichnet, wo das meiste Leben zu finden sein würde. Ich besuchte eine nach der anderen, fand auch hier und da Gesellschaften Wein trinkend, Kuchen und Trauben essend und ebenfalls Einem aus ihrer Mitte zuhörend, der

mit mäßiger Stimme zu mäßigem Guitarregeklimper irgend eine mäßige Canzonetta zum Besten gab. Das war aber auch die ganze dionysische Festlust. Nicht einmal Saltarello sah ich tanzen und freute mich um so mehr, im Carneval diesen Genuß gehabt zu haben. Die schöne unbefangene Entfaltung echter öffentlicher Volksfröhlichkeit geht auch hier, wie überall, durch die moderne Kultur zu Ende, das ist sicher und traurig. —

Mit innigster und lebendigster Freude aber sah ich jüngst einem öffentlichen Ballspiele junger Burschen von 18 bis 25 Jahren zu und konnte mich nicht satt sehen an den schönen plastischen und anmuthsvollen Stellungen, die dabei hervortraten, und an der Gewandtheit und Elasticität, mit der sie den kinderkopfgroßen festen Lederball bald mit der Hand, bald mit einem Stabe, bald gar mit dem Fuße mächtigen Schwungs in die Höhe schleuderten.

Wie lange indeß wird auch dieser schöne Rest echter Volksfreude noch dem allgemeinen Nivellement modernen charakterlosen Wesens widerstehen? —

Das öffentliche Volksleben in Europa wird langweiliger, einförmiger und poesieloser mit jedem Tage. Gott sei's geklagt! — Wird sein inneres und geistiges Leben aber nicht Ersatz bieten? —

Und auch mir ſchlug endlich die Stunde des Scheidens von meinem lieben hochherrlichen Rom, die lang' gefürchtete. Faſt um dieſelbe Zeit, da ich vor einem Jahre glückſeligen Herzens zum erſten Male darin einzog, ſollte ich's jetzt verlaſſen und doppelt wehmüthig gedachte ich jener ahnungsdurchzitterten Zeit, deren Schooß damals noch die ganze Fülle olympiſcher Seligkeit barg, die nun bald wie ein ſchöner entſchwundener Traum hinter mir liegen ſollte. Es mußte freilich ja einmal der Kelch des bitteren Scheidens geleert werden, aber ich kann nicht beſchreiben, wie ſchwer mir's ward, wie mir dabei zu Muthe war. Und um mich erſt recht fühlen zu laſſen, was ich in Rom beſaß und verlaſſen mußte, hatten die lieben Menſchen in der Colonna mir nach ihrem Brauche ein Scheideſymposion bereitet, ſo voll von heiterer Schönheit, echter Poeſie und hochaufſchäumender Jugendluſt, daß mir noch heute gleich wonnig und weh um's Herz wird, wenn ich jener Stunden gedenke, gedenke ihrer ganzen Fülle von Ueberraſchungen, köſtlichen Einfällen und rührenden Beweiſen herzlicher Liebe. Wie ſtrahlend ſteht mir noch heute das ganze ſchöne Bild vor meiner Seele, Alles und Jedes, was es brachte, von Anfang bis zum ſpäten Ende. Die überraſchende Einführung in das feſtlich geſchmückte, lampenhelle Triclinium unter

Hymnengesang und Saitengetön, Michaelis und Detleffen in weißer, faltiger Toga, die klassische Ode an mich richtend, Voigt und Frank durch Citherklang begleitend, die Andern alle bekränzt mit dionysischem Epheu, dahinten den Halbkreis bildend; nun erst die prächtige Tafel mit der langen Reihe dreiarmiger Lampen, meinen bekränzten und mit meinem Wappen gezierten Stuhl nebst den sinnigen Symbolen, Dreschflegel und Wanderstab davor, der famose thongeformte Tafelaufsatz „Hermann Allmers auf dem Pegasus über die Alpen setzend" von Freund Werres modellirt, daneben stehend die antik geformte Vase mit den Gestalten der Germania und Italia, das edle Werk meines theuren Bonaventura, die andere, noch alterthümlichere, unsere ganze, aber komisch antikisirte Colonna auf ihrem Bauche darstellend, Freund Willich's köstliche Gabe und all' die übrigen Witz- und Weihgeschenke, welche sich auf der langen Festtafel mit den dampfenden Maccaronischüsseln und den zwei capitolinischen Gänsen, die mir als Capitolsbewohner geopfert waren, um den Raum stritten — wie lebendig und leuchtend steht das Alles noch heute nach jetzt fünfzig Jahren vor mir, und Manches davon schmückt ja auch in Wirklichkeit noch die Räume meines traulichen Daheim am Weserstrande, aber verklungen auf ewig sind Saitengetön und Becherklang, Redestrom und Odenrhythmus, Rundgesang und Lieder jenes Göttermahls, daß es nur noch leise wie seliger Aeolsharfenklang durch die Seele zittert. — Und leider auch zerstreut und zerstoben, hierhin und dorthin in alle Winde seid Ihr selber, Ihr lieben, treuen Genossen

jener Wonnetage, und mancher von Euch hört den Wind nicht mehr rauschen, denn still ist's und regungslos im dunklen Grabe. Mich aber umrauscht er noch und ich sitze einsam in meiner weltentlegenen Marschenheimath und schaue, wie sich die Wipfel meiner alten Bäume neigen, und horche, wie sie brausen, die geschwollenen Fluthen meines Weserstromes. Winden und Wogen geb' ich meine Grüße an Euch, Ihr theuren Menschen, und an mein unvergeßliches Rom — hab' ich doch von der Trevifluth getrunken den Trank ewiger Sehnsucht.

Und als nun auch dieser Scheidetrunk gethan — der letzte Kuß und Händedruck der Vergangenheit angehörte, rollte ich Morgens in aller Frühe gepreßten Herzens aus der Porta del Popolo, und gerade als die Sonne aufging über der ewigen Stadt und Sanct Peters Kuppel goldig und rosig zu leuchten und zu strahlen anfing, sah ich sie zum letzten Male — aber zugleich begann das erhabene Bild zitternd zu verschwimmen, denn ein Thränenstrom rann mir aus den Augen. Das war auf jenem Hügel, von dem aus ich vor einem Jahre mit meinem Detlefsen das erste „Ecco Roma!" gejubelt hatte. Bald lag er zwischen uns und mit ihm bald viel andre Hügel und Berge, Ströme und Wälder.

Und so zog ich Tag für Tag alpenwärts, dem grauen Norden zu, Abschied nehmend von einer liebgewonnenen Stadt nach der andern; hinter mir lassend ein Stück Schönheitswelt nach dem andern. Winterlich öder, kälter und farbloser ward es von Tage zu Tage, und fort und fort im Herzen saß mir das tiefe, stumme Weh. —

Ging es denn nicht dem deutschen Vaterlande entgegen, nicht der trauten Heimath mit all' ihren theuren Menschen und Dingen und Erinnerungen — mußte ich mich nicht schämen meines Schmerzes? Ich fühlte das wohl. Und dennoch hielt er mich mit peinvollster Macht umfangen, denn sie hatte mir's angethan, die Zauberin des wonnigen Südens. Kennst du das Lied von ihr, Leser? — „Du Zauberin Italia" beginnt es. —

Du Zauberin Italia!
Wer dir zu tief in's Auge sah,
Den giebst du nie und nimmer los,
Dein Zauber ist zu fest und groß.
Der ist gefeit,
Der ist geweiht,
Italia, dir für alle Zeit! —

Und schon tief im December war es, und mitten in der Hochalpenwelt, die mondbestrahlt mit düstrer Tannenwaldung und leuchtenden Zacken und Kuppen in erhabner Winterpracht dalag, da befand ich mich nach beschwerlicher Fahrt über den Brenner im kleinen Wirthshause der Frau Capeller, das am Fuße jenes Bergvorsprungs liegt, der Schloß Ambras trägt. Wer kennt es nicht, wer hätte nicht vom Erzherzog Ferdinand, nicht von der schönen Augsburger Patriciertochter gehört und ihrer treuen Liebe, deren Asyl jetzt der Architect Heinrich Förster, mein Wiener Freund, nebst seinem Bruder wieder herstellen sollte, wie es war in jenen glückdurchsonnten Tagen. —

Und mit ihm saß ich nun in der lampenhellen, holzbekleideten Gaststube. Durch die bleigefaßten Fenster nickten uns grüßend von draußen die alten, prachtvoll beschneiten

Tannen zu, im riesigen Kachelofen prasselte und knatterte es gar lustig. Wie lang' hatte ich's nicht gehört! Ab und zu ging die behäbige Frau Wirthin und trug das lecker duftende Abendessen auf und rothen Tyroler von Meran, und dann nachher saß sie hinterm Spinnrocken, ihre Kinder, halberwachsene Söhne und liebliche, verschämte Backfischlein auffordernd, uns Eins zu singen. Wie glockenrein und lieblich die Stimmen klangen, wie lerchenfröhlich die Jodler aufjauchzten. Und auch wir stimmten mit ein. Nachbaren kamen und der Doctor des Orts, ein gar lustiger Gesell, und immer schneller mehrten und leerten sich die Becher, immer freier und fröhlicher klangen die Stimmen, immer neue Lieder wußte die gute Frau Capeller vorzuschlagen, dann und wann auch wohl selber mit angebend, schier glückselig, daß auch wir so aufgingen in der allgemeinen, fröhlichen Liedeslust, aus der mir seit langer Zeit der ewige Quell deutschen Volksgemüths zum ersten Male wieder wahrhaft erquickend und erfrischend in's Herz strömte. — Da brach der Zauber. — Italia lag plötzlich weit, weit hinter mir; mein deutsches Vaterland hatte mich wieder mit Leib und Seele.

Abſchied von Rom.

Nun iſt die ſchöne Zeit herum
In Petri Patrimonium,
Und ich vermag's zu faſſen kaum,
Daß ſchon dahin der gold'ne Traum
Und ich dich laſſen muß, mein Rom,
Nicht mehr darf ſchau'n Sanct Peters Dom,
Nicht mehr in dir, o Vatican,
Den Höh'n der ew'gen Schönheit nah'n,
Nicht ſchau'n der Villen ſchattig Grün,
Der Brunnen rauſchend Silberſprüh'n,
Des Corſo wechſelreich Gewühl,
Die Kirchenhallen ernſt und kühl,
Der Tiberfluthen ſtilles Ziehn
Am altersgrauen Aventin,
Vom Mondenglanze mild erhellt
Des Forums hehre Trümmerwelt,
Und dich, mein altes Capitol —
Wie war mir's immer dort ſo wohl,
Wo von Tarpeja's Fels hinaus
Schaut wohlbekannt das weiße Haus,
Das liebe weiße Haus, geweiht
Der Kunde längſt vergang'ner Zeit,
Das Haus, das manchen lieben Gaſt
Aus Deutſchlands Norden hat umfaßt.

Hell ſchimmert's aus des Gartens Grün,
Wo Reben ranken, Roſen blüh'n,
Hoch ſchaut's hinab zum Tiberſtrom,
Auf's alte und auf's neue Rom.
Nachbarlich grüßt der Palatin
Und d'rüber ſchau'n und rings um ihn
Die purpurduft'gen Berge her
Und der Campagna Hügelmeer. —

O dort zu ſein, o dort zu ſein
In Frühlingsluſt und Sonnenſchein —
Das iſt ein Glück, ſo reich und groß
Und zaubervoll und namenlos,
Daß es das Herz erhebt und trägt,
So lang das Herz noch lebt und ſchlägt.
D'rum ſei geſegnet, theurer Ort,
D'rum ſei geſegnet fort und fort,
Geſegnet ſei, geliebtes Haus,
Und die da gehen ein und aus,
Der Tag geſegnet früh und ſpat,
Da dich zuerſt mein Fuß betrat.

So lang' mir quillt der Lieder Strom,
Sing' ich zum Preiſe dir, mein Rom,
Und klage laut und faſſ' es kaum,
Daß ſchon dahin der gold'ne Traum,
Daß nun die ſchöne Zeit herum
In Petri Patrimonium.

Nachblicke und Nachklänge.

O Roma nobilis
Orbis et domina,
Cunctarum urbium
Excellentissima,
Roseo martyrum
Sanguine rubea,
Albis et virginum
Liliis candida,
Salutem dicimus,
Tibi per omnia!
Te benedicimus,
Salve per saecula!

ieser alte Hymnus aus dem achten Jahrhundert, welchen auch Stahr einem Capitel seines Buches „Ein Jahr in Italien“ vorgedruckt hat, kommt mir immer in den Sinn, so oft ich in letzter Zeit der edlen Roma gedacht habe. — Nun ist es eingetreten, das verhängnißvolle Ereigniß, was in den glücklichen und harmlosen Tagen meines Aufenthalts in der ewigen Stadt so oft ahnungsvoll den Gegenstand der Gespräche unserer „Colonna“ bildete. —

Das neue Italien hat sein Werk vollendet, das langjährige Ziel seines Strebens ist erreicht, seine Einheit Thatsache geworden, der Kirchenstaat, Petri Patrimonium, ausgestrichen aus der Reihe der übrigen Staaten Europa's und von der Engelsburg und dem Capitole weht des neuen Italiens Tricolore.

Einem Sonnenuntergangsschauspiel vergleichbar, schaute Rom noch einmal das glanzvoll mittelalterliche Bild eines

weltumfassenden Concils in seinen Mauern; noch einmal raffte sich das Papstthum auf, in maßloser Ueberhebung seine Unfehlbarkeit in alle Welt proclamirend, aber wie ein bedeutungsvolles Vorzeichen hatten sich über dem Vatican unheildrohende Wetterwolken zusammengezogen; es ward so finster in der Peterskirche, daß man Licht anzünden mußte, damit der alte Pio Nono das verhängnißvolle Decret auslesen konnte und der dumpfgrollende Donner begleitete unheimlich seine Stimme.

Das war der 18. Juli des Jahres 1870, die letzte Stunde der alten Papstherrlichkeit, und bald ertönte dann, und noch gewaltiger als jener, der Kriegsdonner der Weltgeschichte, und zusammenbrach beim ersten Krach der letzte altersmorsche und eingeschrumpfte Rest päpstlicher Weltherrschaft unter der Last seiner Jahre wie seiner Sünden. Wer wird ihm eine Thräne nachweinen? — Die Weltgeschichte ist das Weltgericht! —

Und dennoch, wem das alte herrliche Rom so lieb, so werth, so bekannt geworden ist, wie mir, dem wird, auch bei der innigsten Befriedigung über den endlichen Sieg Italiens, doch ein Gedanke mit tiefstem und lebendigstem Bedauern erfüllen, der Gedanke, sich hinfort Rom als moderne Residenzstadt vorstellen zu müssen.

Welch' eine Verwandlung wird damit eintreten! Jene so köstliche und majestätische Ruhe, welche von den erhabenen Resten der antiken Vergangenheit ausgehend, sich mit der glockenklangdurchzitterten Weihrauch-Atmosphäre der Kirchenstadt vermischend, uns in eine Stimmung versetzt, wie

kein anderer Ort es vermag, wie muß das Alles jäh und widerwärtig vernichtet werden, wie dieser ganze, wundersame, einzige Eindruck auf ewig zerrinnen vor dem Säbelgerassel des modernen Königthums. Was wird es dafür bringen? — Parademusik auf dem alten Forum, den Pfiff der Locomotive zwischen den stillen Ruinen, Hofbälle im Quirinal — schon bei dem bloßen Gedanken daran sträubt sich unsere Seele.

Rom aber ist nothwendig für Italiens Einheit, heißt es zwar. Nothwendig allerdings ist der Besitz der ewigen Stadt dem neuen Reiche, es hat ein Recht auf Rom. Nie und nimmer indessen kann ich mir die Nothwendigkeit klar machen, daß der König und sein Hof gerade deshalb auf dem geweihten Boden ihr glänzendes und rauschendes Treiben entfalten müssen, auch abgesehen von dem eigenthümlich zwiespältigen Wesen, welches dadurch zwischen dem königlichen und päpstlichen Hofe entstehen wird. Bedarf indeß die junge politische Macht des neuen Italiens den Nimbus der heiligen Roma, warum mußte es denn gerade der Aufenthalt des Hofes sein? — Wäre es nicht genug, auf dem Capitole die Vertreter des ganzen Volkes tagen zu lassen? — Dann wäre beides erreicht, Rom würde der politische Mittelpunkt, ohne daß seine ureigne Stimmung, sein Character zernichtet zu werden brauchte. Und was macht es denn, ob der König ein Paar Eisenbahnstunden weiter nördlich oder südlich sich aufhält? —

Florenz aber ist die geborene fürstliche Residenzstadt, wie es nur eine sein kann; dem alten Rom fehlt noch unendlich Vieles dazu. In Florenz hat das politische Italien

seinen herrlichsten Ausdruck gefunden; von Italiens Einheit und Zukunft hat dort ein Dante geträumt und gesungen, ein Savonarola gepredigt, ein Machiavell darüber gesonnen; eine ganze neue Culturperiode knüpft sich an Florenz, Straßen und Plätze, Denkmale und Paläste, Alles und Jedes in Florenz trägt durchaus das Gepräge fürstlichen Glanzes. Florenz gehört ganz Italien; Rom gehört der Welt, ist Eigenthum aller gebildeten Völker des Abendlandes geworden, wie solche einst Eigenthum Rom's waren. Diese aber dürfen fordern, daß die ewige Stadt ihnen bleibe was sie war: die stille Welt erhabener Schönheit, der weihevolle Aufenthalt für den ernsten Forscher, den strebenden Künstler, den frommen Pilger und vor Allem die mahnende Verkünderin des alten, gewaltigen Wortes: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht! —

In rein protestantischer Bevölkerung aufgewachsen, hatte ich mein vier und zwanzigstes Lebensjahr bereits zurückgelegt, da erst trat mir auf einer Wanderung nach dem Süden Deutschlands im alten Stifte Bamberg zum ersten Male und in poesievollster Erscheinung der Katholicismus entgegen und ergriff sofort mein ganzes Herz so tief und gewaltig, wie nur Weniges in meinem Leben mich ergriffen hat.

Schon in Naumburg's altem merkwürdigen Dome, wo mir die ersten altdeutschen Bilder auf Goldgrund entgegentraten voll kindlicher Holdseligkeit, dann in den wundervoll-

bebuschten Trümmern von Paulinenzelle wollte mir von der Herrlichkeit der katholischen Welt eine Ahnung durch's Herz zittern, die mir dann selber bald im reichgesegneten Mainthale unter Sonnenglanz, Rebengrün und Glockenklang in aller Schönheit und Poesie aufgehen sollte.

Das erste Marienbild in seiner Mauernische mit dem Lämpchen davor, die erste kleine, stets offene Capelle ganz im Rebengrün versteckt, die ersten ziehenden Wallfahrer, ein alter, silberhaariger Bettler, der, als ich ihm eine Gabe reichte, mir erwiderte: „Lieber Herr, will auch für Euch beten dort beim armen, lieben Christus am Kreuz" und dann wirklich vor dem nächsten Crucifixe am Wege betend niederkniete — wie rührte mich das Alles, wo hatte ich je Solches daheim gesehen! Vor Allem aber, welchen Eindruck gewährte mir dann zu München in den herrlichen Hallen der Frauenkirche das erste Hochamt mit Kirchenmusik und Chorgesang, Weihrauchduft und Kerzenglanz. Ich war selig, wundersam gehoben, berauscht und wie in einer andern Welt; und wie war's anders möglich! Der plötzliche Gegensatz zu meiner protestantischen Welt daheim, die mir mit wenigen Ausnahmen nur kahle, nüchterne Kirchen, ebenso nüchterne, langweilige Predigten und einen, von höchst mangelhaftem Orgelspiel begleiteten, abscheulichen Kirchengesang geboten hatte, dieser plötzliche Gegensatz mußte darum wohl überwältigend auf mich wirken. Seitdem bin ich von meinen Freunden oft genug mit meinen katholisirenden Neigungen geneckt worden. Hieß es doch sogar einmal in verschiedenen Kreisen, ich sei nahe daran, ja sei im Begriffe,

zum Katholicismus überzutreten, während ich selbst mich trotz alledem in Wahrheit innerlich protestantischer wußte, als orthodoxen Neulutheranern lieb sein mochte. Und aus diesem Bewußtsein heraus habe ich oftmals klaren Blicks untersucht, worin denn namentlich die große Wirkung des Katholicismus auch auf die draußen Stehenden begründet ist. Ich bin der Ansicht, daß die Ursachen davon sehr verschiedener Art sein können. Auf den Einen wirkt mit imponirender Gewalt vor Allem der ungeheure, feste einheitliche, erdumspannende Bau des Ganzen — dem Andern sind es die eigentlichen Kultusformen, welche ihn unwiderstehlich zu fesseln vermögen in ihrer Schönheit, ihrer innigen Verbindung mit der Kunst und ihrer geheimnißvollen Symbolik, die der Phantasie freiesten Spielraum bietet; auf noch Andre wirken namentlich die rührenden Erscheinungen des katholischen Elements im Volke, das kindliche Anschmiegen an die uralt heilige Mutterkirche, das stillgläubige Horchen und Schauen auf sie, das demuthvolle Beugen und sich Ergeben unter ihren Aussprüchen und Verheißungen, gleichviel ob dieselben geflüstert in der geheimnißvollen Stille des Beichtstuhls oder aller Welt verkündet vom heiligen Stuhle St. Petri werden, und endlich wieder bei Andern, namentlich bei den romantisch angelegten Naturen, ist es ihr historisches Gefühl, welches sie in der katholischen Kirche den schönen und ehrwürdigen Rest einer längst hinabgesunkenen Herrlichkeit erblicken läßt.

Außer dem Element der poesievollen Schönheit war es bei mir vorzugsweise das Letztere, was mich erfüllte und

beherrschte und auch noch heute für mich die Seite des Katholicismus bildet, an der ich mich in freudiger Hingebung zu erheben vermag. Damit ist aber zugleich auch die Grenze gegeben. Für alles Weitere im modernen Katholicismus kann darum immer noch ein streng richtendes, ja verdammendes Urtheil obwalten, und der große Unterschied zwischen der alten, naiven, berechtigten und mit der ganzen übrigen Anschauung und Bildungsstufe ihrer Zeit harmonischen Kirche und der jetzigen, dieser feindlich und kämpfend gegenüber tretenden, hat mir trotzdem fort und fort lebendig vor Augen gestanden.

„Die mittelalterliche Kirche" sagt der große Aesthetiker Vischer, „die das Mittelalter überlebt, die Reformation ausgestoßen hat, ist eine andere, als vorher. Sie konnte in ihrem Prachtbau, als er zeitgemäß war, eine Religion der Schönheit heißen, jetzt wird sie zur Religion der Beschönigung." Wie sehr habe ich stets die Wahrheit dieser Worte gefühlt! Das Tridentinische Concil kann hier als der bedeutungsvolle eigentliche Wende- und Angelpunkt angesehen werden. Was jenseits Trient liegt und von drüben stammt, ist naiv und vermag zu erfreuen; was diesseits entsprossen, ist nur zu oft eine Ausgeburt, die uns mit Abscheu erfüllt. Der Benedictinerorden mit seiner großartigen Kulturbedeutung ist mir unendlich ehrwürdig und gern habe ich in seinen Klöstern und bei seinen Denkmalen geweilt; die Jesuiten in ihrer unheimlichen Erscheinung, der Orden, um abermals mit Vischer zu reden, der alle höchsten und feinsten Kräfte des Geistes in Mittel für ein Nichtseiendes verkehrt, sie ver-

dreht mit der absolut negativen Begeisterung, welche die ganze Geschichte leugnet; mit Sophistik, Lüge, Mord, unsichtbar wie Pestluft, flüsternd und lispernd den gesunden Leib der Welt umspinnt und als feines Gift durch die Röhren ihres Baues sickert — widerwärtig und fast grauenerregend sind sie mir. —

Ein feierliches Hochamt in den geweihten Räumen einer uralten Basilika, einer ernsten romanischen Kirche oder gar einer hochstrebenden gothischen Kathedrale ergreift mich auf's Mächtigste und läßt auf den Weihrauchwolken und Orgelklängen eine schöne, bilderreiche Welt längst vergangener Tage vor der Seele emporsteigen; eine Messe in einer Kirche des Barockstyls, und sei sie noch so prächtig, erfüllt mich stets mit einem unerquicklich gemischten Gefühle, welches selbst die Erhabenheit des St. Petersdoms nicht ganz zu bewältigen und zu einer befriedigenden Einheit umzuwandeln im Stande war.

Habe ich bis jetzt in diesen Zeilen über den Katholicismus nur vom eigenen und rein subjectiven Standpunkte geredet, so will ich schließlich noch eine Seite desselben berühren, welche selten und viel zu wenig hervorgehoben wird. Die katholische Kirche ist ihren Anhängern, seien sie, wo sie seien, ein Stück Heimath, und dadurch hat sie eben über die Gemüther eine wundersam fesselnde, tröstende Macht. Mir hat sich dieser Gedanke nirgends mit so plötzlicher Gewalt aufgedrängt, als in der katholischen Kirche zu Bremen, wo ich einst einen italienischen Knaben, der mit seinem Aeffchen durch die Welt zog, beobachtete, daraus später diese Dichtung entstand:

Nimmer genug kann ich anſchau'n dich,
Schwarzlockiger Knab', Italiens Sohn,
Der du ließeſt fern des Vaterlandes
Sonnige, wonnige Schönheitswelt
Und irrteſt lange mit deinem Thierchen
Einſam verlaſſen und froſtdurchſchauert
Im grauen Norden von Dorf zu Dorf
Und von Stadt zu Stadt, die Herzen der Kinder
Für kleine Gabe durch luſtige Poſſen
Mit Luſt erfüllend, ſelber im Herzen
Das ſtumme, tiefnagende Heimathweh.
Wohl dir, daß du fandeſt im fremden Land
Unter Bekennern dir fremden Glaubens
Dies ferne, dies einſame Gotteshaus
Deiner geliebten, uralt heiligen
Mutterkirche, du frommer Knab'. -

Nimmer genug kann ich anſchau'n dich,
Schwarzlockiger Knab', Italiens Sohn,
Wie du hingekniet kindlich fromm,
Verloren in Träumen und ſtillem Gebet,
Das dunkle Auge von Thränen umglänzt,
Gefeſſelt am kerzenumſtrahlten Altar
Und am ſchönen göttlichen Mutterbild.

Wie daheim vernimmſt du des Prieſters Wort,
Wie daheim wallt des Weihrauchs Duft dir entgegen,
Es ſchimmern die Kerzen, das Glöcklein klingt,
Still wird's umher und regungslos
Bei der heiligen Wandlung Myſterium;
Alles, Alles wieder wie einſt. —

Wohl dir, daß du fandeſt im fremden Land
Unter Bekennern dir fremden Glaubens
Dies ferne, dies einſame Gotteshaus!
Dein ſtummes, tiefnagendes Heimathweh
Löſt ſich in Thränen, troſtvoll und ſtill
Wird dir's im Herzen; die Mutterkirche,
Selber erhaben und abgelöſt

Vom Heimathboden, den Erdball umspannend,
Leitet dich heim, wo du auch seist,
In des lieben und fernen Vaterlandes
Sonnige, wonnige Schönheitswelt! —

Als Winckelmann und Goethe in Italien waren, konnte von einem Touristenwesen im heutigen Sinne noch keine Rede sein. Wohl zogen junge Prinzen und reiche Cavaliere über die Alpen, um in den italienischen Städten, namentlich in Venedig, feinere Weltlust und Weltsitten kennen zu lernen, als ihnen Deutschland zu bieten vermochte; wohl besuchten deutsche Künstler und Gelehrte ihrer Studien halber Italiens Akademien, Denkmale und Sammlungen, und selbst wallfahrteten noch glaubensselige Pilger aus den katholischen Gegenden nach dem heiligen Rom; keinem andern Menschenkinde aber fiel es ein, solch' eine, damals noch mondenlang dauernde, mühselige und kostspielige Reise zu unternehmen, um sich einige Monate in der hesperischen Schönheitswelt ergehen zu können.

Wir dürfen annehmen, daß erst mit und in Folge unserer romantischen Dichterperiode die echte Wanderlust die deutschen Herzen zu ergreifen beginnt, nicht nur die Wälder und Gebirge des Vaterlandes zu durchstreifen, sondern auch jenseits der Berge „das Land, wo die Citronen blühn", aufzusuchen. — Wie Viele schon Mignon's Lied dahin rief, wer vermag es zu sagen? Jedenfalls klangen ebenso lockend und sehnsuchterweckend Eichendorff's und seiner Genossen weichzitternde Töne. —

Wer aber schon früh, schon mit Winckelmann und Goethe sich aufgemacht hatte, Italien und Rom zu schauen, war sicherlich um Manches zu beneiden, was dem heutigen Romfahrer versagt ist, denn Vieles war noch schöner, poesievoller, unberührter, als in unseren Tagen.

Um mich der treffenden Worte Hermann Grimm's*) theilweise hier zu bedienen, vereinten sich damals die Reste der antiken Werke noch ungleich natürlicher und harmonischer mit den allgemeinen Zuständen.

Das Forum war noch nicht der durchwühlte Platz, wo man die Monumente bis zur Basis aufgegraben, nach Kräften überall geflickt und in eine Art reinliche Erneuerung versetzt hat. Es war noch ein echtes Stück stiller, grüner Campagna und das Colosseum reich und malerisch mit Gras und Gebüsch bewachsen. Vieles an Kunstschätzen, was heute bewundert wird, war freilich noch unentdeckt, ungleich mehr aber noch vorhanden, das später verloren ging, fortgeschleppt oder durch schlechte Restauration verunstaltet wurde. Selbst bedeutende alte Bauwerke gab es damals noch von großem Interesse, von denen seitdem kaum eine Spur mehr zu finden ist. Das herrlichste derselben krönte in wundervoller Erhaltung den Gipfel des Monte Cavo, der Tempel des Jupiter latialis nämlich, jenes uralte Heiligthum, in welchem einst das alljährliche Bundesfest der vereinigten Städte Latiums gefeiert ward, und seine stolzragenden Säulenreihen schimmerten weithin über Land und

*) Goethe in Italien. Ein Vortrag. Berlin, Hertz 1861.

Meer, bis sie erst im Jahre 1783 der Cardinal York, der Letzte der Stuarts, auf schmachvolle Weise niederreißen ließ, um an jener Stelle das jetzige Passionisten-Kloster zu erbauen. — Dieser Akt der Zerstörung eines schönen und ehrwürdigen Bauwerkes, nachdem es die Stürme so vieler barbarischer Jahrhunderte überdauert hatte, ist unbegreiflich und beklagenswerth wie wohl kaum irgend ein anderer. — Sodann war das ganze Leben und Treiben des Volkes unendlich frischer, reicher, ursprünglicher und schöner, als es sich heute den Fremden darstellt. Auch lebte noch das alte heilige römische Reich, und ein Abglanz seines freilich schon verblaßten Ruhmes fiel noch immer zurück auf Rom und mußte namentlich für den Deutschen das Gefühl und die ganze Stimmung der Angehörigkeit außerordentlich erhöhen. Rom rivalisirte noch mit Wien, Paris und London als der Mittelpunkt eines weit gebreiteten Netzes geistiger Gewalt, das Europa mit unsichtbaren Fäden überspannt hielt, und diese Stadt, die heute nur den traurigen Anblick doppelten Verfalles bietet, erfüllte wie Venedig damals noch eine lebendig in sich selbst rotirende Kraft, und die Fremden, die heute dort, auf sich selber angewiesen, so leicht der Einsamkeit verfallen, traten in eine bunte, eigenthümliche Geselligkeit ein, in der das nationale Element anmuthend sich geltend machte. — Und endlich kam zu dem Allen noch die völlig politische Stille und Harmlosigkeit jener Zeit, denn wenn auch wohl schon bei Manchen der ahnungsvolle Gedanke „das liebe heilige römische Reich, wie hält's denn noch zusammen" aufstiegen mochte, so war man doch weit entfernt

davon, sich durch die heranziehenden Wetterwolken in seinem heitern Kunst-, Natur- und Lebensgenusse irgendwie stören zu lassen. Die grundfaulen innern Zustände von Staat und Kirche übersah man entweder, oder amüsirte sich mit Goethe darüber und sah die Schaaren faulenzender Priester und Mönche als malerische Staffage der Landschaft, statt sich ernste Gedanken darüber zu machen oder gar Trauer und Schmerz darüber zu empfinden; so harmlos-glückselig waren die Tage noch. —

Und trotzdem, sehen wir von den eigentlichen Künstlern ab, werden sich die Meisten glücklich schätzen, ihre Romfahrt unter den Zuständen und Annehmlichkeiten der modernen Gegenwart unternehmen zu können, sogar wenn wir auch die Zeitersparniß, Wohlfeilheit, Sicherheit und Bequemlichkeit einer heutigen Reise dabei gänzlich unberücksichtigt lassen. Denn wer wollte es nicht offen bekennen, die erhöhte Anschauung aller Dinge, welche den heutigen Reisenden begleitet, die erweiterte und vertiefte Erkenntniß, welche er für Kunst, Alterthum und Natur mitbringt, und endlich die reichen literarischen Hülfsmittel, die ihm zu Gebote stehen — wie sehr vermögen sie zu entschädigen für Alles, was etwa die neue Zeit an Harmlosigkeit, Eigenthümlichkeit und Schönheit oder Poesie des italienischen Landes und Lebens verwischt haben mag. Und von Jahr zu Jahr wird so der Reisende immer reicher für seine Wanderung gerüstet und ausgestattet, daß der Vorgänger den Nachfolger nicht oft genug zu beneiden hat. —

Gegen das, was heutzutage dem Romfahrer die Reise-

handbücher bieten, war Jenes, mit dem er sich selbst bis weit in's erste Drittel des vorigen Jahrhunderts hinein ausstatten konnte, äußerst dürftig und einseitig zu nennen, es sei denn, er wollte dickleibige Folianten und Fachwerke mit sich schleppen. Und auch nur der Antike und der Renaissance war darin Rechnung getragen, um die altchristliche Kunst und die des Mittelalters kümmerte man sich durchaus nicht. Vasi's Itinerario war lange Zeit das einzigste Handbuch für Rom, dessen letzte Auflage im Jahre 1819 erschien. Man hatte es nur in italienischer und französischer Sprache und ein Blick genügt, um inne zu werden, daß es kaum eine trockenere und dürftigere Aufzeichnung oder Beschreibung der verschiedenen Alterthümer, Kirchen, Paläste, Villen und ihrer Kunstwerke geben kann, als in diesen zwei Bändchen dem Publikum geboten wurde, welchen ebenso jeglicher Hinblick auf Natur, Volksleben und Geschichte der ewigen Stadt fehlte, wie irgend practische Reise- und Aufenthaltsregeln, so daß der deutsche Romfahrer darin für Jahrzehnte gänzlich auf mündlichen Rath angewiesen war. Die practischen Engländer hatten sich bereits längst mit trefflichen Reisehandbüchern versehen, als uns Deutschen erst in den dreißiger Jahren der Münchener Maler und Kunsthistoriker Ernst Förster mit einem solchen beschenkte, welches nun fast drei Jahrzehnte für Italien das einzigste blieb.

Neben der sich mit jedem Jahre mehrenden Reiselust war zugleich ein reges Kunstinteresse und eine ungleich vertiefte und umfassendere Kunstanschauung entstanden, vor Allem als Kugler's und Schnaase's epochemachende Werke

der Kunstgeschichte erschienen, in denen zum ersten Mal die gesammte Kunstentwickelung der Völker im engsten Zusammenhange mit dem Character der Länder, ihrer Bewohner, deren Religion, Geschichte und Kultur dargestellt war, während man bis dahin selbst die einzelnen Kunstzweige höchst einseitig und selten mit vergleichendem Hinblick und tieferer Begründung behandelt hatte. Dazu erschienen bald die auf den ernstesten und gediegensten Untersuchungen begründeten Werke, wie z. B. die große Beschreibung der Stadt Rom und aller ihrer Denkmale von Bunsen und Platner, die Arbeiten Westphal's und Nibby's, Reumont's historisch-genealogische Forschungen, Papencordt's und vor Allem Gregorovius' ausgezeichnete Geschichte der ewigen Stadt, endlich die großen Katakombenuntersuchungen eines de Rossi und Anderer. — Alles dieses folgte in kurzem Zeitraume auf einander, darum konnte es denn seine durchdringende und nachhaltige Einwirkung auf die Entwickelung der Reisehandbücher nicht verfehlen, wie wir auch bald in schönster Weise es bestätigt sehen.

Vasi war nicht länger zu gebrauchen, auch Förster's Buch stellte sich mehr und mehr als zu flüchtig und ungenügend heraus. Es erschien des allbekannten Baedeker's „Führer für Italien", zwar in seiner Weise practisch als Rathgeber, viel zu oberflächlich aber, um den Anforderungen der Bildung zu genügen, wo es Kunst und Wissenschaft betraf. Mit den edelsten Früchten tiefer, kunstgeschichtlicher Studien beschenkte uns aber Kugler's trefflicher Schüler Jakob Burkhart in seinem reichen und ausgezeichneten

Handbuche „Der Cicerone“, welches, wie sein zweiter Titel sagt, ausschließlich „Eine Anleitung zum Genuß der Kunstwerke Italiens“ sein will und Jedem, den dieser Zweck dahin führt, nicht dringend genug empfohlen werden kann. Hundertmal schätzte ich bei seinen trefflichen Fingerzeigen mich glücklich, daß es mir vergönnt war, mit ihm das gelobte Land zu schauen und nicht schon vor dem Erscheinen dieses Buches mit seinem reichen, umfassenden Inhalte, seiner Klarheit und schlagenden Kürze.

Ausschließlich die ewige Stadt und ihre nächste Umgebung behandelnd, erschien sodann 1862 Fournier's „Rom und die Campagna“, zugleich einen sehr genauen Stadtplan und eine Karte von Latium bietend, ebenso practisch als Rathgeber für Alles, dessen der Romfahrer bei seinem dortigen Aufenthalte bedarf, wie fesselnd und belehrend als Führer bei den Alterthümern, Kirchen und Kunstwerken, und zum ersten Mal eine ausgezeichnete Katakombenschilderung bringend. —

Der Verfasser bewohnte als preußischer Gesandtschaftssecretair mit mir die Casa Tarpea und erfreute sich bei seiner Arbeit der thätigsten Theilnahme der damals mit dem archäologischen Institut in Verbindung stehenden Gelehrten. Namentlich verdankt er die regste Mithülfe den Professoren Henzen, Brunn, meinem Freunde Detlessen, dem Topographen Rosa, wie dem Katakombenforscher de Rossi, wodurch es ihm möglich wurde, ein Werk zu liefern, das, obwohl nur aus einem Bändchen bestehend, dennoch vom reichsten, ge-

diegensten Inhalte ist und dem neuesten Standpunkte der Archäologie, wie der Kunstgeschichte volle Rechnung trägt.

Und dennoch wird selbst dieses wieder überragt durch das 1871 zuerst erschienene und später in neuen Bearbeitungen wiederholt aufgelegte umfassende Reisehandbuch von Gsell-Fels, mit welchem Meyer's Bibliographisches Institut in Leipzig unsere Literatur bereichert hat. Dasselbe behandelt Rom und Italien in eingehendster Weise. In den wenigen Zeilen, die hier der Raum gestattet, ist es geradezu unmöglich, ein rechtes Bild vom reichen Inhalte dieses ganz vortrefflichen Reisebuches zu geben, das sogar für den, welchem nicht das Glück zu Theil ward, Hesperien zu sehen, noch eine höchst anziehende Lectüre zu bieten im Stande ist, den Romfahrern selbst vor, auf, wie nach ihrer Reise von einem nicht hoch genug zu schätzenden Werthe ist.

Eröffnet wird das Buch durch eine, bei aller Gedrängtheit doch äußerst lebendige, chronologische Uebersicht der Geschichte, Kultur- und Kunstgeschichte Roms, die, von den ältesten Zeiten beginnend, nicht nur alle irgendwie bedeutsamen und hervorragenden Persönlichkeiten, seien es nun Staatsmänner oder Feldherrn, Kaiser oder Päpste, Künstler oder Gelehrte charakteristisch bezeichnet, sondern selbst auf die Entwicklung der Gesetze und Verfassung Bezug nimmt und vor Allem die Reihe der Kunst- und Baudenkmale im Auge hat, so daß den Wanderer in Rom dadurch stets ein lebendiges Bild der Vergangenheit begleitet.

Die practischen allgemeinen Reiseregeln, welche dann folgen, die sorgfältige Führung zu Allem, was werth ist,

besucht zu werden, die reiche Fülle werthvollster Notizen und Citate aus den besten Schriftstellern, welche Alles belebt, die große Zahl sauberer Grundrisse und Orientirungspläne, sowohl von Städten, als von einzelnen Bauwerken, die trefflichen Karten und endlich der Schmuck der Holzschnitte und Stahlstiche — mit aufrichtigem Bedauern muß ich darauf verzichten, das Alles eingehend und nach Verdienst hier zu würdigen, wie ich's möchte.

So begnüge ich mich denn noch einmal hervorzuheben, wie glücklich sich der Reisende schätzen kann, daß er Rom in unsern fortgeschrittenen Tagen, von der Höhe unserer Erkenntniß und Anschauung und ausgerüstet mit den trefflichen Hülfsmitteln, wie sie unsere Zeit bietet, schauen und genießen darf. Ruhig mag er sich darüber trösten, daß es nicht mehr das Rom ist, wie es Winckelmann und Goethe geschaut haben.

Seinem lieben Mitſchlenderer

Detleffen

zur fünfundzwanzigjährigen Feier gemeinſamer Romfahrt
mit Gruß und Händedruck.

(1884.)

Vor fünf und zwanzig Jahren war's
Wie gern gedenk ich jener Zeit,
Wie gern gedenk ich jenes Jahrs
Voll Schönheit und Glückſeligkeit.

Vor fünf und zwanzig Jahren war's,
Da ging's von Rechtenfleth nach Rom;
Mir gab noch einen Wogengruß*)
Die Weſer an den Tiberſtrom.

Im kunſterfüllten München ſchon
War meiner Wandrung erſte Raſt;
Wie weit wir's in der Kunſt gebracht,
War da zu ſehn im Glaspalaſt.

Und welch ein Feiern, welch ein Feſt,
Welch jubelvoller Aufenthalt,
Denn das berühmte Bier Athen
War ſieben hundert Jahr juſt alt!

Und als der Trubel dann verrauſcht,
Ging's eilends zum gelobten Land,
Wo ich nach wenig Tagen ſchon
Dich wackerſten Gefährten fand.

*) So daß ich völlig durchnäßt an Bord des Dampfers kam.

Und tiefer ging's vereint mit Dir
Nun in Italia hinein;
Glückſeliger als damals wir
Kein Menſch auf Erden könnt' es ſein.

Und wie beſorgt um unſer Wohl
War unſer wackrer Vetturin —
Ja, Campagnini, ja mit Dir
Möcht ich die halbe Welt durchziehn.

Ich hör' noch heute, wenn zu ſteil
Bergan die Straße ſtieg, wie Du
Aus mächt'ger Bruſt nach Ochſen riefſt
Dein lautes langgezognes „Buuh!" —

Vom kahlen Kamm des Apennin
Ging's drauf bergab in ſchnellſtem Lauf.
Toskana! Welche Schönheitswelt
That ſich vor unſern Blicken auf!

Ein einz'ger Garten war das Land,
Cypreſſen ſchmückten alle Höh'n;
Oliven, Feigen, Rebengrün
Ringsum. O Gott, wie war es ſchön!

Auch mancher Villa edler Bau
Winkt hell aus dunklem Grün hervor,
Und zu des Himmels heit'rem Blau
Stieg mancher Glockenthurm empor.

Und dann — wo einſt der Kunſt erblüht
Ein neuer, wundervoller Lenz,
Da lag es vor uns glanzumſtrahlt,
Florenz, das herrliche Florenz.

Da waren wir! Und nun geſchwelgt
Von früh bis ſpät, acht Tage lang,
Bis daß er dann uns mächt'ger rief
Nach Rom, der ew'ge Zauberklang.

Nun nahm uns auf nach kurzer Fahrt
Siena, düſter war's und alt,
Doch machten's Kunſt und Menſchen uns
Zum angenehmen Aufenthalt.

Monteñaschone's „Eſt Eſt Eſt"
Ward drauf an Ort und Stell' probirt,
Im Bergneſt Radicofani
Dann hoch und luſtig einquartirt.

Gedenkſt Du auch Viterbos noch?
Durch ſchöne Brunnen weit bekannt
Und ſchöne Mädchen, doch hat uns
Nur dort der hohe Schnee gebannt.

Gebannt dort faſt drei Tage lang,
Bis endlich dann die letzte Nacht
Vor Kälte ſchier und Sehnſucht krank
In Settevene ward verbracht.

Und endlich — „Ha, wir ſind am Ziel!
Eccola Roma! Schau, o ſchau!
Dort ſteigt ſchon aus dem Häuſermeer
Sanct Peters rieſ'ger Wunderbau."

Wir drückten jubelnd uns die Händ'
Und jubelnd öffneten ſich weit
Die Herzen uns ob ſolchen Glücks
Und ſolcher nahen Herrlichkeit.

Was brauch ich Dir zu ſchildern noch
Die Zeit, die uns hinfort umfing —
Und wollt ichs, meine Sprache wär
Zu arm dafür und zu gering.

Doch ach, wie bald verſtrich das Jahr,
Das Jahr voll Schönheit und voll Glück,
Und Scheiden hieß es und es ging
Von Rom nach Rechtenfleth zurück.

* * *

Nun ſitz ich wiederum dabeim
An meiner Weſer grünem Strand,
Und hinter mir liegt, ach, wie weit,
Die Fahrt nun in's gelobte Land.

Vor fünf und zwanzig Jahren war's! —
Und wenn ich denke jener Zeit,
Und wenn ich denke jenes Jahr's
Voll Schönheit und Glückſeligkeit,

Sag' ich zu mir im Stillen dann
— Und wer auch ſtimmte mir nicht zu —:
Das beſte doch, was ich gewann
Auf meiner Romfahrt — das warſt Du!

Colonnalied.

Gedichtet für die feſtliche Verſammlung der Mitglieder am 26. und 29. September 1879 in München und daſelbſt für alle ferneren Feſte der Geſellſchaft obligatoriſch erklärt.

Mel.: Es alte Burſchen-Herrlichkeit ꝛc.

O ſchöne Zeit, daß du herum,
Da wir, vor langen Jahren,
In Petri Patrimonium
So frei, ſo fröhlich waren.
Du alte Zeit im alten Rom,
Du goldne Zeit am Tiberſtrom!
O jerum jerum jerum.
O quae mutatio rerum!

Da ſchloß ſich der Colonnabund,
Daß jedes Herz ſich freute;
Doch wie in ſeiner ſchönſten Stund',
So blüht er wieder heute.
Ja die Colonna wackelt nicht
Und wenn auch Alles klagt und ſpricht:
O jerum u. ſ. w.

Wie hat ſich Alles umgekehrt
Zu Rom mit einem Male!
Italiens König hoch geehrt
Thront jetzt im Quirinale.
Indeß auf hartem Haberſtroh
Der Papſt nun liegt und ſtöhnt: O, o!
O jerum u. ſ. w.

Ja freilich ſieht es mißlich aus
Heut mit dem Vaticane,
Doch hoch weht von Tarpejas Haus
Des deutſchen Reiches Fahne.
Und dran im neuen Wohnpalaſt
Ruft freudig jeder deutſche Gaſt:
O jerum u. ſ. w.

Man thät Italien ſonſt durchziehn
In ſänftlicher Bewegung
Mit einem wackern Vetturin
Bei kräftiger Verpflegung;
Heut ſauſt man quer durch Berg und Thal,
Wie Donnerſturm und Wetterſtrahl.
O jerum u. ſ. w.

Auch Mancher der Colonnaſchaar
Iſt Anderswas geworden
Und trägt in ſeinem Knopfloch gar
Bewußtvoll einen Orden;
Profeſſor heißt der dritte Mann —
Wer weiß was er noch werden kann!
O jerum u. ſ. w.

Doch bringe, was ſie will, die Zeit —
Wir bleiben treu verbunden;
Hat Rom doch unſern Bund geweiht
In glückerfüllten Stunden.
Nun hält ihn die Erinnerung,
Und heißt es auch im Zeitenſchwung:
O jerum jerum jerum,
O quae mutatio rerum!

Sind die wonniglichen Stunden
Wonniglicher Schlenderei,
Sind sie längst auch nun entschwunden,
Sind sie längst auch nun vorbei —;
Doch im Schaffen dieses Buches
Sollte sich ihr Glück erneu'n,
Aber dreifach bin ich glücklich,
Wenn sich And're d'ran erfreu'n.

467.

Erinnerungsbilder

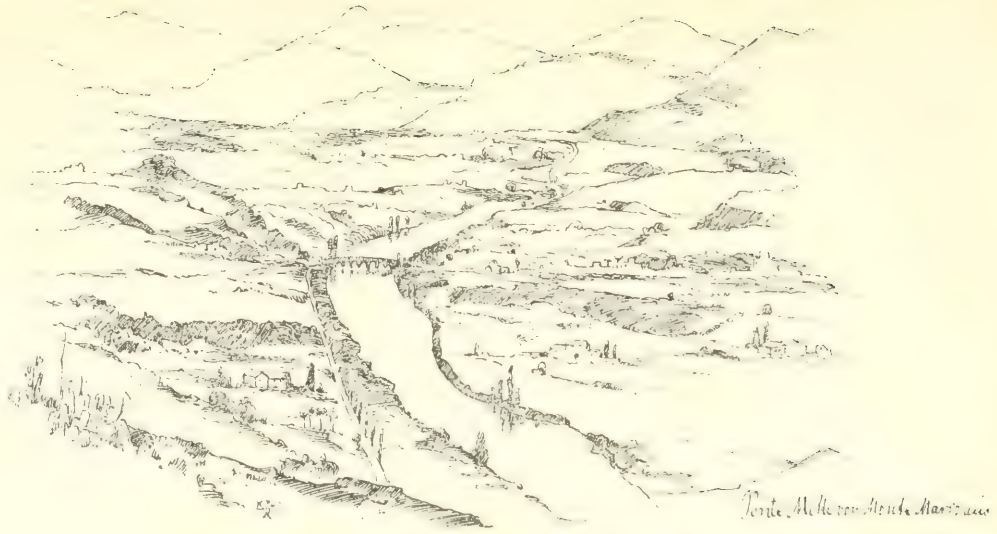
aus der Zeit der

Römischen Schlendertage.

Die Zeit meiner Schlendertage in der ewigen Stadt sollte nicht vorübergehen, ohne daß sie von mir und meinen lieben Freunden auch in Bildern festgehalten wurde. Meine Mappen sind voll schöner Erinnerungsblätter, welche mir so oft die unvergeßlichen Eindrücke und weihevollen Stunden, die ich vor langen Jahren in der alten klassischen Roma verleben durfte, vor Augen und ins Herz zurückführen.

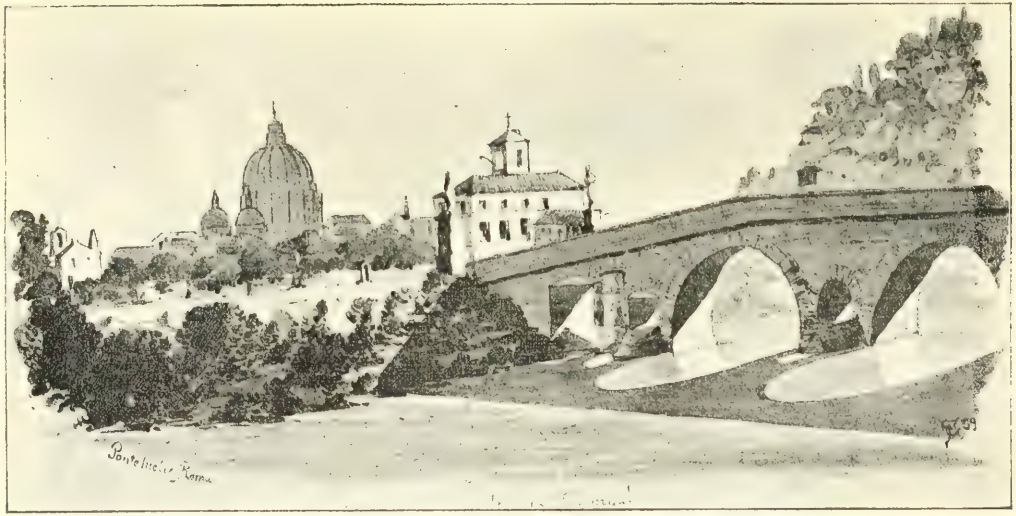
Mein Buch „Römische Schlendertage", in welchem ich alles Interessante und Schöne der ewigen Stadt aus vollem Herzen geschildert habe, hat sich durch seine acht Auflagen in verhältnißmäßig kurzer Zeit, wie es scheint, auch die Herzen der vielen Romfahrer erobert. Bei solch schönem Erfolge denke ich mir, wird eine Auslese aus meiner Bildermappe, welche in nachfolgenden 19 Erinnerungsblättern besteht, den Freunden meiner „Schlendertage" gewiß willkommen sein. Liefern die Blätter doch zu den Schilderungen meines Buches mit dem lebendigen Kolorit der damaligen noch päpstlichen Zeit den frischen, unmittelbaren bildlichen Ausdruck, der zum Theil mit köstlichem Humor zu Tage tritt.

Aus der Zeit der Schlendertage. Gezeichnet 1864 von Otto Knille.



Die Römiſche Campagna im Norden von Rom vom Monte Mario aus.

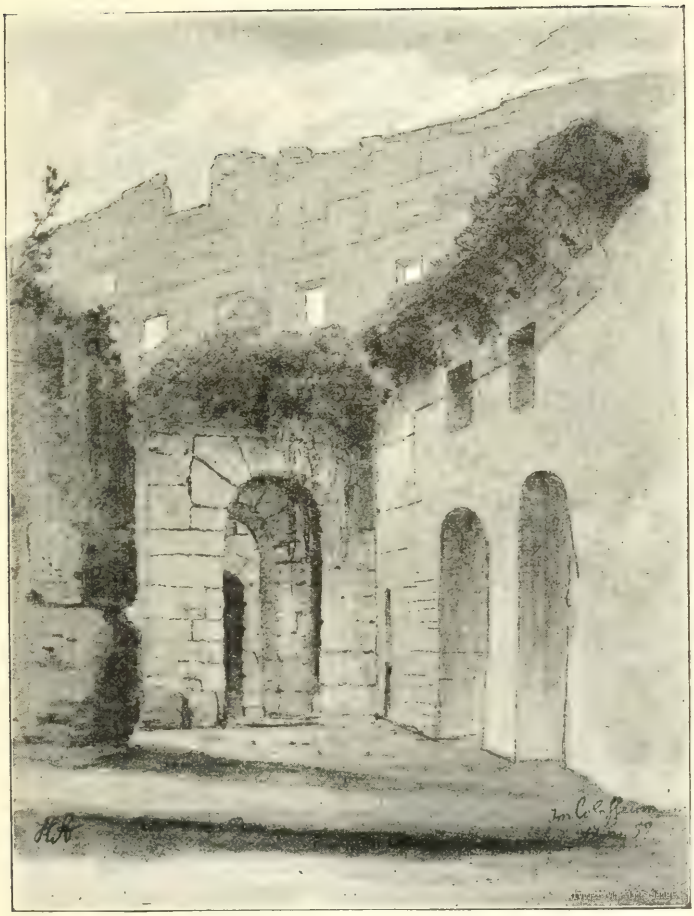
Gez. von W. Stock.



Ponte molle mit Blick auf die Peterskuppel.

Gez. von W. Stock.

Caſa Tarpea, meine römiſche Wohnung auf dem capitoliniſchen Hügel.
Gez. von H. Allmers.



Partie im Coloſſeum.
Gez. von H. Allmers.

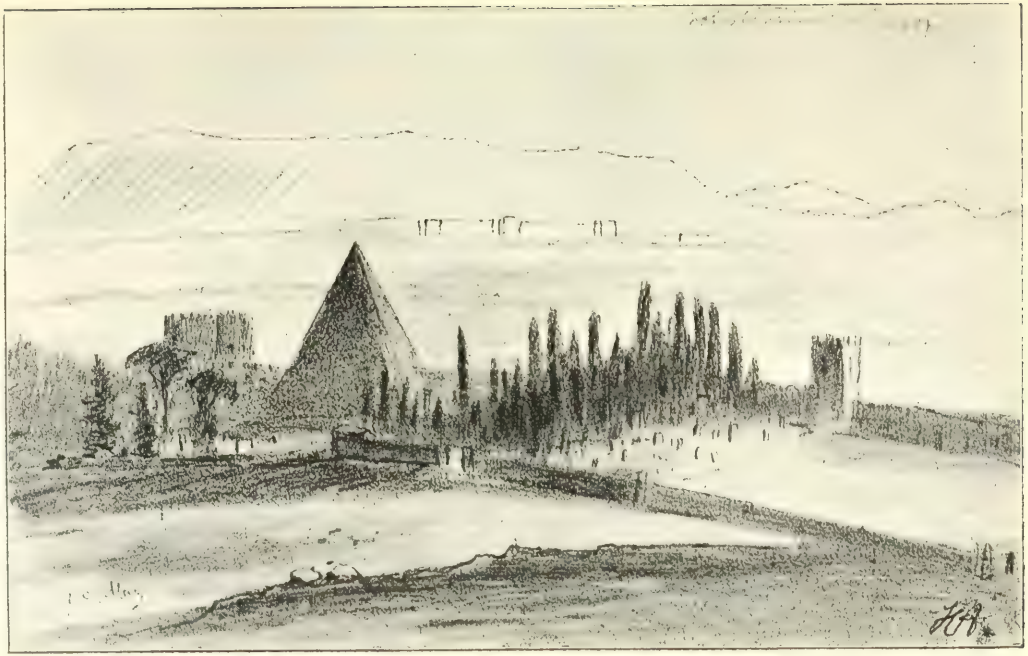
Partie der Kaiſerpaläſte. Palatin.

Gez. von Aug. Caspar.

Partie der Kaiſerpaläſte. Palatin.

Gez. von H. Allmers.

Partie der Kaiſerpaläſte. Palatin.
Gez. von H. Allmers.



Die Cestiuspyramide mit dem protestantischen Friedhof.

Gez. von H. Allmers.

Die Gräberstraße. Via Appia.

Gez. von Julius Zielke.

Die Grotte des Egeria.

Gez. von H. Allmers.

Altes Caſtell in der Campagna. Auf dem Wege nach Tivoli.
Gez. von W. Stock.

Aquäductruine in der Campagna.

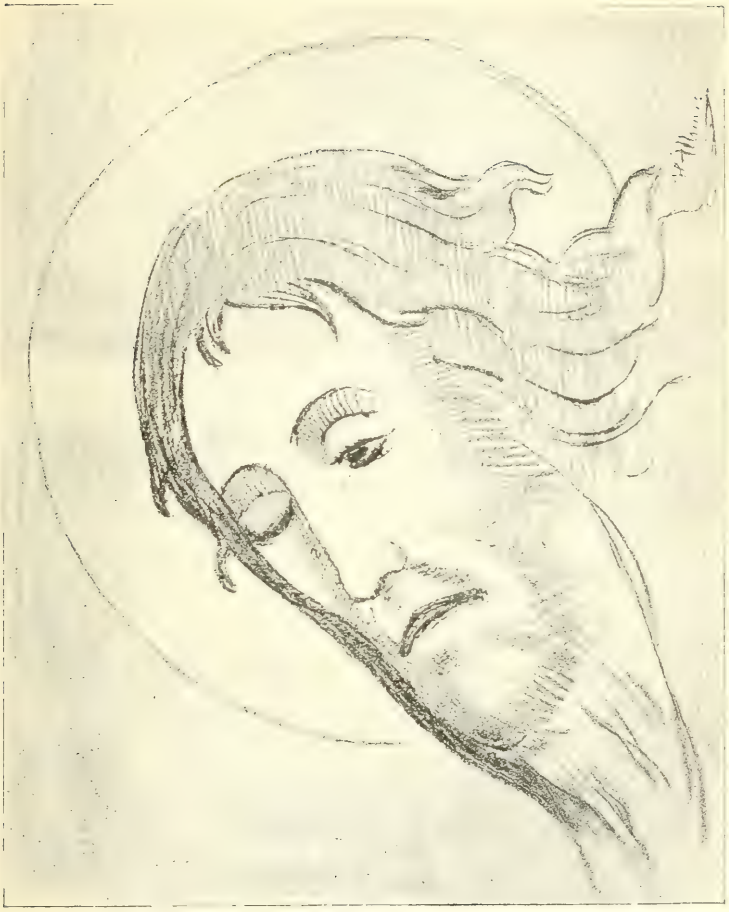
Gez. von W. Stock.

Am Albaneserſee mit dem Blick auf Caſtell Gandolfo.

Gez. von Julius Zielke.

Alte Cypreſſen in der Villa d'Eſte bei Tivoli.

Gez. von H. Allmers.



Das abgeschlagene Haupt Johannis des Täufers.
Altes Fresco in einer Kirchenruine zu Ninfa.
Nach einer davon genommenen Pause.

Zugochsen in der Campagna.
Rauchbild von Robert Lecke.

Schlenderbild im Egeriathal am heiligen Haine.
Gez. von Balthasar Schmitt.

Der römiſche Schlenderer im Kampf mit dem Scirocco.

Ein „unvergeßlicher Tag in der Campagna“. Eins der luſtigen Erinnerungsblätter aus der Geſchichte der „Colonna“. Gez. von Lucae aus Berlin. Erlebt mit ihm und Aug. Tiede.

134225 LG.
A4397r

Author Allmers, Hermann

Title Römische Schlendertage.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU